GRAF VON NORMAN SENIOR

Unser Pferd



B. Żółtowski

Wr. L. Z.

Unser Pferd

Allgemeinverständliche Pferdekunde

636.1.08

von Graf von Norman senior

Band I

mit 69 Zeichnungen von Prof. Kühlbrandt

und 18 Bildern

Wilhelm Limpert-Verlag · Berlin SW 68

W.S.R.-Olsztyn
BIBLIOTEKA
Zakładu Hodowli Koni
~~395~~
~~334/I~~
Biblioteka Wydziału Zootechnicznego W.S.R. w Olsztynie
5606/I

Bildmaterial für dieses Buch lieferten die Photographen:

A. Menzendorf, Berlin NW 87

Elfe Schneider, Zoologischer Garten Berlin

Max Schirner, Berlin SW 68

Photokunst und Illustrations-Verlag Franz Wiskirchen, Berlin-Halensee

Wojew. Biblioteka Publiczna w Olsztynie
636.1
Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie
010-069538

Alle Rechte an Text und Bildern vorbehalten
Copyright 1938 by Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68

Druck von Wilhelm Limpert, Berlin SW 68

Akc d Nr 115/18/Cz

Vorwort

Fast einviertel Jahrhundert ist seit dem Ausbruch des Weltkrieges vergangen, also jener Zeit, als uns das Pferd zur Verteidigung des Vaterlandes begleitete. Abertausende waren es und ungezählte Tausende dieser Pferde blieben draußen, von Geschossen zerrissen oder durch Krankheiten, Seuchen und Hunger hinweggerafft, und was das traurigste ist, — oft auch durch den Unverstand jener, denen es treu diente.

Das ist eines der Erkenntnisse des Weltkrieges: im Pferde das zu sehen, was es uns tatsächlich ist, der treueste Helfer in jeglicher Art, auf der Brotscholle, in friedlicher Arbeit und friedlichem Wettstreit, sowie auch in schwersten Zeiten.

Und noch etwas anderes hat die Nachkriegszeit gebracht: das Eindringen des Gedankens in die breitesten Volksschichten zur sportlichen Benützung des Pferdes und die allgemeine Freude daran!

Freude kann nur dort wirklich aufkommen, wo reibungslose Verständigung ist und diese wieder kann nur dort sein, wo ein tieferes Wissen um das Hilfsmittel Pferd und seine Eigenschaften besteht.

Dieses Wissen möglichst umfassend zu geben und zu ergänzen, und damit die Freude an bester Verwendung des Pferdes zu fördern, soll Zweck und Absicht dieses Werkes sein.

Berlin, im Januar 1938.

Der Verfasser.

I. Teil

Vom Equiden zum Einhufer

Inhaltsverzeichnis

Seite

Entstehung und Geschichte des Pferdes 7

Vom Wildpferd zum Pferd 14

Die Geschichte des Pferdes 18

Die Einhufer 26

Anatomie des Pferdes 28

Das Exterieur des Pferdes 38

Entstehung und Geschichte des Pferdes

Vom Equiden zum Einhufer.

Aus dem Urkeim wurde jedes Lebewesen für den Zweck der eigenen Lebenserfüllung geformt.

Es ist ein menschlicher Zug: Dinge des Alltagsgebrauches, die uns umgeben — gleichgültig, ob Lebewesen oder andere — gemeinhin als eben vorhanden und als ganz selbstverständlich gegebene Hilfs- und Nutzmittel anzusehen, ohne über deren Ursprung usw. sich erst noch lange den Kopf zu zerbrechen. So ist es um das Auto, das Flugzeug und um die Eisenbahn bestellt, deren Bestehen ja nur auf Generationen zurückreicht, und so gar um das Pferd, das seit Jahrtausenden vom Menschen dienstbar gemacht, ihm als ein selbstverständliches, förmlich urgewohntes Hilfsmittel gilt. Es ist eben seit jenen grauen Vorzeiten vorhanden.

Erst dann, wenn der Mensch sich irgendeines Hilfsmittels selbst bedienen muß, erst dann tritt er dem Wesen dieses Hilfsmittels näher und dann ist es ihm selbstverständlich, daß er die Maschine gründlich kennen muß, um sie vollstens zu benutzen und nicht zu ruinieren.

Anders beim Pferd. Dort genügt ihm gemeinhin, wenn er sich gewissermaßen eine Gebrauchsanweisung geben läßt und dann — probiert.

Probieren geht über Studieren, heißt wohl ein Wort, in dessen sinngemäßer Auslegung sehr viel Wahres

steckt, ohne vorausgegangenes gründliches Studieren aber wird jegliches Probieren ein zu teurer Lehrmeister. Es verlangt ja zu viel nutzlose Verausgabung bester Kräfte — ideeller wie materieller — und es raubt uns gar, wenn der Schaden wächst, den besten Teil, die ungetrübte Freude an der Ausübung.

Um ein Pferd richtig in allen Lagen zu verwenden, so, daß seine Kräfte schonendst und doch vollstens verwertet werden; und so sinngemäß bestens: daß dabei immer noch genügend Kraftreserven im Pferde stecken und es nicht sinnlos zugrunde gerichtet wird, muß man vieles um das Pferd wissen. Und je mehr man weiß, um so besser, denn um so weniger Pferdebeine und Pferdecharakter gehen darüber zugrunde, und um so größer und ungetrübter bleibt die Freude im Benützen des Pferdes.

Diesem kurz skizzierten Gedankengang folgend wollen wir demnach in das Gesamtgebiet der Pferdekunde eindringen.

Aus unseren Kindertagen ist uns die Legende eines Gartens Eden bekannt, eines gesegneten Landstriches voll bestem Gedeihen. Nun, einen solchen hat es gegeben, zwar nicht in der farben- und lebensdurchwirkten Art, wie ihn menschliche Phantasie symbolisch malte, sondern — nüchtern-wissenschaftlich besehen — muß es ihn gegeben haben als bestgeeignete Brutstätte für keimendes Leben. Flora und Fauna, Pflanzen- und Tierwelt mußten sich irgendwo auf dem Planeten unter günstigsten Verhältnissen erst für sich entwickelt haben, um den Erdball dann zu beleben, und zwar erst die eine,

um der Tierwelt die zu deren Lebensbedingungen notwendige Nahrung zu bieten und dann erst diese letztere selbst. Und die keimende Entwicklung konnte nur unter Bedingnissen vor sich gehen, die — bildlich gesprochen — ihnen ein Treibhaus der Natur geben konnte. Auf diesem Landstrich werdenden Urlebens reiften also die Urkeime, in denen das Entstehen überhaupt lag.

Langsam ging das vor sich, unfaßbar langsam, wenn es auch nach menschlichen Begriffen ungezählte Jahrtausende umfaßte. Die ewige Uhr in der Werkstatt der allgewaltigen Natur hat ja als Sekundenmaß Jahrtausende. Unfaßbar ist dies förmlich für das menschliche Hirn und es kann sich vielleicht nur dann einen Begriff für diese Zeitspannen machen, wenn es sich vergegenwärtigt, daß es ja gar viele Himmelskörper gibt, uns zwar sichtbar, aber so weit von uns entfernt sind, daß deren Licht viele Jahrtausende braucht, um uns wahrnehmbar zu werden.

In dieser Brut- und Keimstätte jeglichen Urlebens entstanden so vor Jahrmillionen die Erstpflanzenarten und es entstanden die ersten Tiere: die Reptilien. In steter Weiterentwicklung wurden die Schnabeltiere, die ihre Nachkommenschaft auch noch in einer Art von Ei zur Welt brachten; später dann mit Milch groß zogen und in ihrem weiteren Werdegang durch unfaßbare Zeiten zu Säugetieren wurden, die bereits lebende Junge zur Welt brachten.

Ein Schleier undenkbar zurückreichender Zeiten liegt über diesem Werden, der — speziell auf den Entstehungsgang des Pferdes bezogen — erst um die letzte Jahrhundertwende durch Funde von versteinerten Skeletten

in Schichten der Erdablagerungen teilweise gelüftet werden konnte.

Mutter Erde war stets der Nährboden jeglichen Lebens gewesen und sie mußte als Vorbedingung neugestaltenden und sich vervollkommnenden Lebens selbst auch Neugestaltungs- und Umgestaltungsperioden durchmachen. Jahrmillionen umfassen diese Epochen, als deren wichtigste für die Entstehungsgeschichte des Pferdes für uns mit der Tertiärzeit beginnt.

Exakte Forschung hat ergeben, daß es bei ihrem Anbruch sogenannte Condylanthrene, also Urhuftiere, gegeben hat, die fünfzehige Sohlengänger waren. Zu diesen gehörten auch die Equiden, also die Pferdetiere. Ihre Urreste fand man in den ältesten Urablagerungen der Tertiärzeit, in dem sogenannten Eozän und damit wurde auch der erste Beweis für das Vorkommen eines Tieres erbracht, das man als Erstpferdling ansprechen kann und das die Wissenschaft als Eohippus bezeichnet. Dieses Tier weist die genauen anatomischen Merkmale des heutigen Pferdes auf und ist unverkennbar ein Vorgänger desselben, aber — es hatte damals erst noch Fuchsgröße und besaß keine Hufe, sondern war noch ein richtiger Sohlengänger mit vier Zehen, dem die fünfte, der Daumen, als verkümmernder Klunker an den Beinen hing. Die Füße des Eohippus waren demnach der menschlichen Hand ähnlich gestaltet, so, wie wir das bei zahlreichen Vortieren und noch heute bei vielen Tierarten vorfinden. Sie verloren erst im mählichen und weiteren Entwicklungsgang ihre Urform. Das Urpferdchen muß über den ganzen Erdball verbreitet gewesen sein, denn ebenso wie zur Jahrhundertwende die

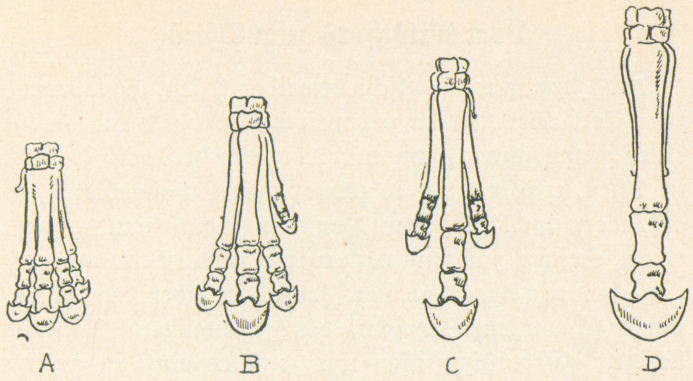
Erstfunde durch den amerikanischen Professor Marsh im Koloradogebirge gemacht wurden, fand man in den gleichen Eozänablagerungen verschiedener Erdteile ebenfalls derartige Reste von Erstpferdchen. So in Patagonien, in Cernay bei Reims, bei einem Meierhof nahe Pikermi bei Marathon in Griechenland, in Kiesgruben bei Wien und auch im Halleschen Kohlenbecken. Selbstverständlich brachten auch Fundstätten in Asien solche Überreste zutage, nur einzig aus Afrika liegen derartige Funde nicht vor, was auch als Bestätigung dessen gilt, daß dieser Erdteil um jene Zeit noch von den gewaltigen Ozeanen überspült war.

Mit diesen Funden ist das Vorhanden- und Verbreitetsein des Erstpferdlings über den damaligen Erdball wissenschaftlich erwiesen und wir finden dieses Eohippus in der nachfolgenden Oligonzeit, dem Oligozän, schon in einer höheren Entwicklung wieder. Die Wissenschaft nennt das Pferdetierchen dieser Epoche Epi- oder Orohippus. Es hat bereits die Größe eines Schafes erreicht, die Hinterhand weist nur mehr drei Zehen auf und die Vorderhand je vier. Die Zehen vorne sind aber ähnlich denen des Schweines gestaltet: zwei starke Vorzehen und zwei dahinter und darüber stehende Kurzzehen. Dieser Entwicklungsgang der Füße weist auf die zunehmende Abtrocknung der Erdoberfläche hin, das Tierchen mußte zur Nahrungsaufnahme an den Füßen so gestaltet sein, daß es in dem schlammigen Teil nicht zu tief einsank. Und in dieser Epoche seiner Entwicklung geht auch eine Änderung seiner Kauwerkzeuge vor sich, sie sind auf Verarbeitung von nur Pflanzennahrung umgeformt, die scharfen Eckzähne sind ver-

schwunden. Ebenso weist auch die Schädelbildung Merkmale zunehmender Intelligenz auf, die Schädelhöhle hat sich vergrößert und gibt so einem größeren Gehirn Raum.

Wieder vergehen dann unfaßbare Zeiten, das Miozän war angebrochen und in den Spuren dieser Periode findet man den Urvorderen des Pferdes als das sogenannte Miohippus. Es hat bereits die Größe eines kleinen Esels erreicht, geht auf zwei Zehen und die Kleinfinger hängen nur noch als Klunker an den Beinen. Hat man schon aus den vorangegangenen Entwicklungsperioden gute, wohlerhaltene Skelette, ja auch Hautfetzen der Vorpferdchen, so fand man aus dieser Epoche seines Werdeganges Überreste, die ganze Hautteile mit daran befindlichem wohlerhaltenem, vollem Deckhaar besaßen. Daraus ließen sich somit auch einwandfrei Feststellungen machen, wie diese Urpferdchen in der Farbe ausgesehen haben müssen und das wieder erhärtete die Richtigkeit der Folgerungen über den Werdegang zum Pferde, denn die Färbungen der Deckhaare wiesen den gleichen Grundton auf, den jene der Wildpferde z. T. noch heute besitzen.

Dieses selbst entstand in dieser Fortentwicklung im sogenannten Pliozän, ist bereits ein ausgesprochener Zehengänger und Einhufer und wird als Hippus bezeichnet. Zum Verständnis des Begriffes Einhufer dient wohl am besten die menschliche Hand: die Einhufer gehen auf dem Mittelfinger, dessen Horn sich zur schützenden Hülle als Huf gestaltet hat. Die Zeige- und Ringfinger sind verkümmert und bilden die sogenannten Griffelbeine unterhalb der Knie und Sprunggelenke;



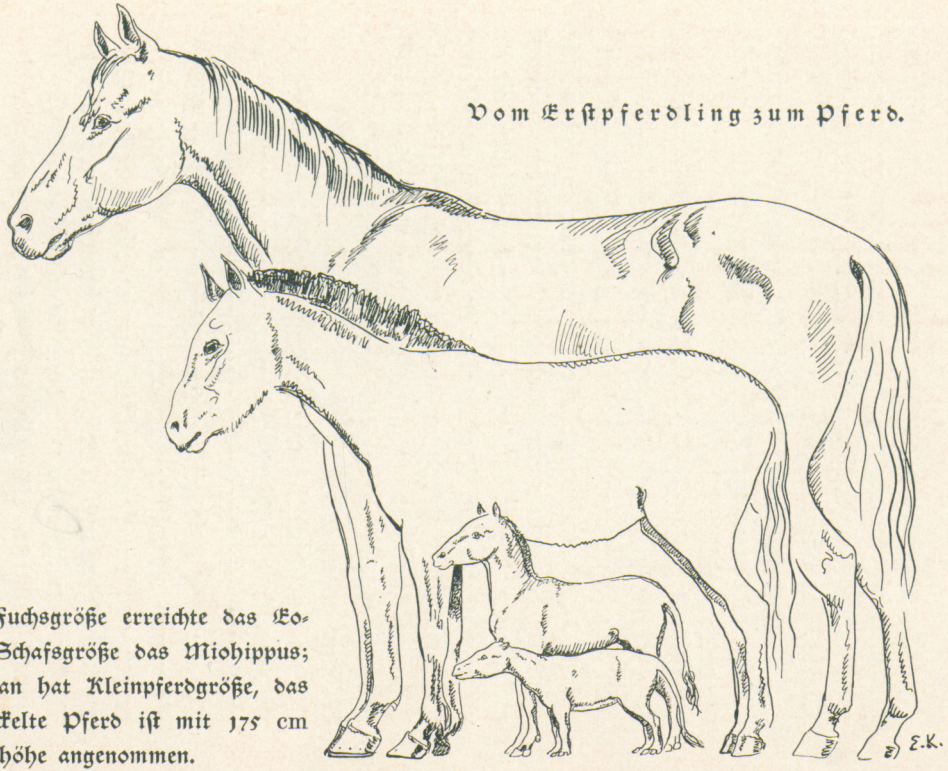
Entwicklungsvergleich zum Einhufer.
A Fußskelett des noch vierzehigen Eohippus. — B das eines Miohippus. — C das des Hipparion. — D das eines Pferdes.

der Daumen ist als sogenannte Kastanie gewissermaßen durch seine Nagelhornbildung noch an den Innenteilen der Beine sichtbar, während der kleine Finger endgültig abgefallen ist. Bei den ersten Wildpferdchen, von denen berichtet wird, ist als besondere Charakteristik angeführt, daß dieser kleine Finger, diese Zehe, im Verkümmern noch an ihren Beinen hing. Übrigens findet man in Schriften bedeutender Naturforscher und auch in denen von Goethe wiederholt Hinweise, daß selbst beim Pferd von heute Abnormitäten dieser Art ab und zu wieder auftreten und verkümmerte Zehen sichtbar werden. Und historisch erwiesen ist, daß das berühmte Pferd Alexander des Großen, Buccephalos, eine ausgesprochen zweite Zehe am Bein hängen hatte. Das wird als ganz besondere Merkwürdigkeit jenes doch schon ausgesprochenen Pferdes angeführt.

Vom Wildpferd zum Pferd

Das Hippus war entschieden über Asien, Europa und zum Teil über Afrika verbreitet. Es hatte die Größe eines gutgebauten Pony und lebt noch heute in Freiheit in Asien, während es in Europa in Schongebieten, so besonders im Merfelder Bruch in Deutschland gehegt wird. Seiner Färbung nach war es und ist es auch noch ein schmutzig-braun-grauer Falbe, der über den Rücken einen schwarzen Streifen, den sogenannten Aalstrich besitzt. Historisch wissen wir, daß es einst in großen Rudeln, Herden, als Wildtier waldgeborgen lebte und vom Menschen als Beute gejagt wurde. In diesem Jagen erkannte der Mensch wohl die großen Vorzüge dieses Tieres und er suchte seiner lebend habhaft zu werden. So fing er sich den Hippus ein, machte ihn zum Haustier und im weiteren Werdegang sich dienstbar. Wissenschaftlich nennt man solch ein Zusammenleben von Lebewesen verschiedener Art zum Zwecke gegenseitiger Dienlichkeit Symbiose. Der eine Teil bietet dem anderen Existenzmöglichkeit, also erforderliche Lebensbedingungen, während der andere dies gewissermaßen durch Dienstverrichtung ausgleicht. So also ist auch das Verhältnis Mensch zum Pferde zu betrachten: das seiner Freiheit entrissene Tier erhielt unter neuen Lebensbedingnissen Nahrung, zunehmende Pflege, Wartung und Unterkunft, und es gab dafür Arbeitsverrichtung mannigfacher Art, die wieder durch die zunehmende Versorgung des Tieres durch den Menschen eine zunehmende Entwicklung des Tieres hervorbrachte und sich damit in Leistungsvermehrung stei-

Vom Erstpferdling zum Pferd.



Bis zu Fuchsgröße erreichte das Eohippus; Schafsgröße das Miohippus; der Tarpan hat Kleinpferdgröße, das vollentwickelte Pferd ist mit 175 cm Widerristhöhe angenommen.

gerte. Eng verknüpft mit diesem Werden, das bereits in die Diluvialzeit fällt, sind auch die aus der Symbiose resultierenden Entstehungen von Rassen und Pferdefarben, auf die wir noch später zu sprechen kommen, markant aus dieser Epoche ist aber das Entstehen eines Tieres, das wir als Pferd bezeichnen.

Bevor wir nun auf dieses selbst zu sprechen kommen, ist eine merkwürdige Lücke auszufüllen, die den Erdteil Amerika betrifft.

Wie bei Erwähnung der Funde speziell Amerika als eine Hauptfundgrube für Skelette usw. der Erstpferdchen angeführt wurde, so ist von diesen bis zum eigentlichen Pferd eine unendliche Lücke, denn es finden sich keinerlei Spuren mehr über das Vorhandensein eines weiterentwickelten Wildpferdes oder dergleichen wie in anderen Erdteilen. Dafür gibt es eigentlich noch keine Erklärung, die streng wissenschaftlicher Prüfung vollkommen standhalten würde, und der Tatsache gegenüber stehen nur die verschiedensten Annahmen, die Erklärung geben sollen.

Es ist geschichtlich wie wissenschaftlich erwiesen, daß in Amerika das Pferd erst wieder 1518 auftauchte, als es Cortez mit seinen Scharen aus Europa mitbrachte. Gerade dem Mitbringen von Pferden ist ja der leichte Sieg und die leichte Eroberung eines wehrhaft bevölkerten großen Landstriches zuzuschreiben, dessen Einwohner Pferd und Mensch als ein gemeinsames höheres Wesen betrachteten, vor dem sie abergläubisch sich in Furcht beugten. Und ebenso ähnlich ist es um die Eroberung von Südamerika bestellt, da erwiesenermaßen erst die Portugiesen 1531 das Pferd mit sich nach Brasi-

lien brachten. Die Lücke, die sich also mit dem Verschwinden der zum Hippus gewordenen Erstpferdlinge bis zum Wiederauftauchen eines richtigen Pferdes in Nord- und Südamerika ergibt, wäre demnach zu füllen.

Es gibt da zahlreiche Erklärungen, aber und wie gesagt — sind es alles nur Hypothesen. Man wollte in den wilden Mustangs der Prärien usw. eine unentdeckte Fortentwicklung gefunden haben, aber das ist nicht nur unmöglich, da die jagende Urbevölkerung doch sicherlich solch ein Tier gekannt hätte, und da überdies einwandfrei bewiesen ist, daß diese ganzen Mustangherden der Indianergeschichten nichts weiter als entlaufene, freigelassene und zurückgelassene Nachkömmlinge jener Pferde sind, die Cortez und die Portugiesen nach Mexiko resp. Brasilien gebracht hatten. Eine andere wissenschaftliche Erklärung glaubt an die Abwanderungsmöglichkeiten der Erstpferdlinge über den Landweg, der damals Amerika noch mit den übrigen Erdteilen verband. Möglich, aber immerhin ist zu erwägen, daß es ja nicht einzelne Tiere, sondern ganze und gewaltige Herden gewesen sein mußten, die so das alte Amerika entvölkert hätten, und die auf ihrem langen Wege aber wohl kaum genügend Nahrung gefunden hätten, man sonach auf den Inseln, die als Reste der einstigen Festlandsverbindungen übrigblieben, geradezu ungeheure Funde an tierischen Knochenresten usw. gemacht haben müßte, was aber überhaupt bis jetzt nicht der Fall war. Eine weitere Annahme spricht von gewaltigen Naturkatastrophen, die diese Pferdetiere vernichtet hätten. Diese Möglichkeit weist aber logischerweise die Lücke auf: wieso sich denn dann ungezählte andere Lebewesenarten über die

Katastrophe gerettet haben und nur gerade die Equiden durch sie umgekommen wären? Eine einzige Annahme hat etwas für sich und das ist die Erklärung durch ein infektiöses Sterben. Die Pferdesterbe, die sogenannte „ungesalzene", also nicht eingewöhnte Pferde in Afrika befällt, ist uns bekannt und ebenso auch die verheerenden Infektionsstiche der Tsetfliege, die ganze und enorme Rinderbestände Afrikas vernichtete. Diesen Naturgeschehnissen gegenüber hat der menschliche Geist als Abwehr Serumpräparate ersonnen, die aber natürlich um jene, Jahrtausende zurückliegende Zeiten bei den Urvölkern Amerikas noch nicht existierten. Es mag daher wohl eine derart ähnliche, durch Insekten übertragene Krankheit, eine Seuche, die nur Pferdetiere befiel, in Amerika alle diese Arten hingerafft haben.

Wie gesagt, das sind lauter Annahmen, wissenschaftlich und vollkommen einwandfrei ist in dieser Hinsicht nichts weiter erwiesen, als daß tatsächlich vom Hippus ab jede Spur der Fortentwicklung, ja überhaupt des Vorhandenseins von Pferdetieren in Amerika abbricht und erst mit Beginn des 16. Jahrhunderts und mit den nach dort gebrachten europäischen Pferden wieder einsetzt.

Die Geschichte des Pferdes

Aus Funden, die zur späteren Epoche der Pfahlbauten, also etwa auf 6000 bis 7000 Jahre vor unsere Zeitrechnung zurückreichen, ist ersichtlich, daß das Pferd schon damals vom Menschen gezähmt, gezüchtet und verwendet worden sein mutz. Marauf weisen nicht nur die Knochenfunde, sondern auch solche, die Hilfsmittel zur Benützung

des Pferdes zutage förderten, wie primitive Zaum- und Sattlungsteile. Auf eine richtige Spur der Verwendung des Pferdes führen uns aber erst die ältesten historischen Beweise, die der streng wissenschaftlichen Prüfung standhalten und die in das älteste Kulturland, nach Ägypten führen. Nach griechischen Geschichtsschreibern soll Sesostris, der der 12. Dynastie der Ägypter angehörte, bereits 27 000 Kriegswagen besessen haben und die sagenhafte Semiramis gar deren 100 000 und überdies eine Million Reiter. Nun, wenn auch diese Zahlenangaben wohl etwas stark übertrieben sein dürften, weisen sie bereits auf eine große Verwendung des Pferdes hin und einwandfrei ist dies festgestellt für 1740 v. Chr., zu welcher Zeit das Pferd in Ägypten tatsächlich bereits sehr verbreitet war. Ägypten ist überhaupt als das Land zu bezeichnen, in dem die älteste kulturelle Verwendung des Pferdes stattfand und auch seine Zucht bereits sinngemäß betrieben wurde. Wie hoch das Pferd im Ansehen stand, beweist, daß die Wagenlenker der ägyptischen Könige fürstlichen Blutes sein mußten und sowohl Ramses II. als auch Ramses III. dafür nur ihre eigenen Söhne als gut genug erachteten. Geschichtlich erwiesen ist auch, daß aus Ägypten 1550 v. Chr. die ersten Pferde nach Griechenland eingeführt und daß 1450 v. Chr. solche bereits in Pferderennen, den Wagenrennen gelegentlich der Olympischen Spiele, verwendet wurden. Nach Herodot war auch Babylon ein besonders hochstehendes Pferdezuchtgebiet und er spricht von einem Edelgestüt, das 60 000 Stuten und 8000 Hengste umfaßt habe. Ebenso schreibt Herodot über die Pferdezucht der Perser am Kaspischen Meer, die unter Cyrus einen

großen Aufschwung genommen hatte. Die Perser hatten damals schon eine Art von Pferderennen, die, vom Gesichtspunkte der Weiterzucht abgehalten, die Besten, die Siegreichen zur Fortzucht besonders begehrt machten. Leider fehlen darüber nähere Angaben, erwiesen indessen ist, daß ein anderes Reitervolk, die Hettiter, bereits 1400 v. Chr. sogar Trainingsvorschriften besaßen, die der damalige Stallmeister Kikuli des Königs verfaßte. Wir kommen auf sie noch zu sprechen (Heft 5).

Die Geschichte des Araberpferdes, das heute als der Typ des edelsten orientalischen Blutes anerkannt ist, reicht nicht so weit zurück, im Gegenteil ist geschichtlich erwiesen, daß dieses Volk vorwiegend Kamele benützte und eine Reiterei erst durch Mohamed geschaffen wurde. Der schon oft erwähnte Herodot schreibt z. B., daß die Araber, die den Kriegszug von Xerxes mitmachten, auf Kamelen beritten waren; aus einer Keilinschrift 733 v. Chr. geht ferner wohl hervor, daß König Taglatfallazar II., als er Arabien eroberte, große Beute an Rindern und Kamelen machte, von Pferden ist nichts erwähnt. Ebenso schreibt Plinius über allerlei Tiere, die er in großer Zahl in Arabien vorfand, doch erwähnt er nichts von Pferden. Wie gesagt, bis in die Zeit Mohameds muß also der Pferdebestand in Arabien ein ganz geringer und auch nicht besonders hochwertiger gewesen sein. Als der Prophet 625 am Berge Ohod bei Medina durch eine Reiterattacke, die Caled Ebn-el-Wallid führte, eine schwere Schlappe erhielt, wandte er sein Augenmerk der Vervollkommnung seiner Reiterei zu und von da ab entstand eine geordnete Pferdezucht, als deren Stamm zum Teil die flinken Pferde der Sara-

zenen sowie Perser benutzt wurden, die sich aber in ihren edelsten Linien auf fünf hervorragende Stuten stützte.

Im allgemeinen wurde das Pferd von der Menschheit zuerst als Reittier benützt, als Hilfsmittel für Jagd- und Kriegszüge. Die Hunnen, Tataren, Avaren und Magyaren kamen auf ihren Rossen nach Europa und überhaupt blieben die asiatischen Volksstämme bei der Benützung des Pferdes als Reittier, es war ihnen viel zu edel und wert für andere Benützung, ihre schweren Karren wurden durch Rindergespanne vorwärtsgezogen. So ist es auch historisch erwiesen, daß die Assyrier bereits 1000 v. Chr. sogar eine wohlorganisierte Reiterei als Kriegsvolk besaß.

Anders war es in Afrika. Die Eroberungszüge der Ägypter lehrten sie den Kriegswagen erfinden. Der Wucht, der durch mehrere Pferde gezogenen, anstürmenden und bewehrten Kriegswagen, hielten die feindlichen Krieger nicht stand. Der Kriegswagen wurde sonach das Hauptinstrument des ägyptischen Heeres. Er wurde ständig verbessert, andere antike Völker übernahmen ihn gleichfalls und in Ägypten selbst entstand als eine furchtbare Kriegswaffe der „Sichelwagen". Mit abstehenden Schwertklingen versehen und die Feinde niedermähend, fuhren diese Schrecken in deren Reihen. Aber sie hatten auch ihren Nachteil, man ersann Gegenmaßnahmen, um die Pferde zu schrecken und zur Umkehr zu bringen und dann richteten diese Sichelwagen Verheerung und Panik in den eigenen Reihen an. Die Kriegswagen verschwanden verhältnismäßig rasch aus der Kriegsführung.

Dies wieder führte selbstverständlicherweise sowohl zur Vervollkommnung der Hilfsmittel selbst, als auch

der Reitausübung. Auch darauf werden wir später noch eingehen. Erwähnt sei hier nur, daß bereits Xenophon 400 v. Chr. ein Reitanweisungsbuch verfaßte.

Die Verwendung des Pferdes in Europa reicht greifbar nicht so weit zurück, wie die vorgeschilderte, immerhin weiß die Geschichte bereits von der Reiterei der Germanen zu erzählen. So soll der germanische Fürst Arioviſt 6000 Reiter beſeſſen haben und erwieſen iſt, daß die germaniſche Reiterei der römiſchen eine ſtattliche Anzahl ſchwer Berittener, alſo das nordiſche Pferd benützender Reiter, entgegenſtellte. Plinius ſchildert dieſe germaniſche Reiterei recht anſchaulich.

In Allgemeinverwendung ſtand aber das Pferd weitaus nicht ſo verbreitet und weitaus nicht ſo gut gezüchtet wie bei den Reitervölkern. Es war immer noch das Pferd bevorzugter Stände, wurde in fürſtlichen Stutereyen auch edel, doch nicht immer ſinngemäß gezogen und es war das Kampfhilfsmittel des ſpäteren Rittertums. Eine breite Verwendung trat erſt gegen die Mitte des vergangenen Jahrtauſends auf.

Hingegen nahm das Pferd eine beſondere Stellung ſchon im Urleben des Germanentums ein. Es galt als das edelſte der Tiere und als ſolches das den Göttern wohlgefälligſte, und wurde daher an beſonderen Tagen ihnen auch geopfert. Zu dieſem Zwecke wurden milchweiße Schimmel gezüchtet und darauf z. B. führt Stuttgart ſeinen Namen zurück, der heilige Hain dort bildete einen Stutgarten, alſo die Zuchtſtätte für göttergeweihte Roſſe. Zur Sonnenwendzeit im Frühling wurden dieſe ſchneeweißen Edeltiere von den Germanen auch vor den Sonnenwagen geſpannt.

Diese Art mythische Stellung nahm das Pferd übrigens auch bei allen Völkern des Altertums ein. Wir wissen, daß die asiatischen Reitervölker schneeweiße Hengste den Kriegsgöttern opferten und ihre Oberpriester aus dem Zucken des Herzens dieser Opfertiere den Ausgang des Kriegsunternehmens weissagten. Und ebenso wissen wir durch Geschichte und Überlieferung, daß man bei vielen Völkern Schicksalsentscheidungen dem Verhalten des edelsten Tieres, dem Pferde, überließ. Aus der großen Zahl der Überlieferungen seien zwei der interessantesten herausgegriffen.

Als 521 v. Chr. der Thron des Perserreiches freigeworden war, gab es für ihn sieben Anwärter. Um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, traf man ein Übereinkommen, daß der den Thron besteigen sollte, dessen Pferd die aufgehende Sonne zuerst durch Wiehern begrüßen würde. Und dieses Pferd war das Leibroß des nachmaligen großen Königs Darius, denn als die ersten Morgenstrahlen die Tauperlen des Lagers erglitzern ließ, in dem die sieben Rosse vereint die Nacht verbracht hatten, war es das Schlachtroß von Darius, das laut wiehernd den Tag begrüßte.

Zu diesem Gottesurteil weiß allerdings die Forschung zu berichten: daß das Ergebnis nicht so ganz einwandfrei und nur dem Zufall überlassen war. Um ihrem Herrn den Thron zu sichern, sollen seine Anhänger die Lieblingsstute windwärts am Lager vorbeigeführt haben und das Wiehern des Hengstes galt mehr der Witterung der Stute, als dem jungen Tag.

Ähnlich ist auch das Gottesurteil, dem sich die Böhmenkönigin Libussa unterwarf, als sie zur Gattenwahl durch

die Priesterschaft gedrängt wurde. Sie gab kund, daß ihr ein Traum geworden, nach welchem ihr Zelter sie zu einem Mann geführt habe, der an eisernem Tisch sitzend sein Mahl von diesem verzehrte. Dieser Entscheidung wurde stattgegeben und Libussa bestieg ihr milchweißes Leibroß, das führlos und ungezügelt seinen Weg nehmen konnte. Weit zog es hinaus, um bei einem Mann stehen zu bleiben, der auf dem Felde an seiner Pflugschar saß und dort auf dem Eisen der Schar sein Mahl ausgebreitet hatte. Dieser wurde Gemahl der Königin.

Auch hier weiß die Forschung den bittern Vermerk zu dem so schön klingenden Gottesurteil zu setzen: daß dieser Landmann sein Feld mit Hafer bestellte und ein offener Sack mit diesem Saatgut gleichfalls dicht an der Pflugschar stand und von Libussas Zelter nicht ganz unbeachtet und unberührt blieb.

So ließen sich aus Volksglauben und Überlieferung ungezählte Begebenheiten anführen, die sich — nüchtern betrachtet — auf mehr oder weniger stark korrigierte Zufälle durch menschliche Mitwirkung reduzieren würden. Dem hohen Glauben an das Pferd und seinem Nimbus im Volke tat das aber keinen Abbruch und aus diesen Geschichten tritt uns entgegen: die Symbolik der Farben, die das Volk dem Pferde gab. Weiß, also Schimmel, charakterisiert nicht nur den Begriff Reinheit, sondern auch den des Hehren. Heldengestalten usw. setzte der Volksglaube auf blüten- oder schneeweiße Schimmel, und auch die Heerführer früherer Zeiten benützten zumeist Pferde dieser Farbe. Das allerdings hatte auch einen nüchternen Grund. Die leuchtende

Schimmelfarbe ſollte dem Anhang ſtets zeigen, wo der Führer iſt und ſpäter, als die Kriegsführung für den Schlachtenlenker den „Feldherrhügel" erforderlich machte, ließ das leuchtende Weiß erkennen, wohin Botſchaften, Meldungen und Nachrichten, die auf den Gang der Ereigniſſe von wichtigem Einfluß waren, zu bringen ſeien. Als Gegenſatz: das Dämoniſche, das Böſe, das Feurig-Unſtete und das Nächtliche, verkörperte ſich im Begriff Schwarz, alſo dem Rappen. Das Goldig-Glänzende der Füchſe galt auch als prunkvoll. Der Iſabell, das ſeidigglänzende Gelbpferd nahm wieder bei vielen ſüdlichen Völkern die Stellung des Schimmels ein und in der Art gab es ja für jede Farbe zahlreiche Deutungen. Wenn wir auf das Haarkleid des Pferdes zu ſprechen kommen, werden wir nach dieſer Hinſicht noch manches erfahren.

Damit iſt in Umriſſen aus der Geſchichte des Pferdes wichtig Wiſſenswertes herausgegriffen. Ergänzend wäre noch darauf hinzuweiſen, daß der deutſche Volksglauben die Höchſtſtellung des Pferdes vielleicht am beſten damit charakteriſiert hat, daß er ſeinen Obergott Wodan beritten machte und ihm als beſtes der Roſſe den achtbeinigen Sleipnir zuſchrieb. Ebenſo waren nach Kriegerglauben die Walküren beritten, die die Gefallenen zu ewigen Freuden nach Walhalla holten. Der Geſamtkomplex einer Geſchichte um das Pferd iſt ſo enorm und umfangreich, daß noch näher einzugehen zu weit ab vom eigentlichen Thema führen würde.

Zurück daher zu dieſem, ſei hier noch kurz geſtreift, daß als Zeitpunkt einer richtigen Verwendung des Pferdes als Zugpferd erſt mit der Wende des 11. zum

12. Jahrhundert anzusetzen ist. Jetzt zunächst seien die dem Pferd direkt verwandten Tierarten noch kurz besprochen:

Die Einhufer

Zu dieser Gattung Tiere, den ausgesprochenen Zehengängern, deren Fußende mit einem Hornschuh als Schutzhülle umgeben ist, zählen wir das Pferd, den Esel, die Kreuzungsprodukte dieser beiden: das Maultier und den Maulesel, ferner den Tarpan, das Dschiggetai, das Quagga und das Zebra.

Auf das Pferd kommen wir ja an und für sich ausführlich zu sprechen; es seien demnach zuerst seine Abarten angeführt. An Eseln, Mauleseln und Maultieren besitzt Deutschland im Verhältnis zu anderen Staaten einen eigentlich nur verschwindend geringen Prozentsatz. Vorwiegend werden diese Einhufer in Spanien und Italien, dann auch im südlichen Frankreich verwendet und auf sie näher einzugehen erübrigt sich hier.

Der Tarpan ist die europäische Spielart des Wildpferdes, und diesem in Bau usw. gleich. Früher war der Tarpan auch in großen Herden speziell in den deutschen Wäldern heimisch und bildete das, was wir heute als Wildpferd bezeichnen und in den Schongebieten hegen, was dort aber in Wirklichkeit nicht mehr so ganz das von Kultur unberührte Wildpferd des Einst ist.

Das südafrikanische Wildpferd — wenn wir es so nennen wollen — ist das dem Esel nahe verwandte Zebra, das man wegen der schwarzen Zeichnung auf den weißen, dem ägyptischen Esel ähnlichen, Deckhaaren

auch als Tigerpferd (Hippo tigris) bezeichnet. Es lebt in großen Herden in Afrika und gilt im Großen als unzähmbar. Den Gegenbeweis dafür bilden Zebras, die unter europäischem Dressureinfluß nicht nur in Zirkusvorführungen zu sehen sind, sondern auch zu Beginn dieses Jahrhunderts als ein ganz richtiges Kindergespann oft im Tiergarten zu sehen war.

Das Quagga ist dem Zebra wieder am nächsten verwandt und so ziemlich ausgestorben. Auch dieser Einhufer gehörte zu den Pferdearten Südafrikas, war im allgemeinen braun und am Bauche und der Innenseite der Schenkel weiß, während es nur am Kopfe, dem Hals und der Brust grauweiß gestreift war.

Aus verschiedenen Kreuzungen, die teils künstlich vorgenommen oder im Freileben der Tiere erfolgten, gibt es heute verschiedene Varianten in der Streifung und deren Zeichnung und danach werden auch verschiedene Zebraarten unterschieden.

Das Dschiggetai ist der mongolische Halbesel und sein Name leitet sich auch aus der mongolischen Bezeichnung „Langohr" ab. Eigentlich ist es das zierlichste und dabei flinkste und zugleich ausdauerndste dieser Halbeselarten, ein Einhufer, der nur in Rudelfamilien lebt, die von einem Hengst geführt werden. An sich gilt das Dschiggetai in seinem Urzustand als unzähmbar, in seinen Kreuzungsprodukten aber, besonders mit dem Esel und dem Pferd, sind schon sehr verwendbare Abarten entstanden.

Nach dieser Abschweifung wollen wir nunmehr die Bauart des Pferdes selbst uns eingehender betrachten.

Wiejska Biblioteka Publiczna w Olsztynie

Anatomie des Pferdes

Ob auch der Zügel golden sei,
Das Pferd macht er nicht fehlerfrei!

Die wissenschaftliche Definition dieses Wortes ist, mit Zergliederungskunde am trefflichsten gekennzeichnet und ihre Abart wieder, auf das tierische Leben bezogen, bildet die Zootomie. In sich selbst gliedert sich die Anatomie in eine praktische, die die Lehre der Methoden und Handgriffe zur Zergliederung selbst umfaßt, und in eine theoretisch Anatomie, die den Bau schildert und beurteilt. Uns kommt es nur auf die letztere an.

Ein Grundzug des menschlichen Geisteslebens liegt im Forschungsdrang, also Interesse für das, was — wie man so zu sagen pflegt — ihm in die Hände gerät. Wir sehen ja schon bereits im Kind diese Art Forschungsdrang, der es dazu bewegt, das Innere von Puppen und dergleichen ergründen, also kennenlernen zu wollen. Später bleibt in speziell wissenschaftlich Gebildeten dieser Drang noch wach, geht aber bereits in geregelten Bahnen und wird so der Mitmenschheit zu offenbarender Aufklärung.

Früh war also auch schon der Forschungsdrang im Menschen: das Pferd, diesen seinen Mithelfer, der Bauart usw. nach kennen zu lernen. Im Äußeren, im Exterieur des Pferdes, wie man das benennt, wurden bald die allgemein gültigen Bezeichnungen, also die Fach-

benennungen, die noch heute in ihren wissenschaftlichen Benennungen ihre Gültigkeit haben.

Dann trat der Wunsch dazu, die Bauart, dem Knochengerüst nach, kennen zu lernen und daraus wurde wohl die erste Zusammenstellung eines Knochenskelettes des Pferdes, das in seiner Zusammenfügung den losen Zusammenhang des Traggerippes eines Pferdekörpers ergab.

Wieder weiter ein Schritt führte zur Kenntnis der inneren Organe des Pferdes, sowie des Blutkreislaufes, der in diesem Pferdekörper pulsendes Leben vermittelt, und abermals weiter erstreckte sich die Forschung auf die den Körper bewegenden Muskel und Sehnen usw. Alle diese Zusammenhänge ergaben nicht nur eine genaue Kenntnis des Pferdekörpers und seiner Funktionen, sondern bildeten und bilden die Grundlagen für tierärztliches Wissen, sonach auch die der Heilkunde usw. um das Pferd.

Vom Standpunkte des Gebrauches eines Pferdes, gleichgültig, ob aus dem Sattel, vom Kutschbock oder das Pferd als Tragtier benützend, ist eine Kenntnis der Anatomie in ihren Hauptzügen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Diese Kenntnis der Bauart macht zunächst verständlich, warum das Hilfswerkzeug in Gestalt von Zaum, Reit- oder Tragsattel, oder von Geschirr so und nicht anders dem Pferde aufgelegt, angepaßt oder angelegt werden muß und es macht in jeder Verwendungsart auch die — gewissermaßen — Handhabung begreiflich und verständlich. Auf der Kenntnis der Innenorgane usw. wieder beruht ja das Maß der Ansprüche, die an das Leistungsvermögen eines

Pferdes normalerweise gestellt werden können. Zu diesen Erkenntnissen tritt natürlich auch die: Abweichungen, also Fehlerhaftigkeiten im Körperbau gegenüber richtigem Normalbau zu erkennen und dementsprechend das Maß der Ansprüche so regeln zu können, daß ein fehlerhaftes Pferd dennoch eine verhältnismäßig hohe Arbeitsverrichtung zu leisten imstande ist, also: daß man es in Erkenntnis seiner Fehlerhaftigkeiten nach Möglichkeit einer Verwendung zuführt, in der es durch seine Abweichung von dem Normalen am wenigsten in der Arbeitsverrichtung behindert wird.

Auf diesen Erkenntnissen beruht sonach — wie logischerweise hervorgeht — die jeweilige Verwendungsart des einzelnen Pferdes für eigene beste Dienstverrichtung und somit auch beste Nützung seiner Tätigkeit. Die Richtigkeit des damit gestreiften Gedankens wird uns im Laufe all des Folgenden wiederholt entgegentreten und wird so am besten die Wichtigkeit grundlegender Kenntnisse der Bauart des Pferdes beleuchten.

Zunächst: das äußere Bild des Pferdes.

Die einzelnen Partien des Pferdekörpers haben ihre Benennungen. Wir unterscheiden den Kopf, den Hals, den Rumpf und die Beine, und fachlich unterscheiden wir überdies noch die Vorderhand und die Hinterhand des Pferdes. Unter Vorderhand verstehen wir die ganze Partie des Pferdekörpers, die vor einer gedachten Senkrechten liegt, deren Scheitelpunkt die Sattellage, also der Teil hinter dem Widerrist bildet. Die Hinterhand umfaßt die verbliebene Hinterpartie. Anders und reiterlich ausgedrückt ist die Vorderhand all das, was

vor dem Reiter liegt; die Hinterhand das, was sich hinter ihm befindet.

Zu diesen beiden Begriffen sei schon hier kurz die ihnen von der Natur gestellte Aufgabe skizziert. Der Vorderhand liegt — gemeinverständlich ausgedrückt — die ausschreitende, die vorwärtsstrebende Bewegung zu, während die Hinterhand dies durch ein Vorwärtsschieben, ein Nachschieben des gesamten Körpers zu unterstützen hat.

Aus diesen Aufgaben müßte man sonach glauben, daß die weise Allgewalt Natur in der Gewichtsverteilung der Hinterhand die Mächtigkeit gegeben hätte und der Vorderhand die Erleichterung, besser gesagt: daß die Vorderhand in ihrer Summe weniger Gewicht bedeuten müßte als die Hinterhand. Das wäre ein Trugschluß, denn schon nach einfachen physikalischen Gesetzen wäre damit die Aufgabe der Hinterhand bedeutend erschwert: sie würde die leichtere Masse vorwärts zu schieben und schwereres Gewicht nachzuschleppen, nachzutragen haben. Die Natur hat demnach der Vorderhand das größere Gewicht gegeben, der Hinterhand aber die größere Kraft, um ihrer Aufgabe voll gerecht werden zu können.

Es ist nun ganz selbstverständlich, daß mit dem Aufkommen und mit der Vervollkommnung der edlen Reitkunst den Menschen auch das Problem interessierte: wie denn die Gleichgewichtsverhältnisse des Pferdes sind, also die Gewichtsverhältnisse der Vorder- zur Hinterhand. Als einer der Ersten, die dieses Problem wissenschaftlich erforschten, ist der große deutsche Hippologe v. Hochstetter zu nennen, der in seinen 1821 bis 1824 in Bern erschienenen Handbüchern auch dieses Thema ein-

Biblioteka Wydziału Zootechnicznego W.S.R. w Olsztynie

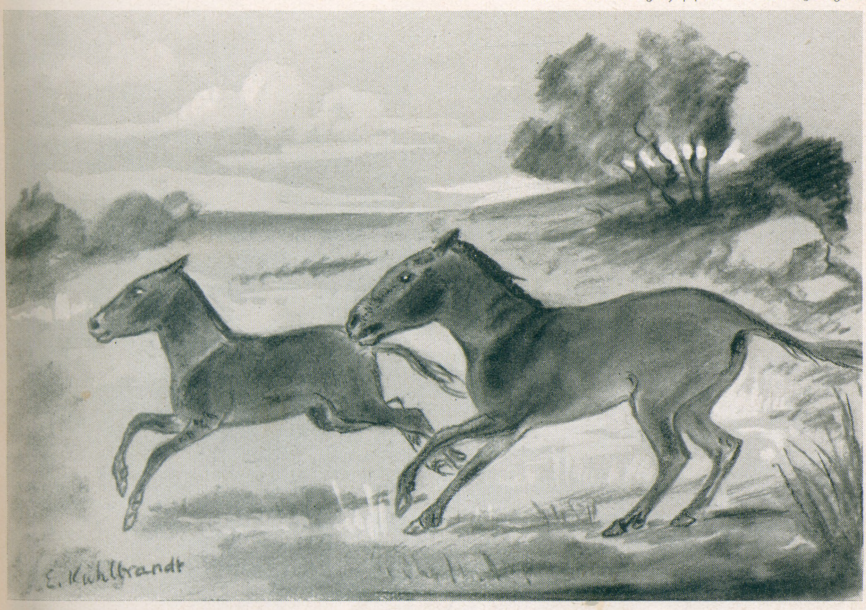
gehend behandelt und den Gleichgewichts- resp. Schwerpunkt eines Pferdes im theoretischen Sinne errechnet hat. Nach seiner Überzeugung lag dieser Schwerpunkt in einer Linie, die unmittelbar hinter dem Widerrist senkrecht zum Boden führte und vor der er zwei Drittel des Gesamtgewichtes eines Pferdes errechnet hatte. Diese Theorie Hochstetters hielt sich gut vier Jahrzehnte, bis der bekannte französische Hippologe General Morris auf andere Gedanken kam und vereint mit dem damals hervorragenden Bereiter Baucher die theoretischen Zweifel auf praktische Art löste. Sie stellten ein Pferd auf zwei unmittelbar aneinander befindliche Waagen so, daß die Vorderhand auf die eine, die Hinterhand auf das Waagebrett der anderen zu stehen kamen. Das Gesamtgewicht des Pferdes betrug 384 kg und als nun die beiden Waagen zum Einspielen gebracht wurden, zeigte die, auf der die Vorderhand stand, 210 kg und die der Hinterhand 174 kg. Versuche, darin Änderungen hervorzubringen, wurden derart unternommen, daß man dem Pferd Futter in Höhe seiner Vorderfüße anbot, also es die Weidestellung einnehmen ließ, was eine Mehrbelastung von 8 kg nach vorne bedeutete. Ein vollkommenes Aufrichten des Pferdes wieder ergab eine Verschiebung um 10 kg nach der Hinterhand. Schließlich wurde auch die Atmung genaueſt beobachtet und gab Schwankungen von 3 bis 5 kg.

Diese Versuche ergaben somit, daß ca. 55% des Gewichtes eines Pferdes auf dessen Vorderbeinen und 45% auf dessen Hinterbeinen ruhen, sofern es ledig ist. Nunmehr bestieg Baucher das Pferd und brachte damit ein Eigengewicht von 64 kg in den Sattel. Dies wirkte



Erstpferdlinge, Eohippu

Mio- oder Mezohippus der Miozänzeit





Der Esel

Der Tarpan, das europäische Wildpferd

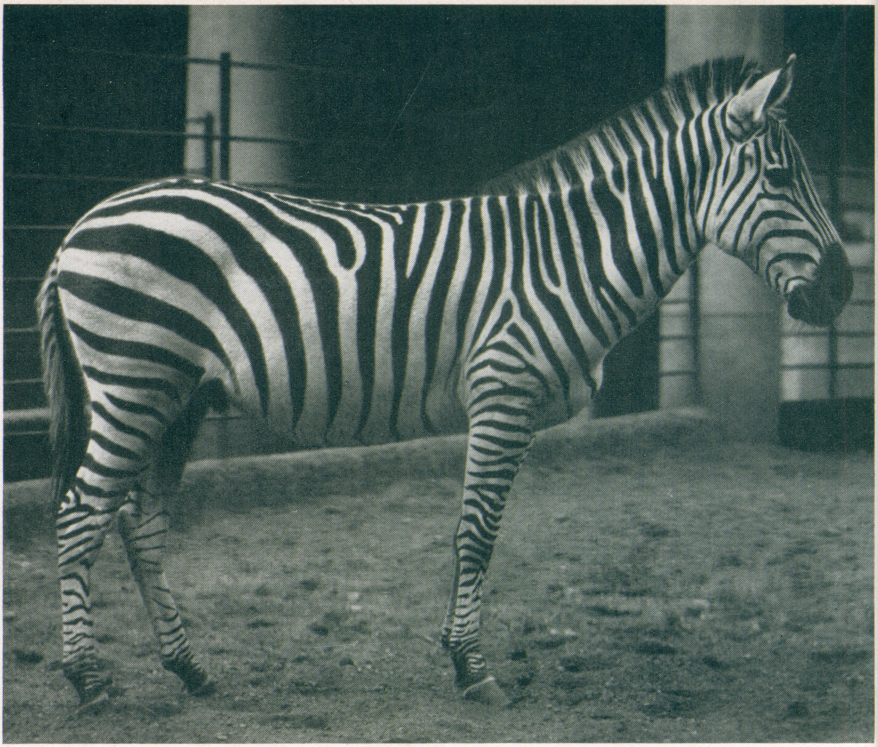




Das asiatische, sogenannte Przewalski-Wildpferd

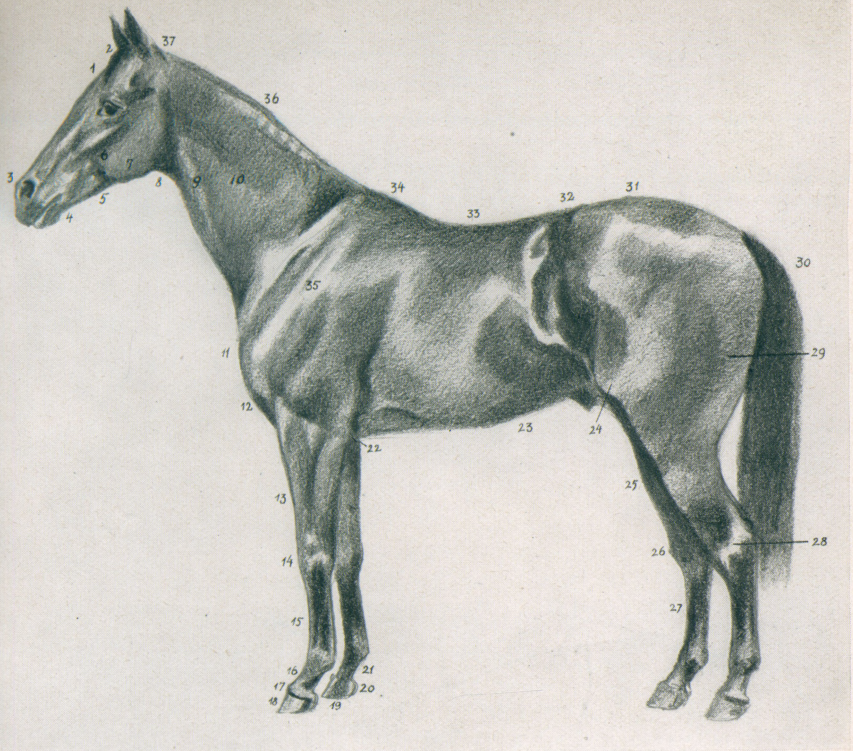
Dschiggetai





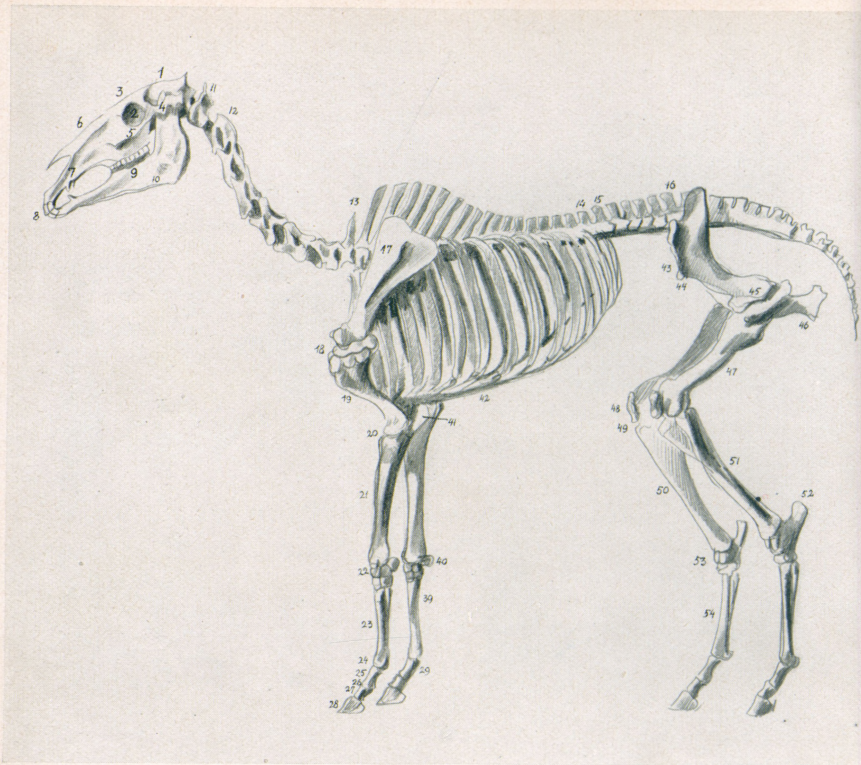
Zebra

das Tigerpferd Afrikas, wissenschaftlich Hippo tigris genannt, hat zum Unterschiede vom Bergpferd, dem Equus zebra eine braune Zeichnung auf dem weißen Haarkleide, während bei letzterem die Zeichnung tiefschwarz ist.



Wichtigste Partien des Pferdekörpers

1. Stirn
2. Haarschopf
3. Nase (Nüster)
4. Kinn
5. Beginn des Kehlganges
6. Jochbein
7. Backe
8. Kehle
9. Drosselrinne
10. Hals
11. Bug
12. Vorderbrust
13. Vor- oder Oberarm
14. Knie
15. Schien- oder Rohrbein
16. Fessel
17. Krone
18. Huf (Hornschuh)
19. Sohle (Hornsohle)
20. Ballen
21. Köthen
22. Ellbogen
23. Bauch (darüber Weichen u. Flanken)
24. Hinterknie
25. Unterschenkel
26. Sprunggelenk
27. hinteres Schienbein
28. Achillessehne
29. Oberschenkel
30. Schweif
31. Kreuz
32. Lende mit Schluß
33. Rücken mit Sattellage
34. Widerrist
35. Schulter
36. Kamm
37. Genick



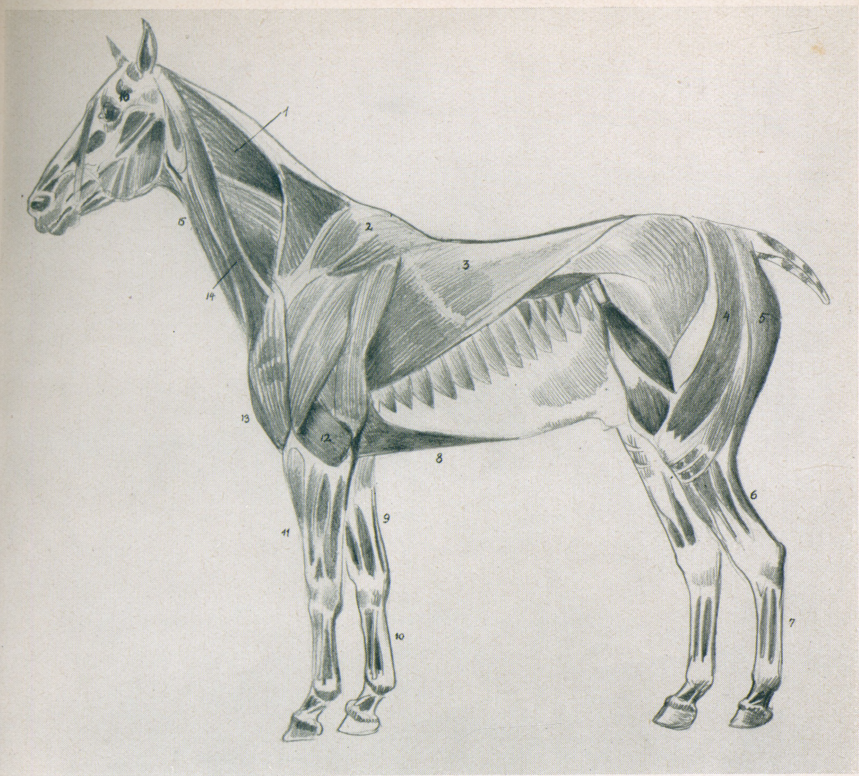
Skelett des Pferdes

1. Scheitelbein
2. Augenhöhle
3. Stirnbein
4. Schläfenbein
5. Jochbogen mit seinen Teilen
6. Nasenbein
7. Ober- oder Zwischenkieferbein
8. Schneidezähne
9. Backzähne
10. Unterkiefer
11. Atlas; Beginn der Halswirbel
12. Epistropheus auch Dreher
13.–14. die 18 Rücken- oder Brustwirbel
15.–16. die 6 Lendenwirbel; dahinter Kreuzbein und die Schwanzwirbel
17. Schulterblatt
18. Schulter- oder Buggelenk
19. Oberarmbein
20. Ellbogengelenk
21. Vorarmbein
22. Kniegelenk
23. Schien- oder Rohrbeine
24. Fesselgelenk
25. Fesselbein
26. Kronbein
27. Krongelenk
28. Hufbein
29. Gleichbeine
39. Griffelbeine
40. Hackenbein
41. Ellbogenhöcker

Bis 42 die 8 wahren, echten Rippen dahinter die 10 falschen

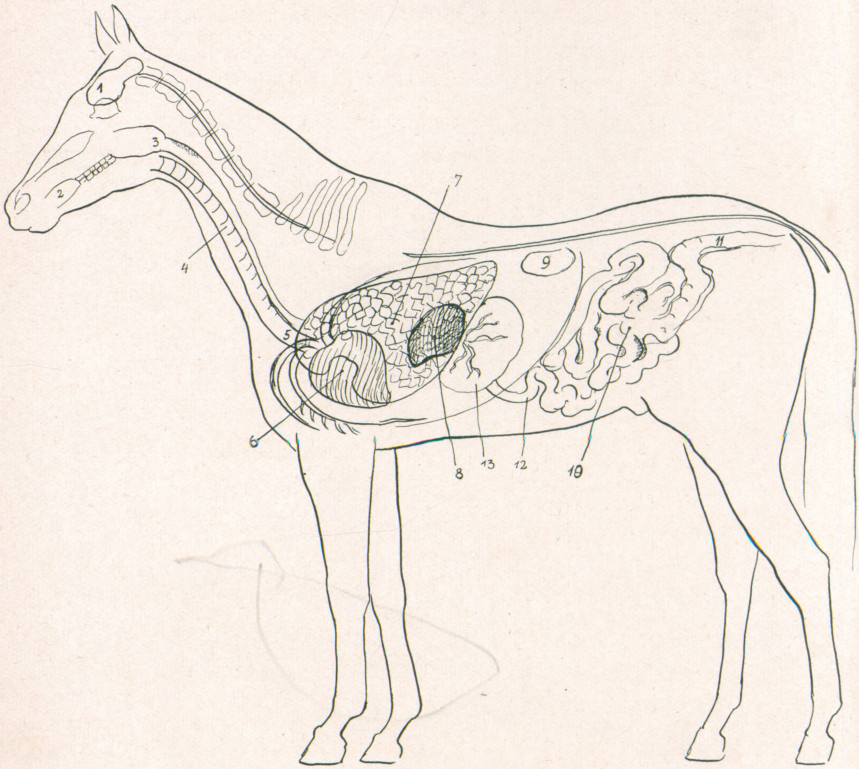
43. Darmbein
44. Schambein
45. Hüftgelenk
46. Sitzbein
47. Oberschenkelbein
48. Kniescheibe
49. Kniegelenk
50. Unterschenkelbein
51. Wadenbein
52. Fersenbein
53. Rollbein
54. hinteres Schienbein

(Anmerkung: ab 39 soll heißen Nr. 30, 31, 32 usw.)



Einige Hauptmuskel des Pferdes

1. Riemenmuskel
2. Kappenmuskel, Rücken- und davor Halsteil
3. breiter Rückenmuskel
4. Schenkelmuskel
5. sehnige Muskel
6. Beugemuskel
7. untere Beugemuskel
8. Bauchmuskel
9. Ellbogenmuskel (Beuger)
10. Kronbeinbeuger, davor Hufbeinbeuger und lange Strecksehne
11. Äußere Streck- oder Speichenmuskel, dahinter die Zehenstrecker
12. Unterarmstrecker
13. Gemeinschaftliche Kopf-, Hals- und Armmuskel
14. Halsteil desselben
15. Brustbein-Kiefermuskel



Einige wichtige Innenteile des Pferdes

1. Groß- und Kleinhirn
2. Maulhöhle
3. Kehlkopfeingang
4. Luftröhre
5. Gabelung in die Bronchien
6. Herz
7. rechte und linke Lunge mit ihren Spitzlappen
8. Leber
9. Niere
10. Därme
11. Flaschenförmige Erweiterung vor dem After
12. Dünndarm mit Pförtner zum
13. Magen

sich bei normaler Stellung des Pferdes derart aus, daß 41 kg auf der vorderen Waage und 23 auf der hinteren Waage sich ausspielten, also das Gesamtverhältnis Pferd und Reiter auf den beiden Waagen 251 zu 197 kg standen.

Dieses scheinbar müßige Beginnen hatte einen außerordentlichen Wert, denn vor allem widerlegte es nicht nur die theoretisch scheinbar vollkommen richtige Annahme einer Gewichtsverteilung von 2 : 1, sondern stellte diese so klar, daß das Pferd in der Vorderhand nur etwas über ein Achtel mehr als in der Hinterhand zu tragen hat. Und das ist für den Begriff Gleichgewicht, der gerade im Reiten eine große Rolle spielt, von Wichtigkeit, denn aus dem Begriff Gleichgewicht resultiert ja die fließende gleichmäßige Fortbewegung eines Pferdes.

Nach dieser Abschweifung können wir nunmehr wieder zum Bau des Pferdes selbst zurückkehren.

Wir unterscheiden im Knochenbau des Pferdes sechs Arten Gelenke, d. h. bewegliche Knochenverbindungen. Gestattet dieses Gelenk eine Bewegung nach allen Seiten, so ist es ein freies. Deren gibt es am Pferdekörper nur zwei und zwar das Schulter- und das Hüftgelenk, das letztere besitzt indessen ein Hilfsband. Das vollkommene Wechselgelenk läßt die Bewegung, also Beugung und Streckung in einer Ebene, d. h. in einer Art von flachen Kreisbewegung zu und wird daher auch als Scharniergelenk bezeichnet. Solche Gelenke finden wir zwischen Oberhauptbein und Halswirbel, Arm- und Vorarmbein, am Sprunggelenk und schließlich an den Gelenken des vorderen und hinteren Unter-

WBP Olsztyn

fußes. Im Gegensatz dazu ist das unvollkommene Wechselgelenk, das außer Beugung und Streckung nur geringe Seitenbewegung zuläßt. Derartige Gelenke sind das Hinterkiefer- und das hintere Kniegelenk des Pferdes. Das Dreh-Gelenk läßt eine halbkreisförmige Bewegung zu und das Pferd besitzt ein derartiges Zapfengelenk nur zwischen dem ersten und zweiten Halswirbel. Straffe Gelenke lassen nur sehr geringe Bewegung zu und wir finden sie zwischen den kleinen Knochen unter sich, und zwischen diesen und dem Schienbein. Halbgelenke schließlich bilden z. B. die der Wirbel untereinander, sind also Gelenke, denen die Kapsel fehlt.

Die Knochen selbst teilen wir in die Röhrenknochen, das sind die langen, die die Gliedmaßen bilden und in die kurzen, auch dicken Knochen, die sich an komplizierteren Gelenken vorfinden. Schließlich birgt der Pferdekörper auch platte oder breite Knochen, die wir z. B. am Kopf, Schulterblatt und im Becken des Pferdes, also überall dort auch vorfinden, wo damit Höhlenbildungen geschaffen werden sollen. Die verschiedenen Knochen sind untereinander beweglich oder unbeweglich verbunden. Die erste Art bilden die schon beschriebenen Gelenke, die unbewegliche Art ist durch sogenannte Nähte und durch Einkeilungen verbunden. Wir unterscheiden ferner die sogenannte echte Naht, wenn die Knochen gewissermaßen gezähnt ineinandergreifen; die falsche Naht, wenn sie nur aufeinanderliegen, und schließlich die schuppige Naht, wenn sie schuppenförmig gelagert ist. Eine Einkeilung finden wir nur

in der Verbindung der Zähne mit dem Kiefer, sie sind in den Kiefer eingekeilt.

Die Verbindungen zwischen den Knochen werden durch Bänder befestigt und zwar vorwiegend nach jenen Seiten, nach denen eine Bewegung nicht erfolgen soll. Die Bänder teilt man in allgemeine, die mehrere Knochen miteinander verbinden, während die besonderen Bänder nur stets die Verbindung zweier Knochen vornehmen.

Eines der wichtigsten allgemeinen Bänder ist das Nackenband, das vom Oberhauptsbein beginnend, frei über den Hals bis zu den Rückenwirbeln geht und vom vierten Fortsatz derselben alle weiteren bis zum Schluß der Kreuzwirbel verbindet. Dieses Band trägt auch den Kopf. Das sogenannte untere lange Band setzt erst am siebenten, also letzten Halswirbel an und geht längs der unteren Fläche sämtlicher Rückenwirbel bis zum letzten der Schweifrübe, während das obere lange Band sich bereits am zweiten Halswirbel, dem Dreher oder Epistropheus ansetzt und bis zum Kreuzbein sich den Wirbelkanal entlangzieht. Diese beiden letztgenannten Bänder verlaufen an den Wirbeln durch die Fortsätze getrennt. Von Wichtigkeit sind unter den allgemeinen Bändern auch die an jedem Gelenke, die die Gelenkenden der Knochen umschließen.

Die Zahl der besonderen Bänder ist enorm groß, ihr Zweck ist ja nicht nur die Befestigung der jeweiligen Gelenke, sondern auch das Verhüten einer Bewegung dieser Gelenke nach falscher Seite, und man nennt sie daher auch Hemmungsbänder.

Bei den Muskeln haben wir zwei Arten zu unter-

ſcheiden, und zwar die willkürlichen und die unwillkürlichen. Die erſteren nennt man auch die quergeſtreiften, während man die letzteren als glatte bezeichnet. Die willkürlichen Muskeln ſind an den Knochen angeheftet und laſſen Lageveränderungen der einzelnen Teile oder des Ganzen zu, weshalb man ſie auch als die aktiven benennt. Sie beſitzen auch die Fähigkeit, ſich zu verkürzen, ſowie zu dehnen und es iſt da ganz intereſſant anzuführen, daß ihre Zerreißbarkeit ſo gering iſt, daß einzelne Muskeln 600 bis 1000 kg Widerſtand leiſten. Ebenſo intereſſant iſt es zu wiſſen, daß der Pferdekörper nicht weniger als 520 Muskeln beſitzt.

Die Dreſſur des Pferdes iſt — ſtreng genommen — nichts weiter, als die Lehre von der Beherrſchung der Muskeln, d. h. die Lehre, dem Pferde dieſe Beherrſchung nach Menſchenwillen beizubringen. Und darum iſt es von Nutzen, ſich in großen Zügen die Muskulatur des Pferdes zu betrachten.

Die Verbindung zwiſchen Knochen und Muskeln bewerkſtelligen die Sehnen oder auch Flechſen, die mit einem ihrer Enden jeweils feſt in der Muskulatur verbunden ſind, das andere aber fächerförmig an die Knochen heften.

Die Innenorgane umfaſſen das Nervenſyſtem des Pferdes, den Atmungsapparat, den des Blutkreislaufes, den der Verdauung und ſchließlich die Harn- und Geſchlechtsorgane.

Jeder dieſer Apparate hat ſeine eigene Funktion und Beſtimmung. Das Nervenſyſtem iſt gewiſſermaßen der Wahrnehmungsapparat für äußere Einflüſſe und der, das entſprechende Reagieren darauf auslöſende, d. h.

das Verhalten und die Bewegung regelnde. Das Nervensystem umfaßt die beiden Hirne, das Rücken- und das verlängerte Mark und die Verbindung vom Hirn zu diesen: die Brücke.

Der zur Atmung dienende Apparat umfaßt alle jene Teile, beginnend von den Nasenmuscheln, den Nüstern, bis über die Lungen, die zur erforderlichen Aufnahme von Sauerstoff für den Pferdekörper dienen und zugleich die verarbeiteten Kohlensäurestoffe wieder ausstoßen. Die Atmung, d. h. den Austausch zwischen verarbeiteter und frischer Luft nennt man Respiration.

Der Blutkreislauf-Apparat hat seinen Hauptsitz im Herzen des Pferdes und umfaßt alle jene Organe, die das Blut durch den Körper leiten, also das Herz und die Blutgefäße. Der Substanz, also Zusammensetzung nach unterscheidet man arterielles und venöses Blut. Das arterielle ist das in den Arterien fließende, das in den Lungen erst frisch oxydiert wurde und zur Speisung des Körpers in diesen durch die linke Herzkammer seinen Weg nimmt. Es ist hellrot. Das venöse Blut hingegen ist dunkel, es ist das, das die verbrauchten Stoffe durch seinen Kreislauf aufgenommen hat und durch die Venen und durch die rechte Herzkammer seinen Weg zur Reinigung nach der Lunge resp. den Atmungsapparaten nimmt. Die in einem gesunden Pferd vorhandene Blutmenge beträgt 17 bis 23 kg.

Der Verdauungs-Apparat beginnt in der Maulhöhle und den Zähnen und dient dazu, dem Körper die zu seiner Erhaltung notwendigen Substanzen aus der im Magen aufgenommenen, verarbeiteten und verdauten Nahrung in Form von Säften zuzuführen, wäh-

rend er die verarbeiteten, unbrauchbaren Produkte über die Darmwege ableitet und aus dem Körper zur Ausscheidung bringt.

Schließlich sind die Harn- und Geschlechts-Organe zu erwähnen. Die ersteren dienen dazu, die auszuscheidenden Substanzen in flüssiger Form aus dem Körper abzuleiten. Man unterscheidet demnach harnbereitende und harnleitende Organe. Die Bereitung nehmen die Nieren vor, die Ableitung der Harnleiter, die Harnblase und die Harnröhre. Die Geschlechtsorgane schließlich sind jene, die zur Fortpflanzung der Art dienen und man unterscheidet da männliche, also zeugende, und weibliche, d. h. aufnehmende, zur Keimung bringende, fruchttragende und gebärende, also Leben schenkende Organe.

Nach diesen Allgemeinbetrachtungen, deren Anführung unumgänglich notwendig war, kommen wir nunmehr auf:

Das Exterieur des Pferdes

Darunter versteht man die Beurteilungslehre des einzelnen Pferdes und, um beurteilen zu können, muß man selbstverständlich den Pferdekörper kennen.

Wieder beim Kopf beginnend und dessen Einzelteile bereits kennend, beurteilt man diesen nach seiner Größe, nach der Schwere, nach seiner Form und nach seinem Ansatz am Halse.

Die Größe des Kopfes wird im Verhältnis zum übrigen Körperbau des Pferdes in Betracht gezogen, also gewissermaßen vom Schönheitsmoment betrachtet, in der Proportionalität zum Körper. Ein zu großer

Kopf ist in diesem Sinne gewissermaßen unschön, aber kein Fehler, er wird erst zu einem solchen, wenn er auf einem verhältnismäßig zu schwachen Halse aufsitzt. Manche legen einem großen Kopf auch die Bedeutung zu, daß er eine Mehrbelastung der Vorderhand bedeute. Dies ist aber, wenn er durch einen entsprechend kräftigen Hals getragen wird, nur ein unwesentliches Mehr an Belastung.

Die Schwere wieder hängt von der Stärke der Knochen und den auf ihr ruhenden Weichmassen und Muskulaturen ab. Der trockene, markierte, kantige, gut geformte Kopf ist das Normale, fehlerhaft sind zu magere Köpfe mit zu wenig Muskulatur und ebenso zu massige, d. h. fleischige, fette.

Nach der Form des Kopfes spricht man von einem *geraden*, bei welchem gewissermaßen eine Linie am Vorderhaupte gerade zur Nasenspitze verläuft. Solche Köpfe haben die orientalischen Edelrassen mit Ausnahme des Berbers und ebenso die von ihnen abstammenden, und in dieser Art von Köpfen findet man das Schönheitsideal. Der *halbe Rammskopf* zeigt eine Wölbung von der Nase abwärts nach außen, während der Oberteil gerade ist. Veredelte Pferde, so die Normannen, besitzen diese Kopfform. Geht die Wölbung bereits von der Vorderhauptgegend über die Stirne bis zur Nase, so nennt man dies einen *ganzen* Rammskopf. Einen solchen weisen typisch die Berberpferde auf und haben ihn auch an die durch sie veredelten spanischen, neapolitanischen und ähnliche Rassen vererbt. Beschränkt sich die starke Vorwölbung nur auf das Vorderhaupt, während die Nasenpartie gerade verläuft, so

entsteht daraus der Schafs- oder Widder-Kopf. Ehedem hielt man diese Kopfform für sehr schön und sie ist noch heute Merkmal einiger französischer und sonstiger Edelrassen. Der Hechtkopf weist einen eingedrückten Nasenrücken auf und ist im allgemeinen klein. Ist dabei die Stirn breit, so spricht er als schön an und einen solchen Kopf besaß z. B. auch das berühmteste aller Rennpferde Eclipse. Eine schmale und eingedrückte Stirne und ebenso auch Nase weist der Schweinskopf auf, der schon an sich unschön ist, meist aber noch mit Hängeohren, dicken Ganaschen, tiefliegenden Augen und weiteren Fehlern verbunden, direkt häßlich wirkt. Er ist das Merkmal gemeiner, unveredelter Pferdeschläge. Bei schweren abendländischen Rassen findet sich zuweilen der sogenannte Ochsenkopf vor, ein in seinen Verhältnissen plumper, wenngleich zum übrigen Körper proportionierter Kopf. Ein solcher ist auch noch häufig mit dicken oder hängenden Ohren, gewulsteten Lippen, plumpen Ganaschen verbunden und zu tief am Halse angesetzt. Der Keilkopf weist eine keilförmig abwärts verlaufende Bildung auf, er wird nach abwärts immer spitzer. Ist dazu die Stirn stärker gewölbt, so nennt man ihn Hasenkopf. Schließlich ist der schon erwähnte fleischige Kopf anzuführen, der mit Fett und Muskulatur überladen ist.

Stuten haben in der Regel kleinere Köpfe als Hengste; Fohlen haben zumeist eine stark gewölbte Stirn und einen anscheinend unproportionierten, zu kleinen Kopf, was den noch unentwickelten Kieferpartien zuzuschreiben ist. Bei alten Pferden hingegen erscheint der Kopf gewissermaßen in die Länge gezogen, was bei diesen wieder

durch die Verflachung der Kiefernpartien hervorgerufen wird.

Unter Ansatz verstehen wir die Verbindung des Kopfes mit dem Halse. Er ist gut, wenn der Zusammenhang: Kopf vom Halse durch eine beiderseits der Ohren verlaufende Vertiefung, und ebenso der Kehlrand gut markiert, und der Kehlgang weit genug ist. Dies ermöglicht dem Pferde, sich z. B. im Reiten gut an den Zügel herbeistellen zu lassen. Ist das Genick steif, hart, zu kurz, und sind Kopf und Hals nicht geschieden, dann ist der Ansatz schlecht. Der Ansatz bestimmt die Beweglichkeit des Kopfes und auch die natürliche schöne freie Haltung desselben, und er ist sonach in der Beurteilung zu beachten und verdient besondere Aufmerksamkeit.

Auf dem Kopfe sind bei der Beurteilung auch die Ohren zu betrachten und zwar nicht allein vom Schönheitsstandpunkt, sondern auch, weil sie in ihrem Spiel mancherlei verraten. Lebhafte Ohren sind ein Zeichen von Intelligenz und auch Gesundheit, eine zu große Beweglichkeit derselben macht aber darauf aufmerksam, daß man sich die Augen des Pferdes recht gründlich betrachten muß, denn blinde und mit Augenfehlern behaftete Pferde trachten ihr Wahrnehmungsvermögen durch das Gehör zu ersetzen. Unvertraut nach hinten gelegte Ohren geben dem Beobachter auch zu denken, sie sind oft Zeichen von Furchtsamkeit, aber auch Bösartigkeit. Hängende, gewissermaßen phlegmatische Ohren weisen auf mangelnde Intelligenz, auf mangelndes Wohlbefinden und evtl. auch auf Neigung zum

Koller hin, sofern es nicht die sogenannten und durch ihren Ansatz bedingten Schlappohren sind.

Der Größe nach hat ein Pferd zu große oder zu kleine Ohren; in richtiger Proportion sollen sie etwa zwei Neuntel des Kopfes, also — wie wir bei der Proportionslehre hören werden — eine Prime lang sein. Seinerzeit war es Mode, den Pferden künstlich kleine Ohren zu schaffen, sie wurden beschnitten, gemäuselt. Große Ohren gelten, wenn nicht überunproportioniert, als Zeichen von Intelligenz und haben solche z. B. auch die edlen Araberpferde.

Den Formen nach unterscheidet man: die Mäuseohren, das sind kleine, gerundete; die Hasenohren, hochgetragene, lange, schmale; die Eselsohren, groß und breit, doch voll Nerv und daher häufig bei Edelpferden zu finden; die Kuhohren, weite, tief angesetzte, abstehende, dicke, große Ohren, gemeinen abendländischen Rassen eigen. Die Schlapp- oder Schweineohren sind seitlich abstehende, die bei jeder Bewegung mitwackeln, merkwürdigerweise aber sich bei sogenannten guten Pferden vorfinden, als ob die Natur diesen Schönheitsfehler durch besonderes Leistungsvermögen des Pferdes wieder ausgleichen wollte.

Das Auge des Pferdes ist dessen Sehapparat und bildet daher einen wichtigen Gegenstand zu seiner Beurteilung. Im allgemeinen beurteilt man die Sehkraft nach ihrem Vorhandsein und es ist daher anzuraten, dies fachmännisch, d. h. durch einen Tierarzt mittels des Augenspiegels vornehmen zu lassen. Aber auch sonst ist das Auge für den Reitersmann wie Fahrer von großer Wichtigkeit; in kleinen Fehlern desselben liegt oft die

Begründung für Scheuen und Bodenscheue, und oft auch für die Unsicherheit, ja die Verweigerung im Springen. Man übersieht am Pferde zu leicht das, was wir beim Menschen für selbstverständlich finden, daß es auch bei diesem Tier Kurz- und Weitsichtige geben kann.

Der Sehapparat selbst besteht aus den Lidern und dem Augapfel. Die Augenlider dienen als deckelartige Hautlappen zum Schutze des Augapfels und zeigen in ihrer Gestaltung oft Merkmale, die auf Augenkrankheiten hinweisen. Ebenso ist das Vorhandensein gesunder, bogenförmiger Augenwimpern als Zeichen gesunden Sehvermögens zu betrachten. Im inneren Augenwinkel befindet sich die Blinz- oder Nickhaut, die normalerweise wenig zu sehen ist und nur bei Reizzuständen stärker hervortritt. Auch aus der Menge der dort hervortretenden Absonderungen und Tränen lassen sich Schlüsse auf den Gesundheitszustand des Sehapparates ziehen, denn normalerweise sondert die Schleimhaut, die Bindehaut, nur geringe Mengen solcher Flüssigkeiten ab.

Der Augapfel selbst besteht aus der Bindehaut, einem dünnen Gewebe, das sich von der Schleimhaut der Augenlider auf den Augapfel fortsetzt. Die Form des Augapfels bestimmt die sogenannte weiße Augenhaut, die vorne geöffnet ist. Die Hornhaut liegt in dieser Öffnung und weist eine stärkere Vorkrümmung auf. An sie und den Augapfel umschließend, legt sich die Aderhaut, aus schwärzlichen Geweben und Gefäßen bestehend. Die Iris oder Regenbogenhaut ist eine vor den Augapfel gestellte Scheibe, in der sich das eigentliche Sehloch, die Pupille, befindet. Die Netzhaut umgibt den Glaskörper, der die Linse in sich gebettet hat und den

ganzen hinteren Teil des Augapfels ausfüllt. Die Linse ist eingekapselt und bildet hinter dem Sehloch den Körper, durch den die Lichtstrahlen treten und sich brechen. Die Sehnerven selbst, die den Kontakt zum Gehirn bilden, sind in der Netzhaut eingebettet.

Der Gestaltung nach unterscheidet man große Augen, die als Zeichen der Intelligenz gelten. Sind diese aber starr, so werden daraus die Glotzaugen. Zu kleine Augen heißen auch Hohlaugen oder Schweinsaugen und sind aufmerksam zu betrachten, da sie auch durch Abmagerung infolge Krankheit entstehen können. Unter Ringaugen versteht man solche, an denen ein Teil der weißen Augenhaut zu stark hervortritt, sie sind auch ein Zeichen hohen Alters. Die Regenbogenhaut bestimmt die Farbe der Augen und ist normalerweise dunkelbraun, bei hellen Pferden hellbraun und wenn das Auge dann feurig erscheint, so nennt man sie auch Birk- oder Falkenaugen. Glasaugen, perlmuttglänzend, haben Schimmel, Tiger, Schecken und auch Pferde mit sehr großen Laternen (siehe Pferdefarben und -abzeichen, Heft 2). Weißgeborene Schimmel mit rosa Pigmenthaut, die auch auf die Regenbogenhaut übergeht, haben zuweilen eine Augenfärbung, die man mit Kakerlaken bezeichnet; die berühmten weißgeborenen Schimmel von Frederiksborg in Dänemark haben zwar auch eine sogenannte pigmentlose Haut, doch ist ihre Iris dunkelbraun. Als Merkwürdigkeit schließlich ist anzuführen, daß Schecken mitunter zweierlei Augen besitzen, ein dunkles und ein hell gefärbtes.

Bei der Beurteilung der Nase sind besonders die Nasenlöcher von Wichtigkeit. Sie sollen groß sein, mit

dünnen Wandungen nach vorne gekehrt, und die blaß-rosa Nasenschleimhaut soll durchschimmern. In dieser edlen Form lassen sie die Luft leicht ein- und austreten, während enge oder wulstig umrandete Nüstern das Atmen beengen, was besonders für Pferde, die in scharfen Gangarten verwendet werden, nachteilig ist.

Untersucht man die Nase, dann ist das Augenmerk auf die Bewegung der Nasenflügel, die Beschaffenheit der Schleimhaut und auf die der ausgeatmeten Luft zu richten. Ein gesundes Pferd weist normalerweise nur unmerkliche Bewegungen der Nasenflügel auf und nur, wenn es auf irgend etwas besonders aufmerksam geworden ist, erweitert und verengt es die Öffnungen, jedoch unregelmäßig, also daß dies nichts mit dem Atmen zu tun hat. Stärker bewegte Pferde haben natürlich auch vermehrte Bewegung der Nasenflügel, doch auch dieses Mehr muß natürlich und ungezwungen erfolgen und nicht krampfhaft oder auffallend vermehrt, oder gar mit Geräuschen verbunden sein, was immer auf eine gewisse Atemnot und dgl. hinweist.

Die Nasenschleimhaut ist bei einem gesunden Pferde blaßrot, mäßig feucht und glänzend. Nach stärkerer Bewegung oder auch in der Kälte rötet sich die Schleimhaut etwas stärker, behält aber ihre gesunde Färbung. Blaßgelb, dunkelrot oder bläulich aussehend, weist sie immer auf Krankheitserscheinungen und gar erst, wenn ein Ausfluß vorhanden ist.

Was die Beachtung der austretenden Luft schließlich anbelangt, so kann man aus deren Temperatur und Geruch auf Krankheitserscheinungen schließen, und ebenso auch aus der Ungleichmäßigkeit wie sie ausgestoßen wird,

denn ein gesundes Pferd kann wohl zuweilen schneller die verbrauchte Luft ausstoßen, aber dies geschieht immerhin in einer gewissen Gleichförmigkeit und auch gleichmäßig aus beiden Nasenlöchern.

Die Backen sind der bewegliche Teil, also die Seitenwand der eigentlichen Maulhöhle. In dieser befinden sich die Laden, auf denen auch das Gebißstück des Zaumes aufruht. Ferner befindet sich in der Maulhöhle die Zunge, das ist das bewegliche Organ, mit dem die Nahrung ergriffen und zur Zermalmung den Zähnen zugeführt wird. Sie soll mäßig dick und gut eingebettet sein, keinesfalls aber durch ihre Gestaltung zum Heraushängen verleiten und so das Zungenblecken hervorrufen. Die Trennung der Maul- von der Nasenhöhle bildet der sogenannte harte Gaumen, der von einer gut geschützten Schleimhaut überzogen ist. Bei Krankheitserscheinungen ist dieses Gefäßnetz stark mit Blut gefüllt, wulstig, verquollen.

Der Hals bildet den Verbindungskörperteil vom Kopf zum Leib des Pferdes und wird durch die sieben Wirbel, sowie Bänder gehalten, zu deren Unterstützung noch zahlreiche Muskel vorhanden sind. Während seine Verbindung mit dem Kopf den Ansatz bildet, nennt man die zum Brustkorb den Aufsatz. Dieser wieder ist gut, wenn sich am Kammrande vor dem Widerrist eine deutliche Kerbe oder Arthieb genannt, als eine deutliche Abgrenzung markiert; ferner die Seitenflächen des Halses sanft geschweift in die Schultern und der untere, der Kehlrand deutlich markiert zur Vorderbrust übergehen. Fehlt der markierte Arthieb am Kammrande beim Widerrist, dann ist er zu hoch angesetzt; fehlt der

markierte Übergang zur Vorderbruſt und iſt die Kerbe zu tief, zu ſtark markiert, dann iſt er zu tief aufgeſetzt.

Der Hals wird beurteilt nach ſeiner Länge, Stärke, Beweglichkeit, Richtung und ſeiner Form. Proportional wäre der Hals der 1½fachen Kopflänge entſprechend (ſiehe Proportionslehre, Heft 3), übertrifft er dieſe, ſo iſt er lang. Iſt die Muskulatur gut entwickelt, ſo bildet ein ſolcher Hals keinen Fehler, ja er beſitzt erhöhte Beweglichkeit. Iſt er ſchmal, mager, kraftlos, ſo iſts ein ſogenannter Bretterhals. Der gut entwickelte lange Hals iſt ſtets einem kurzen vorzuziehen. Die Stärke des Halſes muß mit ſeiner Beweglichkeit im Einklang ſtehen und dieſe nicht beeinträchtigen. Hengſte haben einen ſtärkeren Hals als Stuten und Wallache; bei ſchweren Zugpferden bevorzugt man einen ſtark entwickelten Hals, es darf aber kein ſogenannter Speckhals ſein, einer, der durch ſtarken Fettanſatz, beſonders nach der Bruſt zu, bedingt iſt und trotz ſeines reſpektablen Umfanges wenig Leiſtungsfähigkeit im Zug beſitzt.

Die Richtung, in der der Hals nach dem Kopf ſtehen ſoll, wird bildlich am beſten durch ein geſtrecktes Rechteck gekennzeichnet, deſſen obere Horizontallinie vom Genick ausgeht, während die untere den Kehlrand durchſchneidend auf die längs der Kerbe (Axthieb) gezogene Senkrechte ſtößt. Die Diagonale dieſes rechtwinkligen Viereckes gibt die Richtungslinie ideell an. Zu aufrecht iſt zwar ſchön, doch nimmt ſie dem Rücken Kraft, da die Streckmuskel bei ſolcher Richtung zu kurz ſind. Eine zu waagerechte, mehr zur Horizontalen neigende Richtung verurſacht größere Muskelſpannung und

bedingt damit ein Aufwärtskrümmen der Rückenwirbelsäule.

Die Richtung ist reiterlich auch sehr wichtig, die aufwärts gerichtete erleichtert das Versammeln des Pferdes (Reiten, Heft 6), läßt es sich leichter unter den Einfluß des Reiters stellen, während der zu waagerecht gehaltene Hals dies erschwert, da sich die Rückenmuskel nicht weich hergeben.

An Formen unterscheidet man: den schönen, normalen, in Richtung und Gestaltung guten und als gerade bezeichneten Hals, der sowohl im Kopfansatz als auch mit seinem Aufsatz den Bedingnissen entspricht. Geht dieser Hals stärker in die Höhe und weist er eine starke Biegung auf, wobei aber der Ansatz und ebenso auch der Aufsatz noch gut sind, so wird dies der Schwanenhals. Ist der Aufsatz tief und der Kehlrand bogenförmig auswärts geschweift, sowie der Kopf hoch angesetzt, so wird daraus der Hirschhals, eine Form, die wir häufig bei asiatischen Pferden finden. Auf diesem Hals ist oft der Kopf auch hoch angesetzt, was dann zu einer Kopfstellung führt, die wir auch als „Sternengucker" bezeichnen. Eine weitere Art ist der schon beschriebene, in seiner Kraft dürftige Bretterhals. Der dicke Hals kommt als Rasseeigentümlichkeit schwerer Kaltblüter vor und wird durch Überladung zum Speckhals. Ist dieser wieder so voll, daß sich der Kamm förmlich überneigt, wird er auch als Schweinshals bezeichnet.

Wir kommen nunmehr auf einen der wichtigsten Teile des Pferdekörpers, auf den Widerrist zu sprechen. Es ist das jene höckerartige Erhebung hinter dem Hals,

die — anatomisch gesprochen — bis zum zehnten resp. zwölften Rückenwirbel reicht und zwar bis zum fünften ansteigend, von da wieder gegen den Rücken zu abfallend. Über die stachelförmigen Fortsätze der Wirbel resp. deren stumpfe Ober- sowie Seitenteile ist das Nackenband befestigt und zu beiden Seiten legen sich starke Muskelschichten an. Diese Fortsätze haben demnach eine Art Hebelwirkung, und je länger sie also sind, um so bedeutender ist diese Hebelwirkung. Ein gut entwickelter, starker und hoher Widerrist ist demnach in jeder Weise wünschenswert und vorteilhaft. Das gilt sowohl für das Reit- als auch das Zugpferd, denn je länger diese Fortsätze sind, um so besser wird sich das Pferd selbst heben können. Gerade das aber ist z. B. für ein Springpferd von großer Bedeutung und nicht alleinig die Sprunggelenke, wie man oft fälschlich annimmt. Je länger und kräftiger und hochgebogener demnach der Widerrist gebaut ist, um so mehr Gewähr liegt für eine freie Vorderhand und ein Gleichgewicht im Pferdekörper, das sich auf Gangart, Sprungvermögen usw. auswirkt. Bei einem normalgebauten Pferd bildet der Widerrist den höchsten Punkt des Pferderückens und überragt die Kruppe um mindestens 2½ cm, ebenso wird er sich bis zum elften Rückenwirbel ausdehnen. Ein guter Widerrist ergibt auch eine gute Sattellage, doch sei schon hier erwähnt, daß man gerade bei einem gut entwickelten Widerrist ein besonderes Augenmerk auf einen richtig angepaßten Sattel legen muß, der ihn nicht drückt oder gar scheuert, denn unter allen Satteldrücken sind die am Widerrist die langwierigsten, unangenehmsten.

Ist der Widerrist gut in Höhe, aber zu schmächtig mit Muskeln bepackt, so entsteht als seine Abart der zu scharfe Widerrist, ein Sorgenkind jeden Reiters, da er für Drücke besonders empfindlich ist. Ein solcher Widerrist kann aber auch eine Krankheitserscheinung oder die Folge falscher, ja mangelnder Ernährung sein. Zu kurz ist der Widerrist, wenn er von seinem Höchstpunkt, dem fünften Wirbel, zu schnell gegen den Rücken zu abfällt. Ein solcher Widerrist ist auch meist zu breit, also gleichfalls Satteldrücken ausgesetzt und er belastet auch zu stark die Vorderhand. Derart beurteilte Pferde sind besser zum Zugdienst zu verwenden. Schließlich ist der zu tiefe, der niedere Widerrist eine Form, sein höchster Punkt steht in der Horizontalen der Kruppe oder zuweilen sogar tiefer, wodurch sich das sogenannte Überbautsein des Pferdes ergibt.

Um den Widerrist gibt es noch eine bemerkenswerte Charakterisierung, die bereits in das Züchtigungsgebiet (Heft 3) hinübergreift und unter das Kapitel der durch die Vererbung übernommenen Eigenschaften gehört, indessen hier schon gestreift werden soll. Durch Generationen gezüchtete Galopppferde haben meist einen ausgeprägten, starken Widerrist, Traberpferde einen flachen Widerrist, und vorwiegend für Lasten, d. h. ihren Tragdienst bestimmte Pferde einen breiten Widerrist, der sich infolge der für diese Zwecke gewünschten steilen Schulterstellung so entwickelt hat.

Am Ende des Widerristes beginnt der eigentliche Rücken und reicht bis zum 1. Lendenwirbel. Wie wir früher sagten, soll er bei gut entwickeltem Widerrist sonach mit dem 12. Rückenwirbel erst richtig ansetzen,

sein 13. besitzt den einzig senkrecht gestellten Fortsatz, den man wissenschaftlich auch den diaphragmatischen nennt. In seiner Form soll der Rücken flach gewölbt und kurz verlaufen, sanft ansteigen gegen die Lendenwirbel, da die hinteren Fortsätze etwas länger als die vorderen sind. Die Fortsätze selbst müssen gut mit Muskeln bepackt sein und auch zur Hebelwirkung — wie wir es beim Widerrist nannten — dienlich werden. Ist der Widerrist zu kurz, dann wird der Rücken zu lang und leicht auch zu schwach, während ein durch kräftigen Widerrist gekürzter Rücken niemals als Fehler anzusehen ist.

In der Gestaltung spricht man neben den schon erwähnten langen und kurzen Rücken auch noch über einen, durch die Entwicklung der Rückenwirbel zu kurzen Rücken. Ein solcher ist häufig mit zu langen Beinen verbunden und gibt dem Tier einen harten Gang. Sind die Rückenwirbel zu lang, so entsteht der zu lange Rücken selbst bei gutentwickeltem Widerrist, was aber nicht als Fehler anzusehen ist, wenn seine Muskulatur kräftig entwickelt ist. Ein solches Pferd hat meist sehr schmiegsame Gänge, ist aber natürlich zur Beförderung großer Lasten auf seinem Rücken wenig geeignet, während es im Geschirr sich stets sehr gut ausnimmt. Ist der Rücken beim 13. oder 14. Wirbel gesenkt, so ergibt sich der eingesattelte oder auch Senkrücken. Solche Pferde haben meist sehr schmiegsame elastische Gänge, sind aber nicht ausdauernd; auch kommen solche Rücken bei Stuten vor, die schon öfter getragen haben und ebenso bei Pferden, die unentwickelt überanstrengt wurden. Umgekehrt existiert der aufgekrümmte, der Karpfen-

oder Eselsrücken, der sich gewissermaßen aufwärtsbiegt. Für den Reitdienst ist ein solches Pferd nicht wünschenswert, denn es ist leicht Satteldrücken ausgesetzt und gar, wenn nicht eine starke Muskulatur vorhanden ist. Ebenso ist ein solches Pferd nicht gerade schön für den Fahrdienst und hier gleichfalls einem Scheuern, ja Drücken ausgesetzt. Hingegen, mit kräftiger Muskulatur bepackt, sind es gute Tragpferde bei richtig angepaßten Tragsätteln. Ist die Muskulatur so stark entwickelt, daß sie förmlich heraustritt und gegen die Enden der Fortsätze eine Art Rille bildet, so spricht man von einem gespaltenen Rücken, der vorwiegend eine Eigenheit der Schwerschläge ist. Schließlich kann man auch von einem runden Rücken sprechen, der wieder eine Eigenheit von Pferden mit sehr stark entwickelter Brust ist.

Hinter dem 18. Rückenwirbel setzen die sechs Lendenwirbel an und kennzeichnen damit die Lage der Lende selbst, die fest, stark, breit, kurz und wenig beweglich sein soll. Gegen das Kreuzbein zu steigen diese Wirbel resp. deren Fortsätze etwas an und als Merkwürdigkeit ist hier zu erwähnen, daß manche edle, ideal gebaute orientalische Rassen sogar nur fünf anstatt sechs Lendenwirbel besitzen. Derartige Beweisstücke sind in Form von Skeletten edler Araberpferde in den Fachmuseen von Stuttgart, Wien, Lyon und Budapest vorhanden, und ein besonders schönes Stück mit kräftig entwickelten nur fünf Lendenwirbeln ist das Skelett des ungarischen in Babolna gestandenen Arabervollbluthengstes Tajar.

An Formen wäre zunächst die lange Lende zu nennen, die sich infolge ihrer Beweglichkeit wenig für Reitpferde

eignet, bei guter Muskulatur aber für den Fahrdienst kein Fehler ist. Endet sie zum Kreuz mit einer Vertiefung, dann wird sie zur abgesetzten Lende; zu stark aufgebogen ist sie mit dem Karpfenrücken verbunden, und ist sie zu schmal, so wird sie zur Wolfslende. Als kurze Lende bildet sie die gewünschte Gestaltung. Ist die Muskulatur sehr stark entwickelt — so wie wir das auch beim Rücken selbst erwähnten — so entsteht eine gespaltene Lende.

Die weiteren Rückenwirbel, und zwar deren fünf, bilden das Kreuz, die Kruppe. Als solches bildet es eine breite Partie, auf der die Streckmuskeln und die Backenmuskeln, sowie ein Teil der Beugemuskeln aufgepackt liegen. Die Kruppe soll normalerweise breiter als die Brust sein und etwa in der Proportion zwei Drittel Kopflängen so gemessen betragen. Ihrer Länge nach wird sie mit den Lenden bis zum Schweifansatz normalerweise mit einer Kopflänge angenommen. Was ihre Länge anbelangt, sind von verschiedenen ersten Fachkapazitäten Messungen vorgenommen worden, und als Mittel ist errechnet, daß sie beim englischen Vollblut etwa 36%, beim Trakehner 33% und bei Schwerschlägen von 32% herunter bis 28% der Gesamtlänge eines Pferdes ausmachen soll.

Die Beurteilung der Kruppe sowohl für ein Reit- wie ein Wagenpferd ist von großer Wichtigkeit, da von der Aufpackung und genügenden Entwicklung der Muskulatur die Nachschiebekraft des Hinterteiles, also der gesamten Hinterhand gewissermaßen abhängig ist. Ebenso ist von ihrer Bauart die Gestaltung der Hinterbeine abhängig, was auch für die Arbeit der Hinterhand von

Wichtigkeit ist. Ihrer Höhe nach muß sie tiefer, also unter der Horizontalen gegenüber dem Widerrist liegen, ein Darüberragen führt zu dem schon erwähnten Überbautsein. Ferner ist bei Beurteilung der Kruppe deren Länge, Breite, sowie die Richtung maßgebend. Gut ist eine lange Kruppe, da auf solcher lange Muskel aufliegen, die wieder eine freie Bewegung gewährleisten, was bei einer kurzen Kruppe natürlich weniger der Fall ist, wenngleich wieder die Breite derselben das ausgleichen kann. Eine breite Kruppe wird durch breite Darmbeine bedingt, die natürlich den Muskeln breite Anheftungsflächen bieten. Das muß aber auch proportional zum allgemeinen Körperbau stehen, ein etwas Mehr schadet dabei nicht so viel, wie das Weniger, denn auf einer schmalen Kruppe bietet sich wenig Raum für Muskeln.

Ihrer Richtung nach muß die Kruppe wenig, doch immerhin leicht nach hinten zu abfallen, keinesfalls aber die Horizontale nach aufwärts überschreiten, da die Muskelwirkung eine erhöhtere ist, wenn diese von einer etwas unter der Horizontalen stehenden Linie ausgeht. Eine darüber aufwärtsstrebende Linie bedeutet nutzlose, d. h. unzweckmäßige Muskelkraftverausgabung.

Die Form der Kruppe wird nach ihrer Linienführung von seitlich und von hinten beurteilt. Die Eigenheit orientalischer, speziell arabischer und persischer Rassen, sowie auch des englischen Vollblutes, das ja auch ihnen entstammt, bildet die zur Horizontalen neigende, gerade Kruppe, die mit leichter Senkung besser ist, da sie auf ein stärkeres Kreuz schließen läßt. Die über die Horizontale hinaufgehende Kruppe entwickelt sich zur

spitzigen. Diese kann auch durch mangelnde Muskulatur oder auch durch Magerkeit sowie Krankheit hervorgerufen sein. Geht die Kruppe abschüssig nach hinten zu und ist sie trotzdem gut mit Muskeln bepackt, so bezeichnet man sie als Esels- oder auch Maultier-Kruppe. Mit wenig entwickelter Muskulatur, stark nach hinten abfallend und meist schmal, wird sie zur Schweins-Kruppe, die man auch als „abgeschliffen" bezeichnet. Hat sie stark hervorragende Darmbeinwinkel, so wird sie als gehörnt bezeichnet. Von hinten besehen sei zunächst darauf aufmerksam gemacht, daß die Hüften beim normalgebauten Pferde nicht herausstehen sollen, denn das ist ein Zeichen schlechter Haltung, also Fütterung, oder gar Krankheit. Im Übergang zu dieser Art Betrachtung ist zunächst die Melonenkruppe anzuführen, eine ovale Form, die durch etwas geneigtes Kreuzbein sowie niedrige Hüftwinkel entsteht, bei guter Muskelbepackung aber durchaus nicht als fehlerhaft zu bezeichnen ist. Das ist eher die runde, auch als Apfelkruppe bezeichnete. Sie ist meist klein und daher mit ungenügender, d. h. schlaffer Muskulatur versehen. Die gespaltene Kruppe ist, wenn gut gebaut, nicht zu verwerfen und eine Eigenheit von Schwerschlägen, denn auch da wird die Rille durch stark entwickelte, hervortretende Muskeln geschaffen. Eine schiefe Kruppe entsteht dadurch, daß sich die beiden Darmbeine nicht in gleicher Höhe befinden. Sie kann aber auch als Folge von Hüftenbruch und dergleichen entstanden sein.

Die 17 bis 20 letzten Wirbel, an denen die Fortsätze schwinden oder schon verschwunden sind, bilden die Trä-

ger der Schweifrübe. Diese selbst soll hoch angesetzt sein und in wohlgefälligem Bogen fallen. Liegt sie tiefer als das Kreuz, wird sie als tief angesetzt bezeichnet, und verläuft sie eine zeitlang zwischen den Hinterbacken, dann nennt man sie eingestochen. Die Schweifrübe selbst bildet den Ausgangspunkt der Schweifhaare.

Nach dieser Betrachtung der gesamten Rückenpartie des Pferdes gehen wir nunmehr zur Vorderpartie und über den Hals herunter, also zur Brust. Diese selbst besteht aus drei Teilen resp. Partien und zwar der Vorderbrust zwischen den beiden Buggelenken, der Unterbrust zwischen den Vorderbeinen und der Seitenbrust, das ist die Rippengegend.

Die Vorderbrust besitzt die deutliche Markierung, die sich im Aufsatz des Halses am unteren Kehlrande kennzeichnet und geht gut gewölbt in die Unterbrust über. An ihr befindet sich die Mittelfurche längs des Brustbeinkammes, die durch die stark hervortretende Brustmuskulatur gebildet wird. Seitlich und auswärts dieser Muskulatur liegen die Seitenbrustfurchen. In der dahinter befindlichen Brusthöhle haben sowohl die Atmungs- als auch die Blutkreislauforgane ihren Sitz, und es ist voll begreiflich, daß deren Bettung die günstigste Lage nur in einer gut entwickelten Brust selbst haben. Ebenso bietet eine gut entwickelte Brust auch genügende Fläche für die Ablagerung einer kräftigen Muskulatur und das wieder ist insofern sehr wichtig, da ja die Arbeit dieser Muskulatur sich vorwiegend auf die Bewegung der Schultergelenke auswirkt. Eine breite, gut entwickelte Brust ist demnach in jeder Beziehung wünschenswert und ist z. B. auch ein Haupt-

kennzeichen der edlen arabischen Rassen, was am besten wieder aus Messungen, die von verschiedenen Kapazitäten vorgenommen wurden, sich ergibt. Das Araberpferd hat bei einer durchschnittlichen Höhe von 163 cm, eine Brustbreite von 38 und einen Brustumfang von 185 cm, der Lipizzaner, ein Berberprodukt mit arabischem Einschlag, bei ca. 160 cm Eigenhöhe 39 cm Brustbreite und einen Brustumfang von 179 cm. Das hannoversche Pferd weist bei einer Eigenhöhe von 172 cm eine Brustbreite von 40 und einen Umfang von 188 cm auf. Schwere Rassen haben sehr breite und stark entwickelte Brust. Bei Pinzgauern hat man solche im Durchschnitt von 51 cm bei 168 cm Höhe und einen Umfang von 186 cm ermittelt, während in der Suffolkrasse bei Hengsten eine Breite von 54 cm durchaus das Minimum, 55 cm den Durchschnitt bildet und sogar bis zu 58 cm bei einzelnen Exemplaren gemessen wurden. Eine schmale Brust ist nicht wünschenswert, denn sie kann nicht all diese Vorzüge, wie vorerwähnt, in sich bergen. Als ihre Entstehungsursache wird nach Untersuchungen meist unzweckmäßige oder auch ungenügende Ernährung der Fohlen im ersten und zweiten Lebensjahr angegeben.

Den Formen nach unterscheidet man als gewaltiges Ausmaß der breiten Brust die sogenannte Löwenbrust, die den Gang eines Pferdes stark beeinträchtigt und es eigentlich nur für schweren Zug geeignet macht. Als Gegensatz ist die schon erwähnte schmale, enge Brust anzuführen, die sich wenig für ein Reitpferd eignet, da es keine Ausdauer in schnellen Gangarten haben kann und auch nicht für ein Zugpferd günstig ist. Tritt die Brustspitze stark heraus, so entsteht die Hühner- oder

auch Hahnenbrust, die indessen, gut bepackt mit Muskulatur, für ein Reitpferd nicht ungeeignet ist. Fällt die Brustfurche zu tief und stehen die Schultern förmlich hervor, so daß die Brust eingesunken aussieht, dann nennt man sie Hohl- oder Ziegenbrust.

Die Unterbrust bildet die Fortsetzung der Vorderbrust nach abwärts und reicht bis zwischen die Vorderbeine des Pferdes etwa in Höhe der Ellbogengelenke, bei manchen Edelpferden auch etwas tiefer. In ihrer Fortsetzung wird sie zum Bauch des Pferdes.

Unter Seitenbrust verstehen wir eigentlich die Rippen bis zu den Flanken, die den Hauptatmungsapparat, die Lunge usw., umschließen. Sie sind daher von großer Bedeutung, denn sie bilden ja den sogenannten Brustkorb des Pferdes. Die Rippen selbst gehen von den 18 Brustwirbeln ab und bilden die acht vorderen, wahren Rippen, die durch die Knorpel mit dem Brustbein verbunden sind und die 10, mit diesem nicht verbundenen, sogenannten falschen Rippen. Je länger nun die Rippen sind und je mehr sie gebogen verlaufen, um so größer ist natürlich der durch sie gebildete Brustkorb und als Ideal wird betrachtet, wenn der Abstand der 8. Rippen von einander etwa eine Pferdekopflänge beträgt. Solch gut gebauten Brustkorb bezeichnet man auch als tonnenförmig, während sein Gegensatz durch Flachrippigkeit hervorgerufen wird. Letztgestaltete Pferde sind wenig geeignet für scharfes Reiten, noch für schwereren Zug.

Der Brustumfang eines Pferdes wird in Zentimetern unmittelbar hinter dem Widerrist gemessen und dabei gilt der Erfahrungssatz, daß dieser Umfang bei einem

gut gebauten Pferde 15 und mehr cm größer als seine Höhe bis zum Widerriſt ſein ſoll.

An den falſchen Rippen iſt auch der Atmungsvorgang am Pferde zu beobachten, da ſich dieſe bei einem geſunden Pferde leicht und gleichmäßig dabei bewegen. Normalerweiſe atmet ein Pferd acht bis zwölfmal, je nach vorangegangener Bewegung in der Minute. Bewegen ſich die falſchen Rippen ſchneller oder gar ungleichmäßig, ſo iſt das immer ein Zeichen, daß da irgend etwas nicht ganz ſtimmt und gar erſt, wenn keine Inanſpruchnahme des Pferdes vorangegangen iſt. Dies zu beachten, iſt daher von Wichtigkeit.

Zu beiden Seiten der Lendengegend erſtrecken ſich nach abwärts die Flanken, deren Begrenzung nach vorne zu an den falſchen Rippen und nach hinten durch die Kruppe gebildet wird. Nach abwärts ſind ſie mit dem Hinterknie und zur hinteren Bauchpartie verbunden. Ideal ſollen auch ſie kurz und gut geſchloſſen ſein, lange Flanken, die zudem tief und hohl ſind oder gar ſogenannte Hungergruben aufweiſen, ſind ſtets mißtrauiſch zu beobachten. Die Abmagerung kann ja nicht allein in mangelnder oder unzweckmäßiger Nahrung ihre Urſache haben, ſondern auch in Krankheit. Auch hier iſt das Heben und Senken wie bei den falſchen Rippen zu beobachten, denn bei einem anormalen Flankenſchlag ergibt ſich immer Hinweis auf evtl. Krankheitserſcheinungen. Iſt der Flankenſchlag ſtark und befindet ſich über den falſchen Rippen noch überdies eine Rinne, ſo kann man auf das Vorhandenſein von Dämpfigkeit ſchließen.

Der Bauch bildet die Fortſetzung der Unterbruſt

nach hinten zu und wird wissenschaftlich in die vordere Bauchgegend, die Nabelgegend und die Schamgegend geteilt. Im Allgemeinen ist seine Form durch die Gestaltung der Unterbrust mitbedingt und ist ein runder, allmählich nach rückwärts verlaufender Bauch normalerweise erwünscht. Stuten haben auch ohne Trächtigkeit einen stärker entwickelten Bauch als Hengste, und bei Fohlen zeigt sich oft in ihrer ersten Entwicklungszeit ein richtig Bäuchlein, ein kleiner Kropfbauch.

Den Formen nach unterscheidet man den sogenannten Heubauch, der sich besonders bei Pferden ergibt, die wenig oder kein Körnerfutter, sondern vorwiegend Halmfutter erhalten. Er kennzeichnet sich durch einen gewissermaßen seitlichen Austrieb. Der Hängebauch ist der, der eine Wölbung nach abwärts zeigt, und diese Form kommt bei Stuten vor, die öfter tragend waren, oder ist auch eine Folge des Senkrückens. Gleichfalls kommt er bei alten Pferden vor und wird da oft auch als Kuhbauch bezeichnet. Ein aufgezogener, stark in die Höhe gehender Bauch wird auch Wind- oder Windhundbauch genannt und ist eine Art Gegensatz zum Heubauch, d. h. durch zu reichliches Körner- und zu wenig Halmfutter mitunter verursacht. Auch durch Krankheiten der Därme, infektiöse oder vernachlässigte Durchfälle kann diese Bauchform auftreten.

Die Partie um den Nabel ist insofern von Wichtigkeit, als sie auf Brüche und zwar sowohl Nabel- als Bauchbrüche hin besehen werden muß.

Die Schamgegend schließlich ist der Teil, der nach den Hinterbeinen verläuft. Beim männlichen Pferd be-

finden sich dort der Schlauch und die Hoden, beim weiblichen das Euter.

Um die Rumpfteile fertig zu besprechen, ist noch die Aftergegend zu erwähnen. In ihr, durch die Schweifrübe gedeckt und normal festgeschlossen, befindet sich der After, also die Mündung des Mastdarmes. Aus diesem werden die verarbeiteten und für den Körper unbrauchbaren Nährstoffe ausgestoßen, und zwar geschieht das in Form runder, apfliger Massen, was wieder durch eine besondere Darmbildung hervorgerufen wird. Bei Stuten liegt unter dem After die Scham.

Der Rumpf des Pferdes ruht auf den vier Beinen, von denen die beiden vorderen als Vorderbeine, die anderen als Hinterbeine bezeichnet werden. Da das Bewegungsvermögen dieser Extremitäten von der Schulter resp. der Oberschenkelpartie abhängt, wollen wir es jeweils als ein zu den Beinen gehörendes Ganzes behandeln.

Im Entwicklungsgang des Pferdes haben wir gesagt, daß dessen Extremitäten mit der menschlichen Hand vergleichbar sind. In diesem Sinne die Vorderhand betrachtet und an der Anatomie gemessen, liegen der Ellbogen und die darüber befindlichen Partien am Rumpf des Pferdes, der Teil bis zum Vorderknie ist mit unserem Unterarm vergleichbar; das Schien- oder Rohrbein ist der Teil von unserer Handwurzel abwärts und der Huf mit der darüber befindlichen Fessel entspricht unserem Mittelfinger. In der Hinterhand bildet unsere Verse das Sprunggelenk des Pferdes, die darüber stehenden Knochen zu Knie und Hüfte sind das Unterschenkelbein und die bereits mit dem Rumpf verbundenen

übrigen Knochen sind mit dem menschlichen Oberschenkelbein sowie den Hüftteilen identisch, während abwärts der Verse analog der Vorderhand das Schienbein und die darunter befindlichen Fessel- und Hufbeine stehen.

Die Vorderbeine bestehen sonach und nach dieser unserer Einteilung aus dem Schulterblatt, dem Schulter- oder Buggelenk, dem Oberarmknochen, dem Ellbogen mit seinem Gelenk, dem Vorarm, dem Vorderknie, dem Schienbein, auch Rohrbein genannt, der Fessel und Gelenk und dem Huf mit seiner Krone und dem Gelenk, sowie seinem Hornschuh.

Von großer Wichtigkeit für die Beurteilung ist die Stellung des Schulterblattes selbst im Verhältnis zum Boden; dann die Stellung im Verhältnis zum Oberarmbein und schließlich die des letzteren in seinem Verhältnis zum Vor- oder Unterarmbein. Dies drückt sich am besten durch ein Winkelmaß aus und bildet z. B. das Ideal einer guten Schulterblattstellung ein Winkel von 45 Grad, wenn man die Linie der Schulterblattrichtung gegen den Erdboden zu sich verlängert denkt. Über den Winkel zwischen Schulterblatt und Oberarmbein gehen merkwürdigerweise die Ansichten von Kapazitäten ziemlich stark auseinander, so verlangt Professor Schwab einen Winkel von 105 Grad, während v. Krane sich mit einem solchen bis zu 80 Grad herunter begnügt. Das gute Mittel ist sonach zwischen 90 bis 100 Grad zu suchen. Vom Winkel, den das Oberarmbein mit dem Vorarm einschließt, verlangt man als Minimum 135 Grad, findet aber die beste Winkelung bei 145 Grad. Die Winkelung um das Vorderkniegelenk wird natürlich mit 180 Grad, d. h. der Senkrechten verlangt; das

Schienbein soll mit dem Kronengelenk etwa 135 Grad umschließen, und das Fesselbein die Richtung von 45 Grad zum Erdboden nehmen. Abweichungen davon haben ihre großen Nachteile auf Gängigkeit, Ausdauer usw.

Vom Schulterblatt verlangen wir die schon angeführte schiefe Lage, ferner, daß es lang und breit sei. Während die Länge die Freiheit der Bewegung bestimmt, ist die Breite wieder die mögliche Grundlage für eine gute Muskelbepackung. Abweichungen davon beeinträchtigen das Gangwerk des Pferdes; steile Schultern verkürzen die Schrittlänge, schmale sind immer schwach, und zu volle Schultern wieder beeinträchtigen die Geschwindigkeit. In der Befestigung muß die Schulter frei beweglich bleiben, also weder gebunden noch steif, noch aber zu locker sein; die Muskulatur muß sich gesund-straff anfühlen und nicht mager sein, aber auch nicht zu fleischig, wie sie bei Schrittpferden häufig vorkommt. Da gerade die Reitkunst ein freigängiges Pferd verlangt, ist es mit eine ihrer Aufgaben, durch entsprechende Übung der Vordermuskulatur (des breitgezahnten Muskels) dem Pferde das zu geben, was man unter Schulterfreiheit versteht.

Das Schultergelenk, auch Buggelenk genannt, ist nach vorne gekehrt und muß sich als abgerundet anfühlen. Man unterscheidet neben seiner richtigen Lage eine zurückgeschobene, wenn es zu flach, zu groß gewinkelt zum Schulterblatt steht und eine vorgeschobene im umgekehrten Sinne. In der Proportion verlangt man, daß die Bugspitzen zwei Drittel Pferdekopflängen voneinander stehen und daß die Schulterpartie eine

Pferdekopflänge beträgt. Selbstverständlich beeinflußt die Stellung der Bugspitzen voneinander die Brustbreite.

Der Ellbogenhöcker liegt zur Seite des Brustkorbes und über ihn laufen die Streckmuskeln des Vorarmes. Von dem Grad seiner Entwicklung hängt daher auch die Möglichkeit ab, daß sich zahlreiche und kräftige Muskeln über ihn ansetzen. In seiner Lage soll er gerade nach rückwärts gerichtet sein und weder einwärts noch auswärts stehen, da dies natürlich die Zehenweite resp. -enge im Hufteile ergibt.

Der Vorarm reicht vom Ellbogengelenk bis zum Vorderknie und muß senkrecht aufstehen. Von seiner Länge hängt es ab, ob das Pferd einen flachen oder hohen Gang besitzt. Das lange Vorarmbein macht eine weite flache Schwingung, der kurze Vorarm bringt ein stärkeres Heben hervor. Natürlich sind ein zu langer Vorarm oder auch ein zu kurzer dem Normalgange hinderlich, der erstere wird ein Schleppen im Gange hervorbringen, der letztere ein zu arges Heben des Vorderbeines.

Im Vorderknie und seinem Gelenke treffen Vorarm- und Schienbein zusammen. Ein starkes, breites, wenig gerundetes, ja beinahe plattes Knie, das senkrecht steht, ist wünschenswert. Es soll trocken sein, so daß sich die einzelnen Umrisse klar hervorheben und das Hakenbein soll stark nach hinten vorstehen. Von vorn und hinten betrachtet, muß das Knie aber eine Rundung aufweisen und im Ganzen und von allen Seiten betrachtet, den Eindruck von Kräftigkeit machen, denn mit

solchem Knie sind starke Knochen verbunden, also die Gewähr für ein starkes Fundament gegeben.

In der Beurteilung des Knies ist neben der schon geschilderten Vorderansicht auch die seitliche wichtig, von der Vorderansicht ist das einwärtsgebogene Knie nicht wünschenswert, denn es bedingt meist eine falsche Fußstellung und eignet sich wenig für ein Reitpferd. Seitlich betrachtet ist das vorbiegige Knie, auch Bockknie genannt, nicht wünschenswert. Ist es angeboren und dabei kräftig, dann ist es ein Schönheitsfehler, sonst aber weist es auf Überanstrengung. Ist es schmal und nach vorne abgerundet, so entsteht daraus das runde Knie, das meist schwachen Beinen eigen und daher nicht empfehlenswert ist. Rückbiegig ist das Knie, wenn es gewissermaßen eingedrückt erscheint und ist es dann auch nicht leistungsfähig. Schließlich kann man auch noch von einem gedrosselten oder eingeschnürten Knie sprechen, bei welchen die Beugesehnen gewissermaßen eingeschnürt vom Hakenbein abwärtsgehen, was besonders ein Pferd im Reitdienst beeinträchtigt.

Das Schien- oder Rohrbein geht senkrecht vom Knie abwärts und muß proportional gebaut sein. Unterhalb des Knies befinden sich am Schienbein seitlich angewachsen die beiden Griffelbeine als Reste der einstigen Zehen des Pferdes und zwar jener, die dem Zeigefinger und dem Ringfinger entsprachen. In seiner Gestaltung kann das Schienbein kurz oder lang sein und bestimmt, wie beim Vorarmbein gesagt, die Gehart des Pferdes. Hinter dem Schienbein laufen die Sehnen abwärts.

Das Schienbein ruht abwärts in dem Fesselgelenk, das auch Köte genannt wird. Dieses soll kräftig, rund-

lich sein. Je breiter es ist, um so mehr und vollkommener können die Beugesehnen arbeiten. Ist es zu schwach, so kann es seiner Dienstleistung nicht voll entsprechen und ebenso wenig, wenn es zu schwammig, zu wulstig ist.

Unter 45 Grad geht von ihm das Fesselbein ab und je nach dessen Länge spricht man von langen oder kurzen Fesseln. Auch sind die Vorderfesselbeine stets um eine Kleinigkeit länger (bis zu ½ cm) als die Hinterfesselbeine. Es ist merkwürdig, daß viele orientalische Pferde verhältnismäßig lange Fesseln haben, was wohl zum Teil der Bodenbeschaffenheit zuzuschreiben ist. Wenn nun diese Fesseln auch kräftig sind und sogar einen angenehm elastischen Gang dem Pferde geben, bedeuten sie immer einen Kraftaufwand, der sich in Dehnung der Sehnen ausdrückt und somit Pferde mit langen Fesseln leichter ermüden macht. Sind die Fesseln gar weich, so, daß das Pferd förmlich durchtritt, wird das als Bärenfüßigkeit bezeichnet. Zu kurze Fesseln wieder ergeben einen prallen Gang und können bei stärkerer Anstrengung des Pferdes zum sogenannten Überköten führen. Eine gutgestellte, gutgewinkelte Fessel wird immer gut federn, eine zu steile hingegen den Stoß beim Aufsetzen direkt in die Knochen leiten, während eine zu weiche — wie schon erwähnt — die Sehnenkraft zu stark beansprucht. In der hinteren Fläche des Fesselgelenkes ist eine kleine hornige Erhabenheit zu fühlen, die den Rest der einstigen fünften Zehe, des Kleinfingers, andeutet und als Sporn bezeichnet wird.

Eine sehr wichtige Aufgabe hat die Krone des Hufes, denn aus ihr werden ja jene Stoffe abgesondert, die zur Hornbildung notwendig sind und den ständigen

Nachschub für den Hornschuh bilden. Unter Krone versteht man die sehr empfindliche Wulst, die längs und oberhalb des Hufes läuft und unter der sich das Kronenbein befindet, das aufwärts durch das Krongelenk mit dem Fesselbein und abwärts durch das Hufgelenk mit den übrigen Hufknochen selbst verbunden ist. Über das Kronenbein selbst zieht sich auch noch die Streckſehne und dieses ganze Gebilde ist nicht nur wegen seiner wichtigen Aufgabe beachtenswert, sondern auch, da Verletzungen dieser Partien sehr unangenehme Folgen haben können. Bei der Beurteilung spielt die Empfindsamkeit dieser Partien auch insofern eine Rolle, als eine Unempfindlichkeit auf Dummkoller hinweist.

Den Endteil der Extremitäten bildet der Huf, der mit seinem Hornschuh das Hufbein, sowie die mit diesem verbundenen Bänder, Gefäße, Nerven, Sehnen usw., umschließt.

Der Hornschuh selbst besteht aus der Hornwand, der Hornsohle, dem Hornstrahl und dem hornigen Ballen. Das Zeichen der Gesundheit dieser Hornnebilde äußert sich in ihrer Struktur, also der lückenlosen Zusammenhängigkeit. Bei dunklen Tieren ist der Hornschuh schwarz, bei weißgeborenen oder sehr hellen Tieren gelb bis ins hellgelbliche.

Die Hornwand selbst wird eingeteilt in den vorderen, den Zehen-, in den seitlichen Seiten- und in den hinteren, den Trachtenteil. Die letzteren haben einen stark einwärts gebogenen Fortsatz, den man Eckstrebe benennt. Während der obere Teil zur Krone auch Saumrand genannt wird, heißt der untere der Sohlen- oder Tragrand.

Die Hornsohle ist der nach dem Boden gekehrte Teil des Hornschuhes, ist leicht nach innen gewölbt und besteht aus einer Hornplatte. Mit der Hornwand ist sie durch das Ineinandergreifen der Hornplättchen verbunden, was sich durch einen weißen rundlichen Streifen kenntlich macht, der fachtechnisch die „weiße Linie" heißt.

Der Hornstrahl geht spitz und wie ein Keil zwischen den beiden Eckstreben und dem Sohlenwinkel von hinten nach vorne zu, und bildet so gewissermaßen eine spitz zusammenlaufende doppelte Hornfalte, zwischen der sich noch eine Vertiefung, die Strahlgrube, befindet. Der Strahl ist ein weitaus weicheres und elastischeres Horngewebe als die anderen Teile des Schuhes.

Der hornige Ballen ist der die Eckstreben umgebende Teil des Hornschuhes.

Die Neigung der Hornwand zum Boden wird an der Zehe beurteilt und soll an den Vorderhufen 45 bis 50 Grad, an den Hinterhufen 50 bis 55 Grad betragen, so daß die letzteren demnach steiler gestellt sind. Gleichfalls steiler ist die Stellung der Trachtenwand, die normalerweise zwischen 70 und 80 Grad variiert.

In den Formen hat der Huf folgende Gestaltungen: Er ist bei gemeineren Pferden zu groß, was oft auch durch vielen Weidegang beeinflußt wird, oder er ist zu klein, wie man ihn häufig bei Gebirgspferden findet. Er ist zu lang, wenn er nicht der Pflege durch Beschneidung oder durch Beschlagen unterzogen wird, oder zu kurz, wenn diese Pflege zu häufig geschieht. Ist er sehr steil und besonders in den Trachtenwänden, so wird er als Bockhuf bezeichnet, während man ihn Platthuf nennt, wenn er zu flach ist, was meist auf

eine geringe Wölbung der Hornsohle hinweist. Schief ist der Huf, wenn die Trachtenwände ein und desselben Hufes ungleich gewinkelt sind, und man unterscheidet da, ob der Huf beineinwärts oder auswärts schief ist. Ist der Huf zu schmal, nennt man ihn Eselshuf, der steile Seitenwände besitzt. Ist er zu eng, so wird er zum Zwanghuf, einer krankhaften Entartung.

Seinem Horngebilde nach hat er auch verschiedene Gestaltungen desselben und man bezeichnet danach z. B. einen Huf, der Unebenheiten in Form von Ringen aufweist, als Ringhuf, was auf einen ungleichmäßigen Nachschub der Hornmasse aus der Krone hinweist. Ist die Hornsohle zu wenig gewölbt und in ihrer Verbindung, d. h. der weißen Linie, gewissermaßen aufgelockert, so wird daraus der Vollhuf, und wenn dies gar noch abwärts aufgetrieben erscheint, ist es der Knollhuf.

Nun zur Hinterpartie. Bevor wir über die in ihr vorhandenen oberen Knochen sprechen, sei kurz erwähnt, daß die Fessel- und Hufpartie den der Vorderfüße gleichgestaltet sind, mit Ausnahme geringer Abweichungen, die wir schon zum Teil erwähnt haben. Das Fesselgelenk ist etwas runder, als das am Vorderfuße und der Hinterhuf ist zäher als der Vorderhuf.

Die Hinterbeine bestehen aus den Oberschenkeln, den Hinterknien, Unterschenkeln, Sprunggelenken, Schienbeinen, Fesseln, Kronen und Hufen. Die Entwicklung dieser Einzelteile und ihrer Gesamtheit ist von allergrößter Bedeutung, da ja der Hinterhand des Pferdes die Vorschiebkraft, das Nachschieben, zur Aufgabe wird. Und speziell Pferde, von denen man große Leistungs-

fähigkeit verlangt und die ein Springvermögen entwickeln sollen, müssen in der Hinterhand daher kräftig und stark gebaut sein.

Von der Kruppe bis zum Hinterknie erstreckt sich der stärkste Teil des Hinterbeines, der Oberschenkel, der mit dem Darm- oder Beckenbein in einem Nußgelenk, dem Hüftgelenk, vereinigt ist und in der Kniescheibe mit dem Unterschenkelbein das hintere Kniegelenk bildet. Seine Verbindung mit dem Becken- oder Darmbein muß unter einem Winkel von 90 Grad erfolgen und zum Unterschenkelbein etwa in 120 Grad zusammenhängen. Der Oberschenkel reguliert gewissermaßen die Bewegungen der hinteren Extremitäten, da ja das Darm- oder Beckenbein ein feststehender Knochen ist. Er soll möglichst lang sein, mit entsprechend entwickelter Muskulatur, denn wenn auch in einem kurzen Knochen mehr Kraftentwicklung steckt, gewährt der lange stets größere Geschwindigkeit. Durch seine Richtung, also Lage, übt der Oberschenkel Einfluß auf die Winkelbildung der ganzen Hinterhand. Auch hier bietet die geringere Winkelbildung zwar mehr die Kraft, die größere Winkelbildung aber die Geschwindigkeit. Von größter Bedeutung ist die gesunde, kräftige, voll entwickelte Muskulatur am Oberschenkel, die sich auch in der Hinterbacke und nach den Innenteilen zu, den Hosen, kennzeichnen muß. Wenig muskulöse Oberschenkel werden auch Ochsenschenkel genannt.

Die Verbindung zwischen Ober- und Unterschenkel stellt das Hinterknie her, das in Höhe der an der Hinterhand befindlichen Hautfalte, der nach ihm benannten Kniefalte, liegt und dessen Gelenk dort auch

als gutgeschlossen und nach vorwärts gestellt anzufühlen sein muß. Von ihm geht der Unterschenkel nach abwärts, der dem Vorarm des Vorderbeines entspricht.

Über die Winkelung zwischen ihm und dem Oberschenkel gehen die Meinungen der Kapazitäten sehr stark auseinander und variieren zwischen 90 bis 130 Grad. Das ist insofern begreiflich, als eine weniger gewinkelte Stellung mit kürzeren Hebelarmen Kraftersparnis bedeutet, während ein langer Unterschenkel ungleich größere Geschwindigkeit verheißt, aber auch eine sehr starke Muskulatur verlangt.

Von größter Wichtigkeit in der Beurteilung des Pferdes ist auch das Sprunggelenk, denn aus ihm wird ja das Maß der Leichtigkeit, sowie der Stärke und der Ausdauer in den Bewegungen. Wohl nennt man die ganze Partie der Hinterbeine dort, wo Unterschenkel und Schienbein sich vereinen, Sprunggelenk, doch ist es eigentlich nur die Vereinigung der beweglichen und nicht auch der dort befindlichen unbeweglichen Knochen. Im Sprunggelenk selbst unterscheiden wir zwei markante Teile, und zwar den inneren, also nach vorwärts gekehrten, die sogenannte Pfanne, und den nach hinten gekehrten Teil, den Höcker. Ein gutgebautes Sprunggelenk soll möglichst lang, also flachgewinkelt sein, und wird von den Autoritäten dieser Winkel mit mindestens 135 Grad angesetzt, doch in möglichst bis 150 Grad erwünscht. Ein größerer Winkel bedingt schon eine zu gerade Stellung des Schienbeines und überhaupt des Sprunggelenkes, während bei unter 140 Grad dieses bereits zur Säbelbeinigkeit neigt. Von hinten betrachtet, sollen die gut und gerade gestellten Sprunggelenkshöcker

etwa so weit voneinander stehen, als die Entfernung unter ihnen zum Boden beträgt, also etwa die Länge der Unterfüße. Bei einem gesunden Sprunggelenk müssen die Innenknöchel klar und rein sichtbar sein, ebenso muß die Achillessehne klar und rein, also nicht verdickt usw., erscheinen.

Die Ansprüche an das Sprunggelenk sind demnach und ideell gesprochen, nicht gering, im Sinne der Gebrauchsfähigkeit aber nicht übertrieben engherzig zu nehmen, denn das alte Wahrwort: „Wer sich scheut vor Spat und Galle, hat nie ein gutes Pferd im Stalle!" hat tausendfache Bestätigung bei nicht überängstlichen Gemütern gefunden. Gerade das Sprunggelenk ist vermöge der ihm zufallenden anstrengenden Tätigkeit sowohl Knochenausschwitzungen als auch Blutergüssen ausgesetzt, auf die wir noch eingehender zu sprechen kommen. (Heft 9.)

Vom Sprunggelenk abwärts zu Fesseln und Hufen führt das hintere Schienbein, über dessen beste Stellung und Winkelung wir schon gesprochen haben und nur noch wiederholen können, daß ein zu gerade nach abwärts gestelltes Schienbein gerade so fehlerhaft ist wie ein etwa zu stark geneigtes. In seiner Länge soll das Schienbein proportioniert sein, bei ausgesprochenen Galoppierern wird indessen Wert auf ein langes Schienbein gelegt.

Damit haben wir auch den Bau des Pferdes in klaren Strichen umrissen und können, die Einzelheiten uns vor Augen haltend, nunmehr zu den Bewegungsvermögen des Pferdes und deren fehlerhafte Behinderungen übergehen. (Folgt in Heft 2.)

II. Teil

Vom Exterieur des Pferdes

Inhaltsverzeichnis

Seite

Das Bewegungsvermögen 75

Die Gangarten 76

Fehler in der Bauart 86

Fehlerhafte Bewegung 95

Der Paßgang und sonstiges Bewegungsvermögen 98

Die Haut 105

Die Haare 106

Die Haarfarben 110

Farbe und Leistungsvermögen 112

Schimmel, Isabellen und Falben, Fuchs, die Braunen, Rappen, die Tiger, Schecken, Stichelhaare

Die Abzeichen 129

Am Kopf, an den Füßen

Von Brandzeichen 133

Das Bewegungsvermögen

Gut Pferd, das nie stolpert,
Gut Weib, das nie holpert!

Bevor wir auf das Bewegungsvermögen des Pferdes eingehen, ist es nötig, kurz und verständlich sich über den Begriff Bewegung selbst klar zu werden. Kurz definiert, würde es das Vermögen heißen, im Raume fortzukommen, also örtliche Veränderung vornehmen zu können. Die Wissenschaft unterscheidet aber auch andere Arten von Bewegung, also solche, die nicht unbedingt mit Ortsveränderung verbunden sind. Das Pferd selbst und jedes Lebewesen vermag solche Bewegungen gleichfalls auszuführen.

Die Bewegung selbst ist die Folge eines — nennen wir es — Nervenreizes, d. h. das Nervenzentrum empfängt den Anreiz, verarbeitet ihn und gibt gewissermaßen über all seine feinsten Fasern jenen Muskeln und Muskelteilchen Befehl, die zur Ausführung der Bewegung erforderliche Zusammenziehung, Streckung usw. usw. durchzuführen. Dieser einfachste Begriff ist als Grundlage dringendst notwendig, denn wenn sich das jemand vergegenwärtigt, der ein Pferd irgendwie verwenden, d. h. benützen will, so muß es ihm klar sein, daß er dem Pferde sich so verständlich macht, daß dieses ihn versteht, also in seinem Gehirn, dem Nervenzentrum, das richtig erfaßt, was man von ihm verlangt und das nun aus diesem Zentrum weiterleiten kann. Und

um nun auch zu wissen, ob ein Pferd, und gewissermaßen wie es dem Wunsche des Menschen entsprechen kann, waren ja die Ausführungen über den Bau des Pferdes notwendig. Nur im Allgemeinwissen der inneren Beschaffenheit eines Pferdes liegt das Grundwissen, ein Pferd bestens, vollstens und dabei doch schonend, also für beste spätere Arbeit erhaltend, nützen zu können.

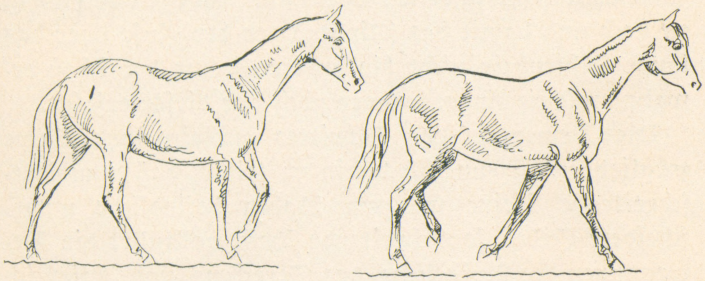
Wenn wir nun über das Bewegungsvermögen des Pferdes sprechen, so können wir das zunächst teilen, und zwar in jenes, das das Pferd zu örtlicher Veränderung bringt, also seine Muskeltätigkeit dazu anregt von der Stelle zu kommen, und in das Bewegungsvermögen, das es Lagenveränderungen usw. seines Körpers gewissermaßen an der Stelle ausführen läßt.

Das Bewegungsvermögen von der Stelle kann man unterscheiden in das Gehvermögen nach vorwärts, seitlich und nach rückwärts, in das Schwimmen und schließlich als Zug- und Tragvermögen bezeichnen. An der Stelle wieder vermag das Pferd auszuschlagen, zu steigen, sich niederzulegen und aufzustehen.

Die Gangarten

Das Gehvermögen nach vorwärts bezeichnen wir als die Gangart, und da unterscheiden wir den Schritt, den Trab, den Galopp, das Verkürzen oder Verstärken dieser Gangarten, die Karriere und schließlich den Paßgang. Manche wollen den Sprung auch noch als ein Separatvermögen des Pferdes ausdrücken, in Wirklichkeit ist aber der Sprung nichts weiter als ein erhöhter oder verlängerter Galoppsprung, und evtl. die Verbindung beider.

Einzeln besprochen zunächst: der Schritt. Es ist dies die langsamste Gangart des Pferdes und besteht aus dem einzelnen Vorsetzen der Beine, so, daß das Aufsetzen aller vier Hufe hintereinander gewissermaßen viertaktig zu hören ist. Diese Bewegung wird mit einem Vorderfuß begonnen, ihm folgt der gegenüberliegende Hinterfuß, hierauf der andere Vorder- und als vierter der dem gegenüberliegende Hinterfuß.



Charakteristik der Schrittbewegung

Die Schrittbewegung strengt weder Lunge noch Herz an, läßt aber die Einzelmuskulatur arbeiten, weshalb der Schritt auch ein sehr gutes Trainingsmittel bedeutet, besonders wenn auf ein gleichmäßiges Arbeiten der Gliedmaßen gesehen und ein raumgreifendes, flottes Ausschreiten verlangt wird.

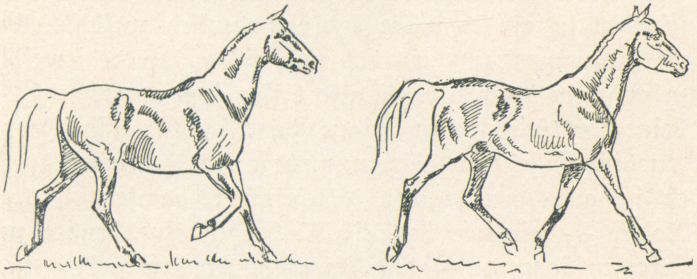
Unter raumgreifend verstehen wir das weitmöglichste Vorsetzen der Vorderextremitäten unter gleichzeitig zweckentsprechendem und proportionalem Nachschieben der Hinterhand in einer Gangart, so daß dadurch ein weitausgreifendes Fortschreiten zustande kommt. Hierbei ist wichtig zu wissen, daß die normal-

mögliche Schrittlänge eines Pferdes gleich ist der Höhe des Ellbogengelenkes vom Boden. Darüber hinaus wird der Schritt unsicher, darunter sich verkürzend wird es ein Trippeln. Natürlich ist der Schritt selbst auch von der Schulterfreiheit, also der Winkelstellung des Schulterblattes abhängig und ebenso auch von den Proportionen zwischen Vorarm- und Schienbein, da z. B. ein kurzes Vorarmbein wohl die Schwingung zum weiten Ausschreiten vornimmt, indessen der Gang zu hoch und damit das Niedersetzen der Hufe über das lange Schienbein nicht bis an die Grenze der schon erwähnten Beinlänge, sondern noch vor dieser erfolgt.

Die Bewegung des Schrittes am einzelnen Beine zergliedert, ist zunächst dahin zu teilen, daß man fortschreitende Beine und am Boden befindliche unterscheidet. Jedes fortschreitende Bein vollführt die Bewegungen des Aufhebens, des Streckens, und schließlich des Vorwärtsniedersetzens. Jedes am Boden befindliche Bein hingegen trägt zunächst das Schwergewicht des Gesamtkörpers, das ihm durch die Gleichgewichtsverteilung Belastung gebracht hat, und bewirkt auch das Übergeben dieser Belastung auf die andere Extremität, um selbst sich abstoßen, also dann die fortschreitende Bewegung vollführen zu können. Die Bewegung selbst hat in dem jeweiligen Vorderfuß mit nur leichtgebogenem Knie und mit ruhig ausschwingendem Bein zu erfolgen. Dazu sind kräftig entwickelte, gut proportionierte, lange Vorarmbeine notwendig, die über ein bewegliches und normales Knie mit kurzen, jedoch proportionierten Schien- oder Rohrbeinen verbunden sind.

Schließlich ist noch zu sagen, daß ein normal gebautes Pferd mit der Vorderhand genau so weit ausgreift wie mit der Hinterhand, also die Hufe der Hinterbeine in die Hufspur der Vorderbeine treten sollen. Vor die Hufspur der Vorderbeine gesetzte Hinterhufe sind ebenso ungünstig, wie eine zu kurz vorgesetzte Hinterhand.

Der Trab ist jene Gangart des Pferdes, in der die Fortbewegung durch zwei einander gegenüberliegende Beine gleichzeitig erfolgt. Im Rhythmus wieder genommen, wird er durch einen Zweitakt, einen Zweischlag kenntlich. Es ist auch die Gangart, die das Pferd die längste Zeit hindurch auszuführen vermag, somit ein Fortbewegen, das Lunge und Herz wenig in Anspruch nimmt, wenn die Bewegung normal und gleichmäßig durchgeführt wird, und das auch die Muskulatur der Beine usw. nicht überanstrengt, sondern in der raschen Folge der Abwechslung recht frisch erhält.



Charakteristik der Trabbewegung

Was die Schrittlänge in dieser Gangart anbelangt, so kann man sie ungefähr doppelt so lang als die im Schritt, also zwei Beinhöhen bis zum Ellbogen ge-

messen, bezeichnen. Anderseits gilt auch die Erkenntnis, daß ein Pferd nicht über die Linie hinaus schreiten kann, die sich aus der Verlängerung seiner jeweiligen Stirnlinie zum Boden ergeben würde, was natürlich wieder von der Kopfstellung des Pferdes abhängt. Als sicheres Maß kann man noch nehmen, daß die Entfernung, die ein Pferd im Ausgreifen nehmen kann, durch eine zum Boden gezogene Senkrechte begrenzt wird, die von der Nasenspitze abwärts gezogen das Vorderfesselgelenk trifft. Zu diesen an sich recht praktischen Theorien, die immerhin einen Begriff dafür geben, was man in der Beziehung vom Pferde verlangen kann, ist noch zu beachten, daß ein Pferd bei jeglichem Ausschreiten und für das Moment des Ausschreitens eine unwillkürliche, wenn auch nicht auffallende Kopfbewegung mitmacht, wodurch sich für das Moment des Ausschreitens selbstverständlich die ersterwähnte Stirnlinienverlängerung, als auch die dann erwähnte Senkrechte jeweils etwas nach vorwärts schieben. Diese Begriffe sind erforderlich, weil sie eng im Zusammenhang mit der von einem Pferde jeweils geforderten Kopfstellung, also dessen sogenanntem Herbeigezäumtsein, stehen als auch das Maß der Länge von Ausbindezügeln in der Longearbeit usw. bedingen. Und es ist auch darum von Wichtigkeit, damit sich der Reiter — wir wir in Teil VI darauf eingehender zu sprechen kommen — darüber vom Fleck weg klar ist, daß er bei verstärkter Gangart dem Pferde Luft zu geben hat und bei verkürzter gewissermaßen umgekehrt, ohne dem „Versammeltsein" des Pferdes damit Abbruch zu tun.

Der Trab wird auch Trott genannt und normaler-

weise rechnet man mit einem Vorwärtskommen bis etwa fünf Meter pro Sekunde, im gewöhnlichen gymnastisch durchgebildeten Gang. Die Bewegung selbst muß frei und geradlinig erfolgen, auch in dieser Gangart spricht daher die Freiheit der Schulter und die Beweglichkeit der Gelenke, Muskeln und Sehnen mit. In der Ausführung können wir einen schwingenden, weichen Trab, der elastisch ist, unterscheiden von einem harten Trab, bei dem das Aufsetzen der Beine auf den Boden gewissermaßen prellend geschieht. Schließlich kann man auch von einem Stechtrab sprechen, einem Herauswerfen der Beine und einem förmlichen Schweben des Gesamtkörpers in dieser Gangart, was besonders orientalischen Edelrassen eigen ist und durch ihr Blut auch in manche europäische Edelzucht gekommen ist. Ein gutes Nachschieben der normal und korrekt gebauten Hinterhand sowie kräftige, federnde Fessel sind für die Art der Bewegung, Aktion genannt, mit ausschlaggebend. Zu steil gewinkelte Hinterhand, ebenso wie zu kurze Fessel, oder zu ungelenke, drücken sich in Härte in dieser Gangart aus.

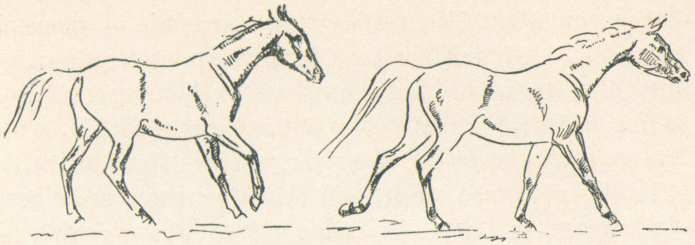
Im ruhigen, fließenden Trab rechnet man etwa 280 bis 300 Meter zurückgelegte Strecke auf die Minute. Über längere Distanzen oder in größerer Gesellschaft (Kavalkade, Truppe u. dgl.) legt man ein geringeres Fortbewegungsmaß an, etwa 250 Meter pro Minute. Im absichtlich verstärkten Schulungstrab, in dem es sich um die gymnastische Durchbildung usw. des Pferdes handelt und der naturgemäß nur über kurze Strecken geübt wird, soll man das Pferd sein höchstmögliches, individuelles Trabvermögen entwickeln, also es so scharf

gehen lassen, wie es traben kann, ohne in Galopp zu springen, d. h. und wie man sagt: ohne die Beine zu verlieren. Ausgesprochene Traberrassen und -züchtungen gehen im Trab so schnell, wie sonst andere Pferde im Normalgalopp; 500 Meter pro Minute, selbst über größere Entfernungen, gelten da als guter Oberdurchschnitt.

Vom Standpunkt der Beurteilung eines Pferdes ist die Trabbewegung auch insofern von großer Wichtigkeit, als sich nicht nur Mängel des durch anatomische Fehler in der Bauart des Pferdes verursachte Fehler in ihr am besten erkennen lassen, sondern auch das Lahmen, unsichere Auftreten usw. gerade in dieser Gangart am deutlichsten werden.

Der Galopp bedeutet die schnellste Gangart des Pferdes, in der es befähigt ist, auch über weitere Strecken fortzukommen. Bildlich und vielleicht am richtigsten gesprochen, besteht er aus einer Reihe sich folgender Sprünge nach vorwärts, bei denen die Füße der einen Seite des Pferdes mehr vorgreifen, mehr nach vorwärts geschoben sind, als die der anderen Seite. Je nachdem dieses Vorgreifen nun rechts oder links geschieht, also mit dem rechten oder dem linken Vorderfuß voran, unterscheidet man einen Rechts- oder einen Linksgalopp. Das ist besonders in der Reitbahn und in der Dressur des Pferdes von Wichtigkeit, während es im Freien, im Terrain nicht von Bedeutung ist, da es sich in diesen letztgenannten Fällen um das beste Fortkommen des Pferdes mit frei ihm überlassener, also von ihm gewählter Fußfolge handelt.

Die Fußfolge im Galopp ist folgende: das Pferd hebt den einen (rechten oder linken) Vorderfuß zum Vor-



Charakteristik der Galoppbewegung

setzen; diesem folgt der andere Vorderfuß und mit diesem fast gleichzeitig der hinter dem Erstfuß liegende Hinterfuß (rechter resp. linker), während der andere, also dem Erstfuß gegenüberliegende Hinterfuß als letzter folgt und gewissermaßen die Abstoßbewegung vollzieht. Der Rhythmus dieser Galoppbewegung drückt sich sonach in einem Dreitakt aus, dessen Mittelteil geteilt ist und — musikalisch nachgeahmt — sich in einem gewissermaßen „Hump—perda—Bum" betont, wobei dessen doppelte Mittelsilbe die fast unmittelbar sich folgende Hebung des anderen Vorderbeines und des mit dem ausschreitenden gleichseitigen Hinterbeines zum Ausdruck bringen will. Das im Freien lebende, auch auf der Weide befindliche und ungerittene Pferd wird in den Galopp stets erst nach ein bis zwei getanen Schritten fallen — außer beim Erschrecken, wobei es einen Satz macht und dann fortstürmt —, und nur das durchgerittene Pferd springt schulungsmäßig und direkt in Galopp, und zwar nach jener Seite, nach der es sein Reiter von ihm verlangt.

Diese Schulung bewirkt es auch, daß im verkürzten, abgemessenen Galopp der Reitbahn dem feinen Ohre im

Galopp eine Art Viertakt hörbar wird; die — nennen wir es — „Mittelsilbe des Fortbewegungsrhythmus" unterscheidet sich deutlicher und wahrnehmbarer. Ebenso verwischt sie sich in verschärfter Gangart, z. B. dem Renngalopp und in der Karriere zu einer Art Zweitakt, d. h. sie erfolgt so rasch, daß dem Ohr nur die beiden Hauptmomente der — bildlich gesprochen — Vorder- und Hinterlandung der Beine hörbar werden. Will man versuchen, das dem Ohre musikalisch auszudrücken, so zerreißt sich die Mittelsilbe des ruhigen Galopprhythmus in der Karriere und dem Renngalopp, und das frühere Gesamtwort hört sich in diesen Gangarten etwa an als ein „Hum—per——da—Bum!"

Aus dieser Beschreibung tritt uns entgegen, daß im Galopp sonach drei Beine des Pferdes jeweils ausgreifend in der Luft schweben und nur dem vierten die Arbeit des Abstoßens wird, die es zudem durch Wechsel der Fußfolge zu ändern imstande ist, d. h. nach Zeit und Raum dem anderen, gewissermaßen ausgeruhten Hinterbein überträgt. Das ist auf Muskulatur usw. bedingt recht, indessen stellt diese Gangart die höchsten Ansprüche an die Lungen- und Herztätigkeit, wirkt sich sonach für diese Edelteile anstrengend aus. Darum soll und muß jeder stärkeren Inanspruchnahme eines Pferdes eine entsprechende Vorübung, ein Training vorangehen. Über dieses sowie die allgemeine Leistungsfähigkeit und deren Höchstgrenzen, gestützt auf tatsächliche Beispiele usw., kommen wir im Teil V zu sprechen.

Verstärkt man den Galopp bis zur Grenze der individuellen Leistungsfähigkeit eines Pferdes, so entsteht daraus die Karriere, die schnellste Sprungfolge. Es

entsteht also eine Fußfolge, die der des Hundes ähnlich ist, wenn dieser in raschen Sprüngen vorwärts eilt: die beiden Vorderbeine greifen fast gleichzeitig aus und ebenso schieben sich die beiden Beine der Hinterhand fast gleichzeitig unter den Leib, diesen sofort wieder vorschnellend. Hals und Kopf sind in dieser Gangart vorgestreckt, was auch durch das bereits unter dem Schritt Gesagte zur selbstverständlichen Notwendigkeit wird, um das Raumgreifende des Sprunges zu gewährleisten.

Die normale Sprungweite im freien Galopp wird mit etwa zwei Eigenlängen des Pferdes gemessen, im Renngalopp kann man diese Sprungweite verdoppelt messen, sie beträgt also etwa vier Eigenlängen. Während man sonach den normalen, ruhigen Galoppsprung mit etwa 400 Meter pro Minute zurückgelegter Strecke angeben kann, der bei Steigerung sich um die 500 Meter bewegt, bedeutet der Renngalopp etwa die doppelte Strecke und dessen höchste Leistung über die Kurzstrecke liegt auf 59 Sekunden über den Kilometer.

Der Sprung ist — wie schon erwähnt — im Grundprinzip nichts weiter als ein zum Überwinden eines Hindernisses vermehrter, erhöhter oder kombinierter Galoppsprung, der nur die Eigenart besitzt, daß das Pferd in diesem die Beine der Hinterhand nebeneinander stellt. Er zergliedert sich in die Phasen des Absprunges, des Schwebens, also Überwinden eines Hindernisses, und des Landens hinter diesem. Normalerweise und bei entsprechender Vorschulung und Übung erfolgt der Absprung in der Weise, daß sich die Vorderhand hebt, während die Hinterhand das Abschnellen, den Abstoß vom Erdboden kräftig auszuführen hat. Dann folgt

das Moment des Schwebens, also das, in welchem der Körper des Pferdes in der Luft über das Hindernis gleitet, was wieder eine besondere Anstrengung der langen Rückenmuskeln bedeutet und von diesen ein gutes Entwickeltsein voraussetzt, um dieses Schweben evtl. lange, also großen, weiten, kombiniert hochweiten Hindernissen entsprechend, ausdehnen zu können. Schließlich folgt die Landung, d. h. das Wiedererreichen des Erdbodens mit den Beinen, wobei der Vorderhand zumeist die Hauptaufgabe der Erstlandung zufällt. Sicherer vom physikalischen Standpunkt ist wohl die Landung mit allen vier Beinen, indessen angenehmer und zugleich günstiger für die sofort fortzusetzende Weiterbewegung ist die auf der Vorderhand, der sogleich die Hinterhand folgt. Das Landen selbst zergliedernd, trifft zuerst das eine Vorderbein auf den Boden, sofort darnach das andere, und diesen beiden in kurzem Zweischlag die Beine der Hinterhand. Das Sprungvermögen eines Pferdes hängt von der Kraft der Hinterhand, der der Rückenmuskulatur und nicht zuletzt von einem gut entwickelten Widerrist ab.

Übrigens hat das Sprungvermögen des Pferdes sich auch die schulungsmäßige Dressur in verschiedenen Varianten in anderer Art zu eigen gemacht und das besonders in der sogenannten Hohen Schule, auf die wir in einem der späteren Teile beim Reiten zu sprechen kommen, in künstlichen Figuren zum Ausdruck gebracht.

Fehler in der Bauart

Bevor wir nun über das weitere Bewegungsvermögen sprechen, ist es wichtig, jetzt zunächst die

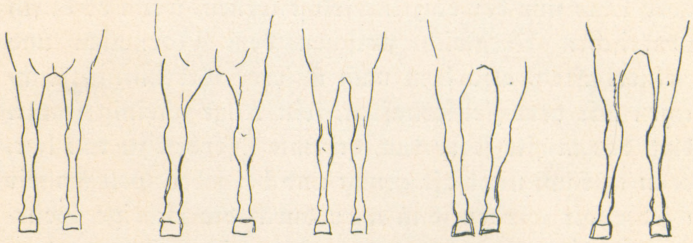
Fehler in der Bauart kennenzulernen, die sowohl die Gangart und damit die Gangweise des Pferdes beeinflussen als auch für die Beurteilung dadurch mitsprechend sind.

Wie ein Pferd richtig gebaut sein soll, haben wir bereits gesagt. Die Natur kehrt sich aber wenig an Menschenwunsch, und in ihrer gewaltigen Versuchswerkstätte, die da ewig formt und umformt, Neues gestaltet und Altes verwirft, oder, wenn sie es für nicht mehr den Epochen entsprechend hält, aussterben läßt, ersinnt diese Allgewalt sich Varianten und hat deren zahlreiche und in jeder Art gegeben. So auch dem Pferde in Form der Beinstellungen. Was von dem Normalen abweicht, das nennen wir Menschen fehlerhaft, denn unsere Erkenntnis hat uns im Gebrauch des Pferdes gelehrt, daß sie auf unseren Wunsch idealer Vollbenützung eines Pferdes behindernd sich auswirken. *Das* zu erkennen, richtig zu erkennen und das Warum dazu, das uns solcherart Beinstellungen unerwünscht macht, soll also Gegenstand der nächsten Worte werden. Der Worte — wie gesagt —, die dem, der hören will, auch die Augen öffnen sollen durch Hinweise; *sehen* aber kann nur der einzelne selbst lernen, wenn er durch praktischen Vergleich zwischen dem Normalen und Fehlerhaften, also dem nach unserer Erkenntnis Richtigen mit dem Fehlerhaften, sein Auge alleinig schult. Und das müßte jeder tun, der mit Pferden zu tun hat, denn es kann nicht oft genug und bei jeder Gelegenheit wiederholt werden, daß *nur* durch die richtige Beurteilung eines Pferdes eine richtige Verwendung desselben als Besthelfer möglich werden kann. Viel nutz-

lose Kraftvergeudung, viel Ärger, Enttäuschung und materieller Schaden bleibt nur so erspart.

Will man die Beinstellung eines Pferdes beurteilen, so muß dies von drei Seiten geschehen, von vorne, seitwärts und von hinten. So besehen, müssen zunächst diese vier Träger des Pferdekörpers, normal gestellt, sich decken, d. h. von vorn und hinten besehen, die Vorder- und Hinterbeine jeder Seite in ihrer Längsrichtung sich gewissermaßen verdecken; und von der Seite besehen, dies sowohl die Vorder- als auch die Hinterbeine für sich gleichfalls tun. Das ist — wie gesagt — bei einem normal gestellten Pferde, wie wir es in den Ansprüchen für seine Bauart skizziert haben; denn selbstverständlicherweise können auch fehlerhaft gestellte Beine derart gleichmäßig fehlerhaft gestellt sein, daß sie sich gleichfalls decken. Darum ist als Ergänzung des erstgenannten Begriffes vielleicht noch zu sagen: je in einer senkrechten Ebene.

Wenn wir nun in die Einzelheiten übergehen und uns vor das Pferd stellen, so finden wir zunächst die Möglichkeit einer zu engen Stellung, d. h. die Vorder-



Stellungen der Vorderbeine (von links nach rechts): normal; zu weit; zu eng; zeheneng; zehenweit.

füße stehen zwar richtig gerade, aber zu nahe beieinander, was eine Folge von Engbrüstigkeit des Pferdes ist. Daß in einer engen Brust nicht gut entwickelte Edelorgane Platz haben, ist uns bereits klar, eine solche Stellung gibt aber auch eine zu geringe Basis dem ganzen Körper und ist in Wechselbeziehung somit auch mit flachen Rippen verbunden, die gleichfalls zu verwerfen sind.

Ist die Brust übermäßig breit, so ist die Folge die zu weite Stellung, die sich wohl für Schrittpferde und schweren Zug vorzüglich eignet, nicht aber zu Reit- und flottem Fahrdienst.

Gehen die Knie zu nahe einwärts, so entsteht eine Knieenge, d. h. die sogenannten Kniebohrer oder Ochsenknie, die aber auch einseitig vorkommen können und dem Bein zu geradem Fortschreiten hinderlich werden. Genau so auch der umgekehrte Fall einer Knieweite, bei der die Knie auswärts gebogen sind und wodurch ein Streifen der Hufe resp. dieser an der Fessel hervorgerufen wird. Dies beeinträchtigt auch das Gangwerk des Pferdes, ist aber viel seltener, als die erstskizzierte Art.

Stehen die Vorderfüße, von vorne betrachtet, nicht senkrecht zu Boden, sondern weichen sie von dieser Linie einwärts ab, dann steht das Pferd zehenenge und überdies kehrt es dabei meist auch noch die Zehen einwärts, wird also zum sogenannten Zehentreter. Das ist ein schwerer Fehler und solche Pferde können nur für langsame Zugarbeit in Betracht kommen. Wieder umgekehrt kann das Pferd zehenweit stehen, d. h. mit nach auswärts gerichteten Beinen und auch so gedrehten

Zehen, was natürlich gleichfalls sein Gangwerk beeinträchtigt. Diese beiden Arten der Stellung haben ihren Ursprung schon in der Lage der Schulter.

Treten wir nunmehr zu seitlicher Betrachtung, dann ergibt sich zunächst bei normalgebauten Vorderbeinen die Möglichkeit, daß diese vor oder hinter der gedachten Senkrechten gestellt sind. Die vorgestreckte Stellung hat ihren Ursprung in einem zu steilen Schulterblatt, das Pferd steht als Folge mit seitlich gedrehten Ellbogenhöckern vorgespreizt. Aus einer derartigen Stellung ist auf ein hartes, prellendes Gehen zu schließen, sie sagt aber auch dem Kundigen, daß er das Pferd gründlich zu untersuchen hat, denn sie kann durch Krankheitserscheinungen, so besonders die sogenannte Rehe (Teil IX), usw. hervorgerufen sein.

Stehen die Vorderbeine hinter der Senkrechten, dann sind sie unterständig, d. h. sie stehen zu stark unter dem Leib. Diese Stellung ist besonders für Reitpferde, bei denen die Vorderhand eine Gewichtsvermehrung durch das Gewicht des Reiters selbst noch erfährt, von Nachteil. Die Stellung ist indessen — wenn sie angeboren ist — für schwere Zugpferde nicht von der Hand zu weisen, sie legen sich ja gewissermaßen durch sie von selbst schwerer ins Geschirr. Vom Gesundheitsstandpunkt gibt solche Stellung gleichfalls den Hinweis auf nähere Untersuchung, denn sie kann sowohl durch Leiden in der Schulter selbst hervorgerufen sein oder auch durch das gewissermaßen Entlastenwollen einer krankhaften Hinterhand.

In der Stellung der Knie können diese vor- oder rückbiegig sein. Die ersteren, auch Bockknie genannt,

zeigen eine vorgebogene Stellung der Knie, was sowohl von Natur aus vorhanden, als auch durch Überanstrengung oder durch ein infolge Krankheit gewordenes Nachgeben der Sehnen und Gelenke entstanden sein kann. Während die erstskizzierte Ursache mit kräftig entwickelten Knochen und daran lagernder Muskulatur verbunden zu sein pflegt, zeigen aus letzteren Ursachen entstandene vorbiegige Knie stets etwas Unsicheres, zu wenig Halt Bietendes, sie sind, wie man zu sagen pflegt „wankend-wacklig". Umgekehrt, rückbiegig sind die Knie, wenn sie hinter der Senkrechten zurückstehen, also wie eingebuchtet in den Vorderbeinen liegen, was meist eine Folge zu schwacher, überelastischer Beugesehnen ist.

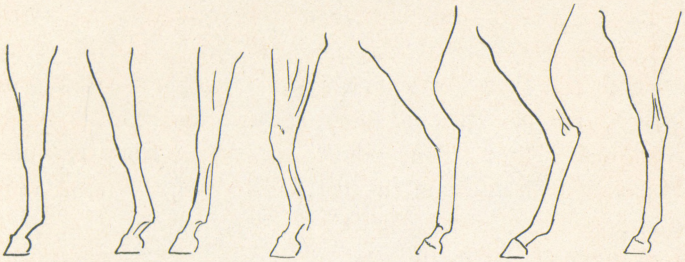
Tiefer herunter gesehen zu den Fesseln, können diese zu *steil*, also über 45 Grad zum Boden stehen, oder zu *weich*, also unter 45 Grad. In der zu senkrechten Stellung unterscheiden wir eine sogenannte kötenschüssige, die den Fesseln viel von ihrer Federkraft nimmt und auf entweder natürlich oder krankhaft verkürzte Sehnen hinweist. Artet diese Stellung in eine noch steilere aus, bei der man dann von einem *Stelzfuß* spricht, so ist selbstverständlich dieser Mangel an Federung noch erhöht und derartige Pferde sind zum Reit- und flottem Fahrdienst zu verwerfen. Der Gegensatz, also ein zu weiches Durchtreten im Fessel führt in einfacher Form eben zum Durchtreten und in noch größerer Weichheit, bei der das Fesselgelenk fast bis zum Boden durchknickt, zur sogenannten *Bärenkötigkeit*, Bärenfüßigkeit. Wenngleich man so behafteten Pferden eine Elastizität, ja eine gewisse Annehmlichkeit im Gang nicht absprechen kann, ist die Stellung selbst,

die ja zumeist schwache Sehnen verrät, für Pferde, von denen man ausdauernde Leistungsfähigkeit verlangt, kein Empfehlungsbrief.

Nun zwei kurze Schritte weiter nach seitwärts und man kommt zur seitlichen Beurteilung der Hinterhand. Auch an dieser unterscheiden wir zunächst als Abweichung der Normalstellung eine unter- und eine rückständige. Bei der ersteren sind die Beine zu sehr unter den Körper gerückt, also der Vorderhand genähert. Eine Folge davon ist eine Krümmung des Rückens, ja man kann im guten Sinne sagen, eine ausgleichend gewordene kräftige Entwicklung der dort lagernden Muskulatur, und derartige Pferde eignen sich daher sehr gut für Tragdienst, wenn die Kennzeichen von Kraft in Rücken wie Hinterhand zu finden sind. Anderenfalls kann aber auch diese fehlerhafte Stellung eine Folgeerscheinung von Krankheiten sein. So weist sie besonders in solchem Falle auf vorhandene Bauchleiden hin. Der Gegensatz der Stellung ist, wenn die Hinterbeine nach rückwärts stehen. Bei Trabern werden wir das als eine Art folgerichtige Vererbungserscheinung zu sehen bekommen und Pferden, die im leichten Zug verwendet werden, wird eine derartige Stellung sogar dressurmäßig angelernt, in der Beurteilung des Pferdes aber ist darauf zu achten, ob sich diese Abweichung von der Normalstellung nicht als Krankheitserscheinung in den Sprunggelenken oder ein starkes Hergenommensein in diesen kennzeichnet.

Wieder zwei Gegensätze bilden die zu stark oder zu wenig gewinkelten Hinterbeine, die zur Säbelbeinigkeit bei zu gebogenen Sprunggelenken und bei

zu wenig gebogenen zur zu geraden Stellung führen. Erstgenannte Pferde besitzen meist große Kraft in der Hinterhand, werden daher als Spring- und auch Laufpferde gut verwendet, zeigen aber häufig den Nachteil,



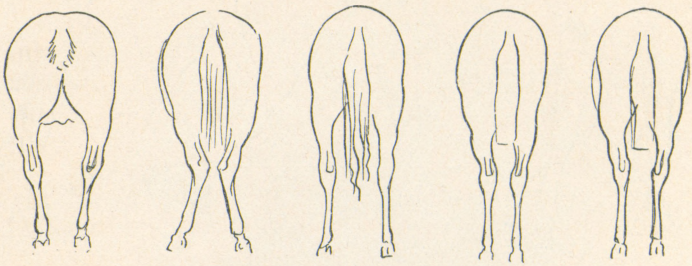
Stellungen der Beine seitlich besehen.

Vorderbeine: normal; unterständig; vorgestreckt; vorbiegig. — Hinterbeine: rückständig; zu spitz und zu steil gewinkelt.

daß sie mit den Hinterhufen in die Vorderbeine greifen, also bei scharfem Gehen, wie man zu sagen pflegt, „einhauen", was leicht zu Verletzungen führen kann. Sind bei dieser Stellung der Hinterhand die Vorderbeine unterständig, dann entsteht die sogenannte zusammengeschobene Stellung. Die zu gerade Stellung wieder nimmt der Hinterhand ein Federungsvermögen, das Aufsetzen der Hufe auf den Boden während der Bewegung pflanzt sich zu prellend durch die ganzen Hinterbeine und nimmt besonders die Sprunggelenke her, wodurch es auch leicht zur Ursache für Spat und dgl. wird.

In den Fesseln finden wir die gleichen Abweichungen, wie in denen der Vorderhand, d. h. zu gerade und sich der Senkrechten nähernde, ebenso wie zu weiche, sich der Horizontalen nähernde Fesselstellung.

Hinter das Pferd getreten, können die Hinterbeine bei zu schmächtiger und enger Kruppe wohl richtig gerade abwärts, doch zu eng stehen und umgekehrt bei weitem Becken und breiter Kruppe zu weit.



Stellungen der Hinterbeine:
faßbeinig; kuhhessig; zu weit; zu eng; normal.

Mit dem Blick an den Sprunggelenken haften bleibend, können diese für sich einander zu oder abgewendet gestellt sein. Nähern sie sich zu stark, dann entsteht ein seitliches Ausstellen der hinteren Schienbeine, also die sogenannte Kuhhessigkeit. Der Gegensatz: zu weit gestellt, also in O-Form, wird zur Faßbeinigkeit. In schwach ausgeprägtem Vorkommen sind beide Abweichungen als unbedeutende Fehler anzusehen.

Wie an den Vorderbeinen, entsteht durch die Stellung der Sprunggelenke resp. in deren Fortsetzung der hinteren Schienbeine gleichfalls eine zehenweite oder zehenenge Stellung, die mit fast gleichen Nachteilen wie an der Vorderhand verbunden sind.

Diese, von der normalen abweichenden, daher fehlerhaften Beinstellungen werden dem, der sehen will und

sich die Grundfiguren von gewissermaßen richtig und falsch eingeprägt hat, bald und leicht kenntlich. Wir wollen nunmehr deren Auswirkungen als fehlerhafte Bewegung betrachten.

Fehlerhafte Bewegung

Auch diese wird am besten kenntlich, wenn man sie von vorn und von hinten, sowie auch seitlich verfolgt, also: den Gang des Pferdes von drei Seiten beurteilt.

Von vorn gesehen fällt es auf, wenn das Pferd zu enge oder zu weite Gänge hat, d. h. infolge der beschriebenen zu engen oder umgekehrten Stellung, zu dicht und eng nebeneinander die Beine vorsetzt, oder im Matrosengang schwankend zu breit tapscht. Ebenso ist — von vorne betrachtet — das Kreuzen der Vorderfüße, das durch Zehenengigkeit hervorgerufen wird, im Gange auffällig. Es macht sich durch ein Einwärtssetzen der Beine resp. Hufe kenntlich und kann ein dadurch entstehendes Streifen der Hufe an den Fesselgelenken hervorrufen. Umgekehrt wieder bei auswärts gestellten Unterfüßen entsteht das sogenannte Billardieren, auch Fuchteln oder Auswerfen u. dgl. genannt, bei dem die Beine vom Knie abwärts schaufelnde Bewegungen im Vorsetzen machen. Diese Gangweise ist sehr ermüdend und auch unsicher.

Von hinten betrachtet, sind gleichfalls korrespondierende Fehler zu erkennen, so besonders das Streifen, d. h. wenn die Hufe die hinteren Fesselgelenke gegenseitig streifen, schlagen und so verletzen.

Seitlich betrachtet, wird der kurze Gang auffallen, der, aus steilen Schultern kommend, nicht raum-

greifend und daher ermüdend wird, während sein Gegensatz, der lange Gang, sich vorwiegend in der Hinterhand kennzeichnet und durch die schon erwähnte Säbelbeinigkeit ein Übergreifen der Hinterhufe vor die Spur der vorderen zeitigt. Das ist sehr zu beachten, da es Ballentritte verursachen kann. Blöde wird der Gang genannt, wenn er sich wie vor Schmerz verängstigt, wie auf Nadeln gehend kennzeichnet, was auf Gelenk- wie Zufleiden schließen läßt; schleppend hingegen, wenn Pferde kaum die Hufe heben, sie förmlich streifend über den Boden vorwärtsbringen. Hebt hingegen das Pferd die Vorderbeine gemessen und graziös hoch, und setzt es diese rasch und wie ungeduldig stampfend zu Boden, so benennt man das einen ariösen Gang. Er ist eigens gezogenen Rassen für Luxusgespanne, wie es die Staatskarossen bilden, vererbt, und in dieser Hinsicht mustergültig waren die im Kladruber Staatsgestüt gezogenen Karossiers.

Das Einhauen, Einschlagen, Eisenklappern, In-die-Eisen-schlagen usw., kurzum das zu weite Vorgreifen der Beine der Hinterhand wird — außer dem hörbaren Geräusch bei beschlagenen Pferden — auch am besten von der Seite beurteilt. Über die dadurch möglichen Beschädigungen der Vorderhufe (Ballen wie Hornsohle) haben wir bereits gesprochen. Bleibt der sogenannte Hahnentritt, auch Zuckfuß genannt, eine eigenartige, zuckende Bewegung des Hinterbeines, oder beider, beim Emporheben derselben, die wie eine Art von Muskelkrampf aussieht und vorwiegend bei mit Spat behafteten Tieren vorkommt. Nach anderer Erklärung (Professor Dieckerhoff) wird dieses zuckende Treten

durch eine Verkürzung des Sehnenschenkels zum Hufbeinstrecker erklärt. Interessant und besonders erwähnenswert ist, daß der Hahnentritt beim Antreten eines ausgeruhten Pferdes sich immer stärker zeigt und durch das Warmwerden im Gehen geringer in Erscheinung tritt.

Endlich wäre noch der schwankende Gang zu nennen, der eine Beobachtung sowohl von vorne als auch seitlich erfordert. Seine Charakteristik besteht darin, daß die niedergesetzten Beine gewissermaßen rechts und links durchknicken und damit eine Bewegung des Kopfes und des Halses nach rechts und links hervorrufen, kurzum ein Schwanken, das von vorne so, und seitlich betrachtet mit einem Hin- und Hernicken, ja selbst Bewegen des Körpers verbunden ist. Zu stark ermüdete Pferde haben solche Bewegung, ansonsten ist sie auch ein Merkmal der sogenannten Stätigkeit. —

Zur Beurteilung des Pferdes gehört — das sei auch wiederholt, um vor Schaden zu bewahren — sonach außer dem grundlegenden Wissen auch ein geübtes Auge. Dies kann sich jeder nur alleine schaffen, indem er das innerlich verbildlichte Normale und Fehlerhafte voneinanderhält und Vergleiche an jedem Pferde zieht. Aber auch an jedem! Suchend muß das Auge über dieses und seine Bewegungen gleiten, forschend, ob es nicht Abweichungen findet. Nur so schult man sein Auge.

Zur Beurteilung des Pferdes ist es selbstverständlich auch gut, dieses im Stall aufzusuchen. Dort allerdings darf man sich nicht vorschnell ein abschließendes Urteil bilden wollen, denn gerade Edelrassen haben ja die Eigentümlichkeit, instinktmäßig diesen Ruheort voll

auszunützen und zeigen sich daher häufig im Stalle nicht gerade ansprechend. Beurteilen soll man demnach ein Pferd nicht im Stalle, wohl aber beobachten, denn gerade dort wird aus der großen Zahl der Untugenden, die Pferde haben können, dem Beobachter klar, ob dies oder jenes Tier mit solchen behaftet ist (s. Untugenden usw., Teil IX).

Der Paßgang und sonstiges Bewegungsvermögen

Zurück nun zum weiteren Bewegungsvermögen des Pferdes, gehört zu dem nach vorwärts noch der Paßgang. Diese Art, sich fortzubewegen, ist eigentlich und normalerweise für das Pferd unnatürlich und fehlerhaft, denn sie besteht ja darin, daß sich die Beine je einer Seite nicht kreuzweise, sondern gleichzeitig vorsetzen. An der Giraffe, dem Kamel und auch dem Bären ist uns diese Fortbewegungsweise wohlbekannt, dem Pferde wird sie selten von Natur aus, sondern, wo sie gewünscht wird, erst anerzogen. Dies geschieht besonders in den südöstlichen europäischen Ländern, und die Methode, wie dies den Pferden z. B. in Rumänien beigebracht wird, ist die folgende:

Dem schon dreijährigen, also in seiner hauptsächlichen Grundstruktur entwickelten Pferde werden auf der Weide die Beine der einen Seite miteinander ziemlich nahe und unterhalb der Knie (Sprunggelenke) durch breite Riemen oder dergleichen so verbunden, daß einesteils keine Haar- und Hautabschürfungen entstehen, andererseits das Pferd gezwungen ist, die Beine einer Seite stets gleichzeitig zu gebrauchen. Dadurch gewöhnt es sich den Paßgang an.

Hingegen auf erworbene Vererbung ist der angeborene Paßgang zurückzuführen.

In der Ausführung der Bewegungsart unterscheidet man noch Varianten, und zwar: den sogenannten Halbpaß, der ein Durcheinandermengen von natürlichem Gang und Paßgang bedeutet, d. h. das Pferd geht im Paß, wechselt aber zu natürlicher kreuzweiser Fußfolge ab. Diese Art Erscheinung tritt auch bei normalgehenden Pferden dann auf, wenn sie stark ermüdet sind, oder aber kann sie auch auftreten, wenn das Vortreiben des Pferdes zu flottem Ausschreiten im Schritt nicht eine systematische Steigerung erfährt, sondern überfordernd, also zu stark antreibend sich auswirkt, wobei das Pferd die richtige Fußfolge, also und wie man zu sagen pflegt, die Beine verliert. Eine weitere Abart bildet der fliegende Paß, der eine Kombination zweier verschiedener Gangarten bildet, in welche die Vorder- resp. Hinterhand unabhängig voneinander fällt. So vollführt z. B. die Vorderhand die Galoppbewegung, während die Hinterhand trabt. In diese Gangart verfallen sehr temperamentvolle Pferde, wenn man sie zügeln will, sie kann also eine Folge von Nervosität sein. Ebenso aber auch die Folge von Krankheitserscheinungen in den Sprunggelenken, wie Spat resp. Spatlahme und dgl. Künstlich angelernt, zeigt sich die Gangart in umgekehrtem Sinne, d. h. die Vorderhand führt die Trabbewegung aus, die Hinterhand setzt im Galopp nach, wodurch allerdings eine rasche Vorwärtsbewegung entsteht, die aber durch die geforderte Kraftentfaltung das Pferd sehr stark anstrengt und auch zugrunde richtet. Unleugbar hat diese Bewegung für den reiterlich Un-

geschulten Annehmlichkeiten, da das Gestoßenwerden wie im Trab wegfällt.

Schließlich ist vom einfachen Paßgang zu sagen, daß ihn das Pferd sowohl im Schritt als auch im Trab vollführen kann. Die Annehmlichkeit, besonders über große Strecken, daß im Paßtrab das Gestoßenwerden durch die Rückenschwingung, die bei normalem Traben sonst erfolgt, wegfällt, ist wohl die Ursache, daß diese an sich fehlerhafte Gangart Pferden künstlich angelernt wird.

Das *seitliche* Bewegungsvermögen des Pferdes besteht darin, daß es die Beine einer Seite seitlich der Beine der anderen Seite zu setzen, zu übersetzen imstande ist. Diese vorwärtsseitliche natürliche Bewegung ist das Pferd in jeder Gangart der drei normalen, also im Schritt, Trab und Galopp auszuführen imstande und wird dieses Vermögen in der Dressur bei ihm aus Durchbiegungs-, also Geschmeidigkeitsgründen usw. schulungsmäßig auch gefördert.

Das Pferd vermag auch seine Beine nach hinten zu setzen, also *zurück* zutreten. In Freiheit diktiert die Ausführung dieses Vermögens die jeweilige Lage des Körpers, ist sonach in seiner Ausführung willkürlich. Unter dem Reiter und zu Schulungszwecken wird das Zurücktreten durch die Einwirkung der dazu erforderlichen Hilfen und in einem Rhythmus sowie einer Fußfolge vollzogen, die der Reiter dafür für notwendig erachtet.

Die Natur hat dem Pferde auch gegeben, daß es durch das nasse Element, das ihm in den Weg kommt, wie jedes andere Säugetier zu *schwimmen* vermag. Dieses ihm angeborene Bewegungsvermögen ist eigent-

lich eine Art Traben unter dem Wasserspiegel; die Beine führen im Rhythmus des Trabes und damit die Ruderbewegung aus. Instinktiv stößt dabei das Pferd wenig Luft aus, behält sonach in seinen Lungen gewissermaßen das höchstzulässige Quantum, um damit seinem Körper mehr Auftrieb zu belassen. Sehr wichtig ist es, daß aber dem Pferd im Schwimmen stets die Möglichkeit gegeben bleibt, seine Nüstern über dem Wasserspiegel zu halten, da es wohl imstande ist, geringe dort eindringende Wassermengen auszuprusten, vermöge seines Schlingapparates aber nicht in der Lage ist, stark eindringende Wassermengen von sich zu geben. Im Schwimmen selbst — sobald ihm die freie Willkürlichkeit durch Menschenhand genommen ist — muß dem Pferde stets auch Freiheit bezüglich Einnehmen einer Haltung werden, die ihm selbst instinktiv als die beste dünkt, um im Wasser vorwärts zu kommen. Ein Aberglaube ist es, daß nur ein unbelastetes Pferd zu schwimmen vermag. Zahlreiche Versuche haben erwiesen, daß selbst schwerbelastete Pferde bestens von Ufer zu Ufer gelangen, wenn man sie nur nicht dabei stört. Selbstverständlich ist es aber, daß das Pferd instinktiv und von sich aus dem physikalischen Gesetz hierbei folgt, d. h. seine Last von selbst so tief in das Wasser tauchen wird, daß diese ihr spezifisches Gewicht nach physikalischem Gesetz im Wasser verliert.

In der Bewegung vermag das Pferd Lasten zu *tragen* oder zu *ziehen*. Das erste nennt man das Tragvermögen eines Pferdes, und dieses wird normalerweise mit 40% seines Eigengewichtes angenommen. Das Zugvermögen eines Pferdes wieder drückt sich da-

durch aus, daß es im Geschirr durch das Einlegen seines Körpergewichtes und seiner Kraft Fuhrwerk auch mit entsprechender Belastung vorwärts zu bringen imstande ist. Im allgemeinen wird das Zugvermögen eines Pferdes durch das Vierfache seines eigenen Körpergewichtes angenommen. Interessant dabei ist, daß dies bei Kleinpferden steigt und z. B. bei Shetlandponies als guter Durchschnitt bis ins Fünffache ihres eigenen Körpergewichtes geht.

Das Bewegungsvermögen des Pferdes *an der Stelle* ist auch vielfach. Wenn wir so wollen, können wir ja dazu auch das Vermögen rechnen, den Körper selbst um die Hinterbeine herumzuwerfen. Dieses sein Vermögen wird auch schulungsmäßig und zu seiner gymnastischen Durchbildung verwendet, bildet aber als solches gewissermaßen einen Übergang zwischen der Bewegung nach vorwärts und dem Vermögen an der Stelle, da ja dabei die Vorderhand eine Art Kreisbewegung, also örtliche Veränderung vornimmt.

An der Stelle selbst ist zunächst das *Ausschlagen* als ein natürliches Bewegungsvermögen anzuführen, denn es ist die natürlichste Abwehrbewegung des Pferdes gegen vermeintliche oder bestehende Gefahr. Dies erweist sich am besten aus der Tatsache des Verhaltens von Pferden, die in Freiheit leben. Bei drohender Gefahr schließt sich die Stutenherde instinktiv kopfeinwärts zu einem Ring, die Fohlen werden möglichst in diesen gedrängt, während die Hinterhufe der Mütter die Schutzmauer nach außen ergeben. Bei solchen Herden befindliche Hengste umkreisen dann hütend zumeist diesen Ring.

Das Ausschlagen des Pferdes geschieht entweder mit einem oder beiden Hinterhufen gleichzeitig. Die Kraft des Schlages wird durch die Schenkelmuskeln gegeben, die, blitzschnell zusammengezogen, dann nach der Gefahrrichtung die Hinterbeine ausschnellen lassen. Diese Durchführung erfordert ein Mehrverlegen des Körpergewichtes auf die Vorderhand. Das zu wissen ist von Wichtigkeit, da zum Beheben des Schlagens als Untugend des Pferdes (Teil IX) die Gegenmaßnahmen darauf beruhen.

Das Steigen des Pferdes ist jene Bewegung, bei der es die Vorderhand hebt und den Körper in eine der Senkrechten nahe Richtung bringt, also sein Körpergewicht ausschließlich auf die Hinterbeine verlegt. Das Steigen selbst geschieht unter gleichzeitigem Heben des Kopfes und überdies müssen Pferde in dieser Lage ihr Gleichgewicht auch dadurch erhalten, daß sie mit den Hinterbeinen gewissermaßen trippeln. Diese letzten beiden Umstände zu wissen, ist wieder dafür notwendig, die Gegenmaßnahmen richtig treffen zu können. Normalerweise steigt ein Pferd, um sich einer ihm nicht zusagenden Arbeitsverrichtung zu entziehen; man könnte aber sagen, daß dies zu über 90% aus Verzweiflung geschieht, die dadurch hervorgerufen wird, daß von ihm etwas oder in einer Art verlangt wird, der es nicht entsprechen kann.

Eigenartig ist es um das Niederlegen des Pferdes, denn dieses wird immer und selbst beim kräftigsten und gesundesten Pferd mit einer gewissen Vorbedachtsamkeit ausgeführt. Zum Niederlegen stellt das Pferd zunächst seine vier Beine mehr unter sich, zieht sie also

näher zusammen. Hierauf beugt es die Beine langsam, legt den Kopf schief und ab der Richtung, in der es sich legen will und senkt sich so bodenwärts, um in der letzten Phase sich seitlich auf den Körper fallen zu lassen. Hierauf erst richtet es den Kopf seiner Lage nach. Das Aufstehen wieder nimmt das Pferd vor, indem es bei erhobenem Kopf mit der Vorderhand beginnt, die Vorderbeine aufrichtet, so, daß es gewissermaßen sitzt, und sich dann emporschnellt, um auch auf die Hinterbeine zu gelangen. Diese Bewegung erfordert einen verhältnismäßig großen Kraftaufwand.

Aus diesen verschiedenen Bewegungsvermögen des Pferdes hat die Dressur sowohl in der Hohen Schule, wie die zirzensische Dressur sich die Möglichkeiten künstlicher Gestaltungen geholt. Sie zerfallen in Bewegungen ohne Ortsveränderung resp. möglichst geringster, und solche, die formvollendete, künstlich angelernte Ausführung von Gangarten verlangt. Wir kommen später auf sie zu sprechen. —

Wir haben nunmehr den Bau des Pferdes, die in diesem etwa vorkommenden Abweichungen, ja Fehler kennengelernt, und ebenso die Grundzüge der Bewegungsvermögen, aus deren Wissen wieder das Wie einer besten Verwendung des Pferdes voll begreiflich wird, d. h. was man von ihm normalerweise unter Berücksichtigung all dessen fordern kann. Das, wie das zu fordern ist, wird Gegenstand späterer Erörterungen. Gehen wir zunächst und weiterschreitend erst wieder auf das Pferd zurück, denn von ihm läßt sich noch viel sagen.

Das, was wir am Körperbau des Pferdes kennen-

gelernt haben, ist nach außen hin bedeckt, und zwar mit Haut und Haaren. Von diesen sei also zunächst gesprochen.

Die Haut

Allen Lebewesen ist von Natur aus eine Hülle zum Schutz der Innenorgane usw. gegeben, die man als Haut bezeichnet. Den Pferdekörper umspannt sie straff, wenn dieser in normalem Gesundheits- und Futterzustand ist und bildet nur dort Falten, wo sie, wie z. B. in der Leisten- und Achselgegend, Verbindung zu bilden und dem Bewegungsvermögen nachzugeben hat. Sie bedeckt den Körper in drei Schichten, und zwar — von außen nach innen — als Oberhaut, Lederhaut und das darunter befindliche Unterhautbindegewebe.

Die Oberhaut oder Epidermis ist ein festes Gewebe, das an seiner Oberfläche einem ständigen Erneuerungsprozeß unterworfen ist, d. h. es verbraucht sich von selbst, trocknet ab und schuppt sich so. Diese Schuppen müssen in der Pflege und Wartung aus dem Haarkleid gebürstet werden und bilden jenen grauweißen Hautstaub, der uns von der Pferdewartung bekannt ist. Die Oberhaut geht in die Lederhaut über, die den wichtigsten Bestandteil der drei Hautschichten bildet, denn in ihr sind die Blut- und Lymphgefäße, die Nerven, die Schweiß- und Talgdrüsen sowie die Haarzwiebeln eingebettet. An ihr und sie mit der Oberhaut verbindend befindet sich auch der sogenannte Malpighische Schleim, so nach seinem Entdecker, dem berühmten italienischen Anatom Malpighi benannt, der zu Mitte des 17. Jahrhunderts lebte. Dieser Schleim

ist eine meist schwarze oder sonst farblose Masse, der dem Pferde auch seine Hautfärbung gibt.

Die Unterhaut schließlich ist ein Bindegewebe, das als Polsterung für die darüberliegenden Schichten dient und in der sich auch der Fettansatz bildet, der allerdings nur bei gesunden und zweckentsprechend genährten Tieren vorhanden ist. Aus diesem Teile gehen auch die Porenöffnungen zur Oberfläche der Haut.

Die Haare

In der Lederhaut wurzeln die Haare mit ihren Zwiebeln, die ihre Speisung aus den Talgdrüsen finden. Die Haare selbst sind als ein zylindrisches hohles Horngebilde geformt, das in einer festen Spitze ausläuft und in seinem unteren Ende ein Säckchen bildet, in dem wieder die Nährsubstanz umschlossen ist.

Die Haare dienen dem Körper sowohl zum Schutze gegen Kälte als auch der Haut zum Schutze gegen den direkten Einfluß, den Staub, Insekten usw. an ihr hervorrufen können. Überdies haben sie auch die Aufgabe, den Tastsinn zu ergänzen. Ihrer Gestaltung nach sind sie von verschiedener Länge und Feinheit und ebenso verschiedener Dichte wie Farbe.

Deckhaare bezeichnet man die kurzen, den Körper gewissermaßen als Decke hüllenden, Langhaare hingegen die übrigen, die wieder verschiedene Sonderbezeichnungen führen. So heißen die zwischen den Ohren befindlichen, die vorne zur Stirn gehen, Schopfhaare, dann die aus dem Halskamm sprießenden Mähne und die die Schweifrübe bedeckenden Schweifhaare. Auch am Kopfe des Pferdes wachsen

an den Augen und an den Lippen Langhaare, die als Scheuhaare an ersteren resp. als Tasthaare an den Lippen bezeichnet werden. Schließlich weicht auch die Länge der in dem hinteren Teil der Fesseln wachsenden Haare, von der der Deckhaare ab, und zwar bei einzelnen Rassen sogar sehr stark. Die an diesen Stellen wachsenden Haare nennt man Zotten oder zuweilen auch Köthenhaare.

Die allweise Natur hat es eingerichtet, daß sich das Haarkleid der Jahreszeit entsprechend verändert, d. h. den Witterungseinflüssen entsprechend leichter in der warmen Zeit ist und dichteren Schutz gegen die Kälte bietet. Dies nennt man beim Pferd den Haarwechsel.

Dieses Wort kann zu Mißverständnissen führen, denn bei diesem Wechseln der Haare zum Sommer- resp. Winterkleid handelt es sich nicht etwa um ein Ausfallen resp. Wechseln der sämtlichen vorhandenen Deckhaare — denn nur in diesen erfolgt der Haarwechsel — sondern um folgenden Vorgang: Zur eintretenden kalten Jahreszeit wachsen zu den vorhandenen leichteren Deckhaaren noch vermehrende hinzu, die auch unter Umständen, d. h. je nach dem Klima, länger und etwas stärker als die Normaldeckhaare sind. Geht es dann zum Wechsel in die warme Jahreszeit, so werden diese Zuwachshaare abgestoßen. Der Wechsel selbst greift das Pferd etwas an und besonders der nach dem Frühling zu. In dieser Zeit muß also Rücksicht darauf genommen werden, besonders da das Pferd in dieser Zeit und begreiflicherweise gegen Erkältungen anfällig ist und diese Gefahr noch dadurch erhöht wird, daß es leichter schwitzt.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Haarwechsel in warmen, südlichen Gegenden ein ungleich geringerer Vorgang ist als im Norden, ja sogar in einzelnen Strichen kaum merkbar vor sich geht. Ebenso natürlich ist es, daß Pferde, die ihrer Tätigkeit nach auch viel im Stall sind und dort besondere Pflege erhalten, wie auch in Decken gehüllt werden usw., gleichfalls einem verminderten Haarwechselprozeß unterworfen sind.

Das Pferd wird mit einem Haarkleide zur Welt gebracht, und zwar hat das Fohlen ein weiches, grobwolliges sogenanntes Milchhaar, das nach etwa einem halben Jahr abgestoßen wird und dem eigentlichen Pferdedeckhaar Platz macht. Dieses Abstoßen geschieht vom Kopfe beginnend. Auch haben die Fohlen noch keine ausgesprochenen Langhaare, vielmehr sind diese wohl länger als die Deckhaare, aber an Mähne und Schweif gleichfalls wollig und gekräuselt. An diesen Stellen vollzieht sich der Wechsel zum Pferdehaar mit dem ersten Lebensjahr.

Wie die große Allgewalt Natur auf allen Gebieten ihre eigenen Überraschungen besitzt, so hat sie auch Pferde geschaffen, die von Natur aus unbehaart sind, d. h. anstatt der Deckhaare nur eine Flaumandeutung solcher oder überhaupt keine besitzen. Die erste derartige Kunde von sogen. Nacktpferden wurde 1856, als Professor Dr. Müller, Direktor des Tierarznei-Institutes in Wien, ein derartiges Pferd zu sehen bekam und längere Zeit auch beobachtete. Es handelte sich um eine haarlose sechsjährige Stute, die, 158 cm hoch und vollkommen normal gebaut, überdies tadellos zugeritten, im Besitz eines Kavallerieoffiziers war. Dieses

Pferd war orientalischer Abkunft und afrikanischen Ursprunges, besaß eine sehr feine schwarze Haut ohne jegliche Deckhaare und hatte an Stelle der Mähne und nur am Ende der Schweifrübe einige, wenige Zentimeter lange, Langhaare. Die Stute war in den klimatischen Verhältnissen vollkommen eingelebt und voll brauchbar, wurde nur zur Winterzeit begreiflicherweise wärmergehalten.

Zwölf Jahre später, 1868, wurde im Kristall-Palast zu London gleichfalls ein vollkommen haarloses Pferd gezeigt, das ebenfalls aus Afrika, und zwar vom Kap der Guten Hoffnung durch Mr. Moffat nach England gebracht wurde. Damals war die Haut dunkelschwarz wie bei der schon beschriebenen Stute, allmählich aber zeigte sich eine helle Stelle unter dem linken Auge, die immer mehr an Ausdehnung zunahm, und ebenso traten mit der Zeit auch an anderen Körperteilen derartige Verfärbungen hervor, so daß das Pferd allmählich ein vollkommen weißes Pigment erhielt. Dieses Pferd war sonach ein sogenannter Elsterneger, eine Albinoart. Es leistete das gleiche und Normale wie andere Pferde und wurde versuchsweise auch stärker angestrengt, wobei es entweder gar nicht oder nur ganz gering in Schweiß geriet. Die Beschreibung dieses Pferdes hat Dr. Beigel in Virchows Archiv von 1868 veröffentlicht.

Auch sonst sind noch mehrere Pferde bekanntgeworden und wurden auch als Schauobjekte gezeigt, die haarlos waren und ebenso auch Albinos, von denen einige sogar die typisch rötlichen Augen dieser Abweichung von der Normalen aufwiesen.

Die Haarfarben

Wie wir im Urſprung des Pferdes gehört haben, hatten die Pferdlinge, alſo die Vorfahren der beiden wichtigſten Wildpferdarten, des aſiatiſchen Wildpferdes und des Tarpan, eine Art Schutzfarbe, wie ſie ja die Natur ihren Geſchöpfen gibt. Dieſe Grundfärbung war ein Schmutzigbraun und iſt noch die gleiche heute bei den Wildpferdarten. Als das Pferd dann in Symbioſe zum Menſchen trat und ihm Nahrung verabreicht wurde, ging in dieſem Stadium ſeines Werdeganges auch ein Wechſel in ſeiner Haarfärbung vor ſich, d. h. Boden, Futter und Klima beeinflußten dies, und es entſtanden die fünf Grundfarben: weiß, die Schimmel; gelb, die der Urfarbe am ähnlichſten gebliebene als Falben und Iſabellen; rot als das, was wir als Fuchs bezeichnen; die braune Färbung und ſchließlich die ſchwarze, die Rappen. Es iſt nun merkwürdig, daß man im Laufe der Jahrtauſende, die das Pferd ſchon im Dienſte der Menſchheit ſteht, ſo unendlich viel und bis ins kleinſte Gehendes von ihm weiß, und daß man gerade über die Entſtehung der Farben ſowie ihre Vererbung verhältnismäßig nur allgemein orientiert iſt. Es iſt, als ob die Allgewalt Natur ſich da nicht in die Geheimniſſe ihrer Werkſtatt gucken laſſen wollte. Wir finden das beſonders dann, wenn man nach gleichfarbenen Eltern ein Produkt gleicher Farbe vollberechtigt erwartet und ſich doch ganz andere Tönung, ja ſogar Farbenabweichung ergibt.

Intereſſant in dieſer Beziehung ſind die Aufzeichnungen des engliſchen Profeſſors Dr. M. Wilckens, der

aus jahrelangen außerordentlich vielseitigen Beobachtungen nach den Gesetzen der Vererbung der Haarfarbe forschte. In den Berliner Veröffentlichungen des preußischen Landes-Ökonomie-Kollegiums vom Jahre 1888 finden wir z. B. das Ergebnis dieser Beobachtungen wie folgt:

1. Englische Vollblutpferde ergaben auf je 1000 gleichfarbige Paarungen 856 in der Farbe gleichgezeichnete Fohlen, während bei Kreuzungen zwischen Vollblut und Halbblut 437 Fohlen die Farbe des Vaters, 508 die der Mutter erhielten, und 55 überhaupt ganz abwichen. —

2. Bei Halbblutpferden vererbten sich bei gleicher Zahl von Paarungen 873 mal die gleiche Haarfarbe der Eltern, während die übrigen gänzlich abwichen. Bei Farbenkreuzungen in gleicher Anzahl nahmen 367 Fohlen die Farbe des Vaters und 555 die der Mutter an. 78 Fohlen wichen gänzlich von der der beiden Eltern ab.

3. Die Rappfarbe vererbt sich an sich schon nur in manchen Gegenden und auch da nicht mit Sicherheit, bei Kreuzungen aber mit anderen Farben nahmen nur 132 Fohlen die Rappfarbe des Vaters und 230 die der Rappstuten an; 80 bis 87% bzw. umgekehrt wichen also vollständig von der Farbe eines schwarzen Elternteiles ab.

Ähnlich wie beim englischen Vollblut ist auch die Farbenvererbung der orientalischen Pferde, und nach anderen Statistiken ergibt es sich, daß die braune und die Schimmelfarbe sich am besten vererben, die gelbe und die rote in geringerer Zahl, während die Rappfarbe sich am allerseltensten weitervererbt.

Farbe und Leistungsvermögen

An diese Ausführungen sind einige ganz interessante Angaben zu schließen. So glaubt man vielerorts, aus der Farbe des Pferdes auch auf Leistungsvermögen schließen zu können und kommt dabei zu dem Trugschluß, daß die braunen Pferde die leistungsfähigsten seien, da unter ihnen die meisten sogenannten besten Pferde zu finden seien. Nun, das ist ja richtig, aber man darf nicht übersehen, daß die braune Farbe eigentlich die weitaus verbreitetste ist und daher in dieser Zahl Pferde selbstverständlicherweise auch die größte numerische Möglichkeit für gute oder beste Pferde vorhanden ist. Von ähnlichem Gesichtspunkt geht auch ein alter Vers aus, der über die Haarfarben spricht und aus ihnen Hinweise auf Leistungsfähigkeit und Temperament ziehen will. Der Vers lautet:

„Wähl den Rappen, willst du Feuer!
Füchse haben's hinter'n Ohren!
Falben gut, sind nie zu teuer!
Schimmel oftmals träg geboren!
Braune — leuchten sie auch wenig —
Sind verläßlich, drahtig, sehnig!"

Überdies gibt es auch eine reizende und orientalisch-poetisch gehaltene Überlieferung, die gleichfalls in ihrem Kern Haarfarben und Temperament, und beide im Zusammenhang mit der Leistungsfähigkeit, bergen will. Sie lautet:

Ein Scheich ritt einst, begleitet von seinem Sohn und nur wenigen Stammesgenossen, zur Jagd und kam weitab vom eigenen Lager. Im Eifer der Jagd über-

sahen sie ganz, daß eine große Feindesschar gegen sie angerückt war und sie schon fast vollständig umzingelt hatte. An einen Kampf gegen die Übermacht war nicht zu denken, es blieb nur die Flucht und diese war auch nicht mehr auf kürzestem Wege offen. Der Scheich gebot Ruhe und in gemäßigtem Tempo ritt das Häuflein. Nach einiger Zeit rief der Sohn dem Vater zu: Man möge sich eilen, die Feinde seien schon recht nahe. Der Vater gebot abermals Ruhe und vielmehr um Angabe, welche Pferde voran seien. „Die Rappen!" antwortete der Sohn. — „Dann hat's noch gute Zeit, denn die Rappen sind zwar die feurigsten, doch kurz wie eine samtene Sommernacht währt auch nur ihre Kraft."

Stumm ritten sie weiter, bis der Sohn den Scheich abermals aufmerksam machte, daß die Feinde wieder näher gekommen und nunmehr die Füchse voran wären. „So mußte es kommen, mein Sohn! Das Gold der Sonne löst stets das Dunkel der Nacht ab und währt auch länger als diese. Wechselnd aber und vergänglich wie die Tage ist auch das launenhafte Können der Füchse!"

Verbissen gehorchend, ritt die kleine Schar nach diesem Bescheid des Scheichs; doch abermals nach einiger Zeit sah sich der Sohn um und sah die Schimmel voran. „Laßt es nur gut sein!" sprach der Scheich, „Noch immer haben wir Zeit, denn zwar lange liegt der Schnee auf den Gipfeln der Berge, doch auch er schmilzt hinweg."

Und so ritten sie, die Pferde verhaltend und stumm weiter, bis daß schon Schüsse fielen und der Scheich gebot, ihm zu sagen, welche Pferde nunmehr an der Spitze

der Verfolger seien. „Die Braunen!“ gab man ihm zur Antwort und nun rief er den Seinen zu: „Jetzt gebt den Pferden die Zügel frei und laßt uns eilen, denn es sind die Pferde voran, die die Färbung der unvergänglichen Mutter Erde tragen.“

Er und die Seinen stoben davon, noch lange Zeit hindurch, aber vergeblich, verfolgt.

Bei oberflächlicher Betrachtung tritt aus dieser so echt blütenreichen symbolischen Darstellung das Moment hervor, als ob in ihr tatsächlich die Versinnbildlichung eines Zusammenhanges zwischen Farben und Leistungsvermögen enthalten sei. In ihrem tiefsten Kern steckt aber eine andere Wahrheit, und zwar die große Weisheit im Hinweis auf eine Kräftewirtschaft, also ein Haushalten mit denen des Pferdes, um nicht früher das Äußerste vom Pferde zu verlangen als dann, wenn Notwendigkeit dies gebietet und damit der Ausschlag zum Bewältigen einer Aufgabe gegeben wird. —

Zurück also zu den Grundfarben des Pferdes, sei noch Hinweis auf das gegeben, was wir bei der Pigmentbildung infolge der Beschaffenheit des Malpighischen Schleimes gesagt haben. Pferde mit farblosem Pigment bringen durch dieses nur lichte, ganz helle Haarfarben hervor, und das sind die sogenannten weißgeborenen Schimmel, die zum Unterschied von den weiß gewordenen, die schwarzes Pigment besitzen, rosiges aufweisen. Ein gleicher Unterschied ist auch in der gelben Farbe: die Isabellen haben rosa Pigment, die Falben schwarzes.

In der Haarfärbung des Pferdes unterscheiden wir auch noch und überdies die einfachen Farben, d. h.

wenn eine Grundtönung vorhanden ist, und die gemischten Farben, wenn das Haarkleid sich aus verschiedenen und ineinandergemengten zusammensetzt. Die einfachen Farben sind die schon erwähnten fünf Grundfarben mit der Unterteilung in der gelben als Isabellen und Falben, während die gemischten Farben als Stichelhaar, Tiger und Schecken sich zusammensetzen, zu denen manche Wissenschaftler die fleckigen Abarten der Schimmel auch noch dazuzählen. Der Übersichtlichkeit wegen und da ja diese Schimmel immer noch ihre Bezeichnung als solche in Verbindung mit anderer Farbenbeimengung beibehalten, wollen wir sie unter ihrer Haupteinteilung, also den weißen Pferden belassen.

Die Einzelbezeichnungen in allen Farben und deren Tönungen und Varianten sind die nachstehenden:

Schimmel

Unter diesen zunächst die weißgeborenen, also die mit fleischfarbenem Pigment. Im großen und ganzen sind die so geborenen Schimmel schon an und für sich selten und man unterscheidet unter ihnen die sogenannten Samtschimmel mit mattweißem, samtigem Deckhaar; die Glanzschimmel, wenn das Haarkleid seidig schimmert, und schließlich die Atlasschimmel, die eine große Seltenheit bilden und sich durch ein wundervoll glänzendes Haarkleid, das in der Sonne sogar rosig und ähnlich den Flamingos leuchtet, auszeichnen. Diese letztere Haarfärbung an weißgeborenen Schimmeln besitzen die berühmten des königlichen dänischen Gestütes in Fredericksborg, die in Konstanz, also in Ständigkeit bereits eingezüchtet sind.

Allerdings ist von diesen wundervollen Pferden zu sagen, daß sie recht empfindlich gegen Witterungseinflüsse sind. Alle diese weißgeborenen Schimmel haben helles Hufhorn und nußbraune Augen.

Unter den weiß gewordenen Schimmeln ist zunächst der Weißschimmel anzuführen, dessen Haarkleid ausschließlich aus weißen, also keinerlei sonstigen Farben besteht. Eine weitere Tönung bilden die Milchschimmel, und wenn die Haarfarbe silbrig glänzt, die sogenannten Silberschimmel.

Mischen sich in das weiße Haarkleid schwarze Schattierungen, dann haben wir — alphabetisch hintereinander gestellt — folgende Benennungen: Apfelschimmel wird ein Pferd genannt, wenn es rundliche Flecke aufweist, die sich besonders nach der Hinterhand zu vermehren, aber als Apfelung sich auch weit über die Vorderhand erstrecken können. Die Blauschimmel haben ihr Grundhaarkleid derart schattiert, daß dadurch ein bläulicher Schimmer über das ganze Pferd fällt. Eisenschimmel haben noch immer mehr weiße als schwarze Haare und die Einsprengelung der letzteren gibt einen Farbton, der dem frisch gebrochenen Eisens sehr ähnlich ist. Kommen die schwarzen Einsprengelungen als Flecken vor, so etwa bis zu Fingerspitzengröße, dann sind das die Fliegenschimmel, mengen sich aber die schwarzen Haare stark in die weißen, dann entsteht die gleichmäßig verteilte graue Tönung als Grauschimmel. Überwiegen die schwarzen Haare besonders am Kopf und sind auch die Langhaare schwarz oder nur ganz wenig weißdurchsprengelt, so entsteht der Mohrenkopf.

Mischen sich die anderen Grundfarben in das weiße Haarkleid, so entstehen nachfolgende Sonderbezeichnungen. Der Aschenschimmel, der recht ähnlich der Silber- und Mohrenkopftönung ist, hat auch bräunliche Haare unter den vorwiegend bis ins Schwarze gehenden, wodurch eben seine Kennzeichnung wird. Der Brandschimmel hat eine dunkelrötliche Tönung, in der sich stumpfe Flecke ergeben, die wie angesengt aussehen. Der Forellenschimmel hat in seinem weißen Grundkleid runde, gelbrötliche, also der Forelle ähnliche Flecke, während der Honigschimmel durch das Einsprengeln gelblichbräunlicher Haare einen allgemein gelbrötlichen, dem Honig ähnlichen Farbenglanz aufweist. Muskatschimmel haben gleichfalls diese dreifarbene Farbenmengung, indessen in Form von Flecken, die besonders im Sonnenschein sehr lebhafte Farbreflexe ergeben. Pfeffer- und Salzschimmel nennt man die eigenartige Einsprengelung, die sich sowohl im Allgemeineindruck als auch in Tupfen, Pünktchen usw. kennzeichnet, während Pfirsichblütenschimmel durch hellgelbe und hellrötliche Einsprengelungen im Haarkleid trotz schwarzem Pigment eine Tönung besitzen, die man als ähnlich der der Atlasschimmel, wenn diese in der Sonne stehen, aber noch ausgesprochener bezeichnen kann. Diese Färbung ist auch recht selten. Als ausgesprochene Rotschimmel bezeichnet man Pferde, deren rötlicher Farbeneinschlag gleichmäßig verteilt ist und deren Langhaare in Farbe der Füchse rot sind. Der Starschimmel ist eine merkwürdige Tönung, die sich daraus ergibt, daß durch die andersfarbenen Haareinsprengelungen eigentlich ein

ganz dunkler Ton sich ergibt, der aber unbestreitbar dennoch das Weiß als Grundton aufweist, was besonders dann klar hervortritt, wenn das Pferd in der Sonne steht.

Alle diese weiß gewordenen Schimmelarten haben schwarze, dunkle Hufe und — wie erwähnt — schwarzes Pigment. Ebenso sind ihre Augen dunkel.

Isabellen und Falben

ergeben sich aus der gelben Grundfärbung der Pferde, und zwar sind die erstgenannten mit rosigem Pigment geboren, während die Falben durchwegs schwarzes Pigment besitzen. In dieser Hauptteilung wieder unterscheidet man: die Blaßisabellen, die ganz blaßgelbe Deckhaare und weißliche, jedenfalls aber ganz hellgelbliche Langhaare besitzen. Sind diese ausgesprochen weiß, nennt man sie auch Hermeline. Der Gelbisabell wieder hat ganz hellgelbliche nicht leuchtende Tönung und ganz hellgebliche Langhaare. Sind bei diesem die Langhaare weißgelblich, so nennt man ihn auch Hellisabell. Goldig glänzende, gelbliche Deckhaare ergeben die Goldisabellen, eine sehr geschätzte, wundervolle Tönung, die speziell auf der Pyrenäenhalbinsel, also in Spanien und auch zum Teil in Portugal gezogen wird. Alle diese Isabellenarten haben lichte, sogenannte Glasaugen.

Die Falben wieder leiten ihre deutsche Bezeichnung vom Worte fahl, also abgestorben her, da sie eine gar nicht oder wenig leuchtende Färbung besitzen. Als Übergang zwischen den Isabellen und Falben muß man zunächst die Dunkelisabellen anführen, deren

Grundfärbung an sich etwas tiefer ist und die zudem in die hellen Langhaare, mehr oder weniger stark, schwarze eingesprengelt haben.

Unter den Falben wieder haben wir solche, die den sogenannten Aalstrich, einen schwarzen, über den Rücken bis zum Schweif laufenden Streifen besitzen, und solche ohne diesen Aalstrich. Diese Zeichnung selbst wird bei den Farben aus der Urzeichnung des Tarpan und Wildpferdes als vererbt angenommen, denn diese Vortypen unseres Pferdes besaßen und besitzen heutigen Tages noch solchen Aalstrich.

Mit diesem Aalstrich sind gezeichnet: der Dunkelfalb, mit dunkelgelblicher Decke, schwarzen Langhaaren und ebensolchen Hufen; der sogenannte gemeine Falb, mit ins Bräunliche spielender, schmutziggelbgrauer Färbung der Deckhaare, schwarzen Langhaaren, ebensolchen Hufen, ja meist auch solcherart gefärbten Unterbeinen. Ferner: mausgraue Falben, die in dieser Tönung den Wildpferden sehr ähnlich sind. Bei ihnen ist auch die Merkwürdigkeit, daß der Aalstrich, mehr oder weniger stark, auch noch die Andeutung zu den ehemaligen Schulterstreifen zeigt. Schließlich gehört zu dieser Kategorie noch der Rehfalb, der nach oben mehr ins Bräunliche spielt und in der Bauchgegend usw. sehr hell ist. Er erinnert in diesen Schattierungen an das Quagga und hat stets einen Rückenstreifen.

Ein Verbindungsglied zu den übrigen Falben bildet der Mausefalb, der eine graugelbliche Decke besitzt und dazu schwarze, ja oft sogar ausgesprochen graue Langhaare, bei dem aber der Aalstrich nicht immer vor-

handen ist. Mitunter ist der Aalstrich nur angedeutet — besonders bei Pferden mit grauer Mähne — häufig aber ist überhaupt nicht mal eine Andeutung des Aalstreifens voll festzustellen.

Ganz ohne Aalstrich sind: der Goldfalb, mit gelbrötlichen und glänzenden Haaren sowie schwarzen Langhaaren; dann der Lichtfalb, der helle lichtgelbe Deckhaare ohne sonderlichen Glanz, aber weiße respektive ins Weißliche spielende Langhaare besitzt. Der Rotfalb hat eine ins Rötliche, also zum Fuchs hinüberspielende Decke; der Semmelfalb eine glanzlose gelbe, etwas ins Rötliche gehende Färbung und seine Langhaare zeigen eine ähnliche Schattierung. Der Silberfalb schließlich weist eigentlich die genaue Zeichnung des Lichtfalben in Deck- und Langhaaren auf, nur daß diese nicht stumpf, sondern glänzend sind.

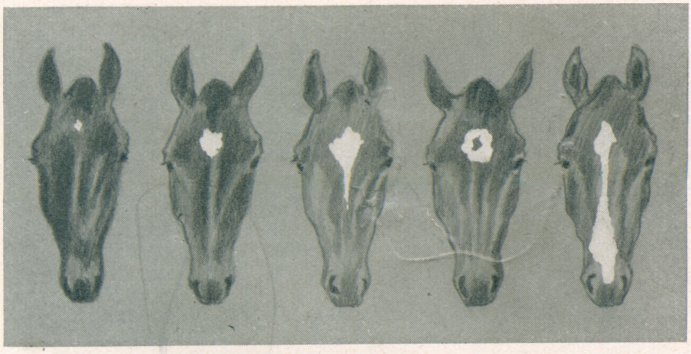
Fuchs

ist — wie erwähnt — die Bezeichnung für die rote Farbe, und da sei gleich zu Beginn gesagt: daß man mitunter die Tönung in den einzelnen Varianten schwer von gleichen Farbtönungen der Braunen entscheiden kann. In solchem Falle fällt das Langhaar des Tieres die Entscheidung. Füchse haben stets helles, d. h. rötliches Langhaar, Braune hingegen schwarzes.

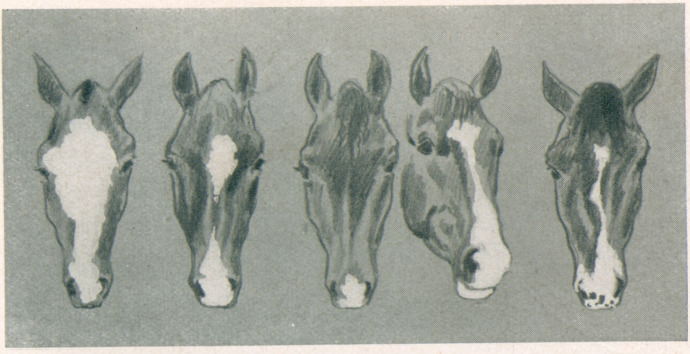
Die Einzeltönungen, wieder alphabetisch angeführt, lauten: Mit Bronzefuchs bezeichnen wir ein Pferd, das gelbrotbraune Färbung besitzt, die zudem in dieser Tönung geapfelt ist. Seine Langhaare sind rotbraun. Der Brandfuchs hingegen mit gleichfalls braunroten Deckhaaren sieht aus, als ob deren Spitzen ver-

Abzeichen am Kopf

(zu den Seiten 128/29)



Blümchen; Stern; Spitzstern; Ringstern; Bläſſe (Sternbläſſe).



Laterne; durchbrochene Bläſſe; Schnippe; Milchmaul; Krötenmaul.

sengt wären. Erscheinen die Deckhaare dunkelrotbraun, dann spricht man von einem Dunkelfuchs, dessen Langhaare gleicher Farbe sind. Goldfuchs heißt ein solcher mit glänzenden, goldrötlichen Deck- und Langhaaren, und Kohlfuchs wieder ist ein solcher mit lichtschwarzen Haaren, die gleichfalls einen rötlichen, zuweilen auch glänzenden Schimmer besitzen. Diese Fuchsart hat zumeist ins Schwarze gehende Unterbeine. Eine sehr schöne Tönung hat der Kupferfuchs, dessen leuchtend rötliche Farbe an frisch poliertes Kupfer gemahnt. Als Leberfuchs bezeichnet man die Tönung, die in Wirklichkeit der Färbung frischer Leber ähnelt; der Lehmfuchs ist ein gelblichrötlicher, dessen untere und innere Außenpartien ins Gelbliche spielen, während die Langhaare ein schmutziges Gelbrot sind. Ihm sehr ähnlich ist der Lichtfuchs, dessen Unterbauch und Zwischenschenkelpartien aber förmlich ins Weißliche hinübergehen, während die Langhaare etwas dunkler als die Decke selbst sind. Der Metallfuchs hat rötliche Haare, die einer Kupfermetalllegierung gleichen, er ist sonach etwas heller als der schon beschriebene Silberfuchs und hat ein glänzendes Haarkleid. Unter Schwarzfuchs versteht man eine noch tiefere Färbung, als sie der Kohlfuchs besitzt, die aber dennoch den stark rötlichen Schimmer aufweist. Ins Rotbraune spielt der Schweißfuchs, dessen Haarkleid durch graue Einsprengelungen von ferne so aussieht, als ob das Tier schwitze. Die Langhaare sind weiß mit schwärzlichem Einschlag. In dieser Variante der Füchse kommt auch zuweilen eine Apfelung vor. Der Sauerkirsche in Tönung ähnlich ist der

Weichselfuchs, und der Färbung des Zobels, wenn dieser in Vollhaar steht, recht ähnlich ist der Zobelfuchs.

Die Braunen

In dieser weitverbreitetsten Färbung unterscheiden wir zehn Varianten, und zwar zunächst den Apfelbraun, der runde Flecke hellerer Tönung, ähnlich verteilt wie beim Apfelschimmel, aufweist. Der Dunkelbraun hat ins Braunschwarze spielende Deckhaare. Der Goldbraun geht ins Rötlichgelbe hinüber und hat einen besonderen Glanz in der Sonne. In das Gelbliche spielende Deckhaare, die nach der Bauchseite noch heller werden, besitzt der Hellbraun; ausgesprochen satte, braunschwarze Haare indessen, die besonders an den Unterbeinen dunkler, ja, sogar schwarz werden, hat der Kastanienbraun. Der Kirschbraun ist ausgesprochen rötlich, doch heller als der Rotbraun, der umgekehrt ein ausgesprochenes Braun mit rötlichem Schimmer aufweist, das sich an der Innenseite der Beine aufhellt. Eine graubraune Färbung, nicht unähnlich dem Reh, hat der auch danach benannte Rehbraun, der überdies die Merkwürdigkeit aufweist, einen Rückenstreifen, also eine Art Aalstrich zu besitzen. Unter Schwarzbraun verstehen wir die Übergangstönung zu Schwarz selbst; Kopf und Beine zeigen diese Färbung, das Haarkleid aber einen ausgesprochen braunen Schimmer. Der Weichselbraun schließlich ist ein Dunkelrotbraun, eine Vertiefung der Färbung, wie sie der Kirschbraun aufweist.

Rappen

Dieser Schwarzton hat eigentlich nur zwei Haupttönungen, und zwar das stumpfe Schwarz, deren Träger man Kohlrappen nennt, und das leuchtende Schwarz der Glanzrappen. Die letzteren können auch geapfelt sein. Ein Zwischending der beiden bilden die sogenannten Sommerrappen, die im Winter einem Kohlrappen zum Verwechseln ähnlich sind, im Sommer indessen etwas lichtere, ja, man könnte sagen, glänzendere Haare bekommen, die aber an den Spitzen wie angesengt aussehen.

Wenn wir uns diese reichlichen Varianten der einfachen Farben ansehen, werden wir zu dem überraschenden Resultat kommen, daß es nicht weniger als siebenundsiebzig Farbtönungen gibt, die ihre offiziell anerkannten Namen besitzen, gar erst reichlich wird der Farbenunterschied, wenn wir nunmehr zu den gemischten Farben übergehen.

Die Tiger

So bezeichnet man Pferde, deren Grundfarbe weiß ist und die auch das rosige Pigment dieser Farbe aufweisen, was besonders an jenen Stellen hervortritt, die unbehaarter, dünner behaart sind, wie Lippen, Innenseite der Beine, Geschlechtsteile usw. An diesen Stellen treten mitunter im Pigment dunklere Flecke auf und eine solche Tigerung heißt dann an den Geschlechtsteilen um den After Morphäen. Manche Wissenschaftler wollen dies, ebenso wie das Krötenmaul — eine ähnliche Zeichnung um die Lippen —, unter die Abzeichen des Pferdes

einstellen, was ja bei letzterem wohl zutrifft, da es auch bei andersfarbigen Pferden erscheinen kann, die Morphäen indessen sind eine Art Charakteristik der meisten Tiger.

Die Tigerung der Deckhaare entsteht durch zerstreute kleinere und größere rundliche Flecke, und je nach der Färbung dieser unterscheidet man daher Gelb-, Rot-, Braun- und Schwarztiger. Sind diese Flecke vorwiegend an der Hinterhand, dann bezeichnet man das als Schabrakkentiger und gibt eventuell auch noch die Farbenbezeichnung dazu. Sind diese Flecke aber nicht einfarbig, sondern in ihrer Tönung zusammengesetzt, also von gemischter Farbe, dann ist das ein Agattiger, ein Pferd mit besonders lebhaftem Farbenspiel, das man auch nicht offiziellerweise als Changeanttiger bezeichnen hört.

Schecken

Diese Bezeichnung wird oft auch als Schäcke geschrieben und ihre Ableitung wird vom Schachbrett hergeleitet, d. h. von der Zweifarbigkeit der Spielfelder. Erwiesen jedenfalls ist, daß man derart gezeichnete Pferde in Deutschland vordem, als man das Schach noch nicht kannte — wie Professor Erdelyi ausführt —, nur bunte Pferde nannte.

Auch hier sind die Hauptunterschiede in der Benennung durch die Grundfarben bestimmt, die mit dem Weiß in größeren oder kleineren Sonderzeichnungen auf dem Deckhaare sichtbar sind. Es gibt demnach Gelb-, Fuchs-, Rot-, Braun- und Schwarzschecken und überdies noch eine Eigenart, die durch

die Schwarzfärbung hervorgerufen wird, die sogenannten Blauschecken, die neben der reinweißen Zeichnung eine ausgesprochen blauschwarze Färbung zeigen. Das Typische der Schecken selbst ist, daß die Weißhaare auf rosigem Pigment stehen, die andersgefärbten auf schwarzem; ferner: daß diese Farbenverteilung in großen Flecken entweder überwiegend in weiß oder den anderen Farben ist; und schließlich, daß jene Schecken, die einen vorwiegend weißen Kopf besitzen, zumeist Glasaugen haben. Eine Merkwürdigkeit kommt in dieser Zeichnung auch noch vor: es gibt sogar Schecken, die zweierlei Augen haben, d. h. dort, wo die Gesichtshälfte weiß ist, ein Glasauge, und im dunklen Teil des Gesichtes ein dunkles Auge.

Eine recht seltene Tönung besitzt die Porzellanschecke, deren Flecke glänzend lichtblau sind. Diese seltenen Tiere werden ihrer Färbung wegen sehr begehrt, verlieren aber diese Merkwürdigkeit mit zunehmendem Alter, da die Flecken verblassen, ja weiß werden. Ebenso bilden die Agatschecken eine Merkwürdigkeit; bei ihnen haben die dunklen Flecke erst noch eine hellere Übergangstönung zu dem Weiß.

Stichelhaare

schließlich und damit stichelhaarig nennt man, wenn umgekehrt wie bei den Schimmeln in die Grundfarbe des Pferdes weiße Haare eingestreut sind, d. h. die Grundfarben unübertrieben durchziehen, beunruhigen. Man unterscheidet danach stichelhaarige Füchse, Braune und Rappen.

Mit den vorstehend aufgezählten Varianten der ge-

mischten Farben hat sonach die Natur weitere siebzehn, also mit den einfachen Farben vierundneunzig Tönungen geschaffen. Unerschöpflich ist aber ihre Künstlerlaune, die sie mitunter in Sonderbarkeiten äußert.

Das beginnt förmlich schon mit der Färbung, die sie den Pferden bei ihrer Geburt gibt und später willkürlich ändert. So hat Professor Müller Pferde beobachtet, die als ausgesprochene Rappen geboren, mit dem fünften bis sechsten Jahre zu Apfelschimmeln wurden und nach dem zweiten Einbiß (siehe Zahnlehre, Teil IV), also nach dem fünfzehnten Jahre, sich zu ausgesprochenen Milchschimmeln umwandelten. Umgekehrt wieder sind ihm Rappen untergekommen, die ganz hell, lichtgrau gefärbt, zur Welt kamen. Auch ist ihm eine Merkwürdigkeit unterlaufen, ein Schimmel mit ausgesprochen roten Langhaaren. Dieses Tier wurde eine Zeitlang in der Wiener Tierarznei-Hochschule beobachtet, da der Verdacht bestand, diese Färbung sei durch Henna hervorgerufen worden; es konnte aber keine Farbveränderung festgestellt werden.

Da von Schimmeln die Rede ist, sei auch zunächst das Gegenstück erwähnt. 1864 wurde ein arabischer Schimmel in Wien zum Verkauf angeboten, der hellrot gefärbte Mähne und Schweifhaare besaß. Diese waren indessen, wenn auch gut und haltbar, so doch künstlich gefärbt. Ein von der Natur so getöntes, ausgesprochen blaues Pferd sah Prof. Sebald 1809 im Salzburgischen und auch Professor Hering erwähnt dieses Pferd. Der Beschreibung nach muß es eine Abart der Porzellanschecken gewesen sein, d. h. ohne weiße Zwischenfelder,

wodurch das Tier selbst bei näherer Besichtigung seine ausgesprochen blaue Färbung behielt.

Falben haben an sich durch das schwarze Pigment und die gelben Deckhaare, bei einer besonderen Tönung dieser, mitunter einen grünlichen Schimmer. Falben, die direkt ins tiefer Grünliche spielten und dazu gelbe Augen hatten, sah der seinerzeit bekannte italienische Hippologe Balbi gelegentlich seiner Reise zwischen Bagdad und Bassora in mehreren Exemplaren. Tatsache aber ist, daß im 17. Jahrhundert im herzoglichen Stalle zu Parma ein Pferd stand, das die Natur ausgesprochen grün gefärbt hatte und das symbolisch auch den Namen La speranza (Die Hoffnung) besaß.

Wiederholt ist überdies vorgekommen, daß hellfarbene Pferde gleichfalls Abzeichen — auf die wir noch zu sprechen kommen — besaßen, die aber, anstatt wie sonst eine weiße, eine dunkle, ja schwarze Färbung in ihren Umrissen aufwiesen. Und um schließlich nochmals auf die Farbenvererbungstheorien zurückzukommen, sei erwähnt, daß z. B. der Hippologe Günther in seiner 1859 in Hannover erschienenen Beurteilungslehre über seine Beobachtungen schreibt, daß in der Farbenkreuzung zwischen der Rappfarbe und anderen, ihm folgende Sonderlichkeiten vorkamen: Aus einer weißgeborenen Stute entsproß ein Hellschimmel mit großen schwarzen Abzeichen; mit Isabellen entsprossen Rehfalben; mit Hellbraunen Sommerrappen; mit Füchsen die gleiche Tönung, also Sommerrappen; mit weiß gewordenen dunkleren Schimmeln stichelhaarige Pferde und schließlich mit Braunen ergaben sich die soge-

nannten Schwarzbraunen oder die Farbe des Vaters, d. h. schwarz.

Wie gesagt, unerschöpflich scheint die Palette der Natur für Farbengebung zu sein, und so hat sie auch die sogenannten

Abzeichen

geschaffen. Unter Abzeichen versteht man kleinere oder größere weiße Flecke, die entweder in die dunkle Grundtönung des Pferdes am Kopf oder an dessen Beinen gezeichnet sind. Danach unterscheidet man also am Kopf siebzehn derartige mit anerkannten Namen charakterisierte Abzeichen, während es auf den Beinen elf Varianten gibt.

Am Kopf

haben wir zunächst — an der Stirne beginnend — das Blümchen, einen kleinen weißen Fleck inmitten des Haarwirbels. Größer ist der Stern und hat auch verschiedene Formen, deren einfachste der kleine und der große Stern ist. Geht die Unterspitze nasenwärts, so ist es ein Spitzstern, ist aber inmitten einer Sternbildung ein dunklerer Fleck in Tönung der Grundfarbe oder dergleichen, so nennt man das einen Ringstern. Dieser wieder kann durchschossen sein, wenn er durchzogen ist mit Haaren der Grundfarbe, oder es kann ein gemischter Stern sein, wenn das weiße Abzeichen mit Haaren der Grundfarbe durchsprengelt ist. Zieht sich die untere Spitze eines derartigen Sternabzeichens stark nach der Nase herunter, dann nennt man es, wenn diese Zeichnung schmal ist, einen langgezogenen Stern, bei breiter Zeichnung einen

Bläſſenſtern. Je nachdem nun wieder die Richtung gerade abwärts geht oder nicht, entſteht daraus die Abweichung des Schiefſternes.

Kommt die weiße Zeichnung als breiter Streifen von der Stirne über den Naſenrücken bis zu den Nüſtern, ſo nennt man dieſes Abzeichen Bläſſe, die wieder ihrerſeits gerade oder ſchief laufen kann. Erſtreckt ſie ſich bis zur Oberlippe, dann wird es eine durchgehende Bläſſe. Gehen die weißen Zeichnungen von der Stirn beginnend auch über die Seitenteile des Kopfes und bis herunter, dann wird daraus die Laterne. Bei einer Ausbreitung über die Augen iſt ſie zumeiſt mit Glasaugen verbunden.

Auch die Naſe des Pferdes kann — ganz unabhängig mit oder ohne Sternzeichnung auf der Stirne — ſeparate Abzeichen aufweiſen. So wird mit Schnippe oder auch Schnäuzel ein verſchieden großer Fleck an der Naſenſpitze reſpektive Vorderlippe genannt. Sind Vorder- und Hinterlippe weiß gefärbt, ſo nennt man das ein Milchmaul und ſind in dieſem oder an den fleiſchfarbenen Lippen dunklere, meiſt ſchwarze oder gelblichrötliche Flecke, dann bezeichnet man das als Krötenmaul.

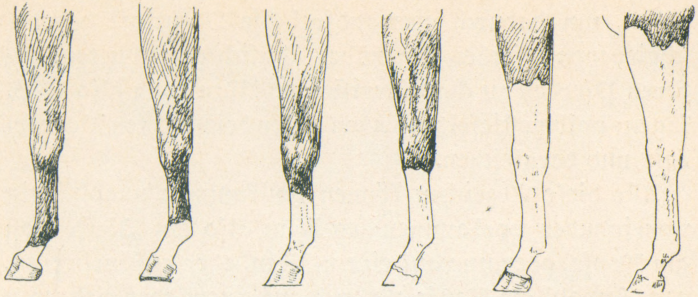
Seinerzeit, etwa zu Beginn des 18. Jahrhunderts und ſich noch weit in das vorige Jahrhundert ziehend, war eine Sternzeichnung auf der Stirne des Pferdes ſehr beliebt und wurde darum auch künſtlich geſchaffen. So gibt bereits de la Guerinière, der Hofſtallmeiſter Ludwig XV., eine Anweiſung, wie man ſolche Sterne am beſten herſtellt. Dort, wo der Mittelpunkt des Sternes liegen ſoll, ſagt er, wird die Haut vom Stirn-

knochen so weit losgelöst, als die Ausbreitung des Sternes sein soll. In diese steckt man nach den Richtungen vier bleierne Nägel, deren Enden die Spitzen des Sternes kennzeichnen. Ihre Köpfe werden verbunden und stehen aus der Stirne heraus. Nach 48 Stunden löst man diese Nägel und zieht sie unter der Haut hervor. Sollte die Wunde eitern, so reinigt sie sich von selbst, jedenfalls aber ist das Farbpigment zerstört und es entsteht dadurch die uns auch von anderen Verwundungen her bekannte Weißfärbung in den Haaren. Nun, von derartigen Modetorheiten sind wir ja glücklich abgekommen!

Hingegen empfinden viele das Krötenmaul als Schönheitsfehler und da gibt es ein recht harmloses Mittel, um dem Pigment eine gleichförmig schwarze Färbung zu geben. Es ist dies eine Lösung von Schwefelleber mit geringem Zusatz von Silbersalpeter.

An den Füßen,

d. h. Beinen, ziehen sich die weißen Abzeichen entweder miteinander verbunden, oder zuweilen auch örtlich unterbrochen, gewissermaßen beinaufwärts. Je nachdem, ob die Haare an den Ballen oder der Krone des Hufes einen weißen Fleck aufweisen, wird das als weißgeballt oder als weißgekrönt benannt, und wenn nur die eine Kronenseite derartige Flecke aufweist, so ist das als halbgekrönt zu benennen. Sind in diese weißen Stellen dunkle eingesprengelt, so spricht man von einem getigerten Fuß und sind die Einsprengelungen schwarz, von einem Hermelinfuß. Zieht sich nun ein weißes Abzeichen über die Fessel



weiß geballt; gefesselt; halb gestiefelt; ganz gestiefelt; hoch gestiefelt; weißer Unterfuß.

und dessen Gelenk, so spricht man wieder von einem halb-, oder einem weiß-, oder sogar von einem hochgefesselten Abzeichen. Geht es weiter über das Schienbein, so wird es, je nach seiner Höhe, als halb gestiefelt benannt, wenn es nur bis zur Mitte des Schienbeines reicht; als ganz gestiefelt, wenn es bis zu den Vorderknien resp. Sprunggelenken reichend ist, und als hoch gestiefelt, wenn es über die Knie resp. Sprunggelenke geht. Reicht aber das weiße Abzeichen bis zum Ellbogen resp. dem Hinterknie empor, dann hat das Pferd einen resp. mehrere weiße Unterfüße.

Es ist selbstverständlich, daß an den vier Beinen des Pferdes verschieden gezeichnete Abzeichen vorkommen können, daß sie ein oder einzelne Beine nur bedecken, daß sie auch in ihren Abgrenzungen sich nicht streng an das Vorgeschilderte halten usw. In letzterem Falle tut man gut, zu einer genauen Beschreibung des Pferdes, die wir noch unter „Nationale" später besprechen werden, eine genauere Beschreibung der Abgrenzung anzu-

geben, um dadurch einwandfrei die Identität des beschriebenen Pferdes gegenüber ähnlich gezeichneten, anderen Pferden zu charakterisieren. Man kann also z. B. sagen: halb gestiefelt bis x cm unter dem rechten Vorderknie und dergleichen.

Alle diese Abzeichen können vollkommen unabhängig voneinander vorkommen; es kann also ein Pferd bloß am Kopfe, oder nur auf einem Bein, oder auf mehreren, oder sowohl am Kopfe als auch auf einem oder mehreren Beinen Abzeichen haben. Daraus sieht man ja, wie unendlich groß die Möglichkeiten sind, die — durch die Natur geschaffen — an Farben und Abzeichen vorkommen können, und wenn man sich aus Interesse diese Möglichkeiten errechnen will, so wird man darauf kommen, daß dies die verblüffende Zahl von rund 32 500 möglichen Varianten ergibt. Das natürlich ist nur eine kleine mathematische Spielerei und nur darum erwähnt, um einen Blick in die unendlich große Werkstatt der Natur zu werfen.

Von Brandzeichen

Wenngleich mit diesen Ausführungen das Kapitel der naturgegebenen Abzeichen abgeschlossen ist, haben wir noch durch Menschenhand verursachte Abzeichen, die sogenannten Brandzeichen. Im allgemeinen gesagt, entstanden diese aus dem Gedanken, seine Habe als Eigentum kennzeichnen zu wollen, und aus den ursprünglich durch Messer oder dergleichen verursachten Kennzeichnungen wurden eigens geformte Brandstempel, die ihr Merkmal dem Pferde aufdrückten. Da dies natürlich nur in heißem Zustande erfolgen konnte, so daß der

Zweck erreicht wurde, die Haare an jenen Stellen abzusengen und das Pigment anzusengen, nennt man sie auch kurzweg Brände. Im wesentlichen unterscheidet man Gestütbrände, die Zeichen der Zuchtstätten einzelner Pferde und die Brandzeichen der verschiedenen Zuchtgegenden. In Deutschland gibt es demnach deren außerordentlich viele, und aus ihnen tritt der Ursprungsort des jeweiligen Pferdes resp. die Zuchtgegend und damit auch die Zuchtrichtung hervor.

Über den Wert dieser Brandabzeichen ist man geteilter Meinung. Wohl sind sie in mancher und vieler Hinsicht eine Art Empfehlungsbrief dem Pferde, da sie als sichtbare Abzeichen klar den Ursprungsort, also die Blutzuchtrichtung usw. des betreffenden Pferdes hervorheben, also durch ihre Zeichnung ihm den Stempel seiner Hochzüchtung und dergleichen geben. Andererseits wieder empfindet man, und besonders im Auslande, diese oft zahlreichen Brandzeichen als Schönheitsfehler und sie mindern in diesem Sinne und, wenn es sich nicht um sehr bekannte und die Hochqualität kennzeichnende Brände handelt, bis zu einem gewissen Grade den Kaufpreis.

Deutschland speziell besitzt eine sehr große Menge dieser Brandzeichen, denn außer den sieben Staatsgestüten haben die 20 Landesbauernschaften insgesamt noch 132 eingetragene Brandzeichen, und von Privatgestüten sind 22 Brandzeichen anerkannt, so daß im ganzen 161 anerkannte Brandzeichen in Deutschland bestehen. Aus diesen können wir natürlich nur die wichtigsten und ältesten herausgreifen und wiedergeben und die übrigen nur kurz beschreiben.

Das älteste ist das württembergische Hauptgestüt Marbach a. d. L., 1573 gegründet, das ein großes M mit darüberliegender Hirschabwurfstange als Zeichen den dort gezogenen Pferden auf den rechten Hinterschenkel brennt. — Graditz wurde 1686 gegründet bzw. 1722 errichtet. Sein Brandzeichen sind zwei gekreuzte Pfeile, die mit einem kronenartig geschlungenen Band verbunden sind und den Pferden gleichfalls auf den rechten Hinterschenkel aufgebrannt werden. — Trakehnen gibt an gleiche Stelle die halbe Elchschaufel, das Gestüt wurde 1732 gegründet. — Zweibrücken führt seit 1755 ein brückenförmig gelegtes M mit darüberstehender Krone auch am rechten Hinterschenkel, wie überhaupt alle staatlichen Brandzeichen auf dem rechten Hinterschenkel gebrannt sind, mit Ausnahme von Schwaiganger, 1844 gegründet, das ein großes S mit darüber befindlicher bandartiger Krone seinen Pferden auf den linken Hinterschenkel brennt. — Älter als dieses bayerische ist das preußische Hauptgestüt Neustadt a. d. Dosse, 1788 gegründet, das einen waagerechten Pfeil führt, um den sich schlangenförmig ein Band windet. — Achselschwang schließlich, gegründet 1864, hat ein großes A mit darüber befindlicher alter bayerischer Königskrone. Die früher gebräuchlichen Brände von Altefeld, Beberbeck und Georgenburg werden nicht mehr angewendet.

Von den Landesbauernschaften führt Baden ein schräg geteiltes Wappen und setzt für die Warmblutpferde ein W, für die Kaltblutpferde ein K darüber. — Bayern führt das Edelweiß im Grundprinzip, und zwar mit einem Pünktchen (Blütenstempel) für das

Warmblut, mit zwei bis vier für das Kaltblut. Ein eigenes Zeichen hat die Rottaler Zucht, und zwar ein großes R mit kronenförmig geschlungenem Band darüber. Braunschweig hat eine Art Spange; Hannover im Grundprinzip die Linienführung der zwei Pferdeköpfe und für sein Kaltblut ein strahlenumrahmtes H. Die Ostfriesenzucht führt einen Kreis, der das O kennzeichnen soll und der von drei Zacken überragt ist. Hessen-Nassau hat ein gebundenes „HN" mit offener Krone in Bandform darüber. Das Zeichen der Landesbauernschaft Kurhessen ist das Eichenblatt für Warmblut, während das Kaltblut den Löwen führt. Die Hauptlinienführung der kurmärkischen Zucht bilden der preußische Adler oder ein „B" und die der Zweigstelle Schneidemühl an der Grenzmark das Wappen mit dem Deutschordenskreuz. Für das Kaltblut ist die Hufeisenform gewählt. Mecklenburg hat im Grundprinzip das große „M"; Oldenburg das ovale „O" mit einer Krone darüber. In Ostpreußen ist die uralte Elchschaufel — einfach oder doppelt — in Anwendung für das Warmblut, während dem Kaltblut dreiblättriges Eichenlaub mit einem Kronenband darüber, oder ein umrahmtes „K", gleichfalls gekrönt, wird. Danzig hat gleichfalls die ostpreußischen Abzeichen; Pommern den Adlerkopf oder das Kreuz des Pour le mérite für sein Warmblut, und für sein Kaltblut ein Wappenschild mit einem „P". Im Rheinland ist ein großes „R" mit darüber befindlicher Krone im Gebrauch; die Landesbauernschaft der Saarpfalz hat für ihr Warmblut die Grundrisse des Gestütes Zweibrücken und für das Kaltblut

die Buchstaben „SP" in einem Wappenschild. Umgekehrt „PS" mit Krone ohne Wappenschild führt Sachsen-Anhalt, das auch ein „S" im Kreise gleichfalls mit Bandkrone den Warmblütern und ein Rad mit geschlossener Krone darüber oder ein „S" im Kreise und mit Krone den Kaltblütern aufbrennt. Die Landesbauernschaft Sachsen hat für Warm- und Kaltblut die gleichen Abzeichen, und zwar entweder ein Oval mit den bekannten Meißener Schwertern oder die alte sächsische Krone. In Schlesien ist die Fürstenkrone im Gebrauch, d. h. die alte Herzogskrone; das Kaltblut erhält unter diese das Brustband des schlesischen Adlers. In Schleswig-Holstein wird der Reiter sowohl, als eine Art alter Bischofsmütze für die Warmblüter, ein umrandetes „VSP" für die Kaltblüter. In Thüringen ist das Arnimschwert im Tannenbaum die Hauptlinienführung; in Westfalen die Bandkrone evtl. mit „W" darunter. Württemberg schließlich führt im Grundprinzip die Hirschabwurfstange. —

An Privatgestüten führen Brandzeichen: in Ostpreußen Willkamm seit 1800, Kleszowen seit 1820, Juditten und Spanden; in der Uckermark Schönwerder; in Brandenburg Barsikow; in Schlesien: Nieder-Altwohlau, Petersdorf, Pläswitz, Oberkunzendorf, Niederwabnitz, Niedersora und Oberzedlitz; in Mecklenburg: Herzberg, Rennsow, Grubenhagen, Klenz, Calendorf und Lenschow, und im Rheinland schließlich Lauvenburg sowie Langenhof in Westfalen.

III. Teil

Pferderassen und Pferdezucht

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Rassenbegriffe und -einteilung	139
Blutbegriffe	144
Das Vollblut	145
Das Warm- oder Halbblut	162
Deutsche Erde — Deutsche Pferde	180
Kaltblutpferde	194
Kleinpferde (Ponys)	196
Zuchtbegriffe	198

Rassenbegriffe und -einteilung

Bei Pferden und bei Frauen
Muß man auf Rasse schauen!

Wie unter Miteinfluß des Klimas die nährende Scholle dem Pferde das Haar und dessen Farben gab, so hat der Boden selbst das Pferd geformt, also dessen Rassen entstehen lassen.

Die Bedingnisse einer besten Bestehungsmöglichkeit unter dem Einfluß von Klima und Lebensweise auf verschiedenem Boden der verschiedenen Landstriche haben im Laufe längerer Zeiten, also durch Generationen, dem jeweiligen Pferd eine Gestaltung gegeben, die diesen Lebensbedingnissen am zweckmäßigsten, also am besten entsprach. Auf diese Weise entstanden sonach jene Körpereigenschaften, die dem Pferde eines Himmelsstriches jeweils die Notwendigkeiten für seine Bestexistenz sind und die ihm zugleich jene typischen Merkmale in Bau usw. gaben, durch die es sich von Arten anderer Landstriche unterscheidet. In ihrer Höchstzweckmäßigkeit, also Reinheit, werden die Rassen durch Paarung erhalten; beim Verpflanzen reiner Rassen nach anderen Himmelsstrichen verlieren sie aber zumeist ihren Charakter, denn die ursprüngliche Formung paßt sich jeweils — natürlich im Laufe der Generationen — immer wieder den Bedingnissen an, die

Klima, Boden, Nahrung und Lebensweise im neuen Aufenthaltsort erfordern.

Als die Grundbegriffe von Rasse, deren Unterschiede sowie auch Vererbung usw., stärker eingedrungen waren, versuchte man eine Einteilung des Pferdes nach diesen Gesichtspunkten, und der erste derartige Versuch ist der Öffentlichkeit durch das 1578 „Ueber Gestüterey" erschienene Werk geworden. Fugger unterscheidet in diesem das „edele" von dem „geminen" Pferd, also das durch hervorragende Eigenschaften und leichte Beweglichkeit sich kennzeichnende Pferd von dem schwerfälligeren, aber in seiner Art gleichfalls guten. Und diesen Unterschied kennzeichnet er sowie eine Anzahl späterer Autoren auch durch die Feststellung, daß das edele Pferd das morgenländische, das gemine das abendländische sei.

Die Grundbegriffe morgenländisch und abendländisch wurden auch in späteren Zeiten beibehalten und blieben stets eine Art von Trennungsbegriff für leichte, bewegliche, temperamentvolle oder für schwere, besonnene Pferde. Jede Reinzucht indessen wurde aber allmählich auch zur Edelrasse in ihrem Sinne; denn aus den jeweiligen Gesichtspunkten heraus entstand zu dem besten morgenländischen Edel- und Vollblut ja auch ein hochgezüchtetes, in seiner Art wieder hochwertigstes und damit edles Schwerpferd, Kaltblut.

Zu den beiden Grundbegriffen trat dann noch ein weiterer, und zwar die gemischte Rasse, also die Kreuzungsprodukte zwischen morgenländischen und abendländischen Pferden. Dies betont besonders der

große englische Hippologe J. Lawrence in seinem 1809 in London erschienenen Werk.

Einen ganz neuen Gesichtspunkt warf 1858 L. Fitzinger auf, der das Pferd in 5 Stammrassen und 145 Unterrassen einzuteilen versuchte. Als Stammrassen bezeichnet er: 1. das zahme nackte Pferd, also die Seltenheit des in den Südstrichen Afrikas vorkommenden Pferdes; — 2. die Orientalen, in die er Araber, Berber, Perser, Türken usw., also die bei den Orientalen reinrassig gezogenen Pferde einreiht; — 3. die leichte Rasse, in der die Pferde, die über Schweden, Rußland, Polen und Ungarn verbreitet sind, zusammengefaßt wurden, wobei er aber selbst zugibt, daß die tatarischen ihrem Ursprung nach eigentlich zu den Orientalen gehören; — 4. beschreibt er die im Westen Europas beheimateten Pferde, die er als das schwere Pferd bezeichnet, und schließlich spricht er 5. über das Zwergpferd oder Komrah. Die 145 Unterrassen wieder leitet er aus den konstanten Kreuzungen der Urrassen ab und stellt daher auch das englische Vollblutpferd unter diese.

Fitzingers Einteilung hat etwa ein Dutzend Jahre später noch eine Ergänzung gefunden durch eine neue Unterrasse, den Orlowtraber.

So wissenschaftlich hochwertig und auch dem etwas mehr Außenstehenden interessant diese und weitere Einteilungsversuche waren und sind, so kompliziert und doch auch nicht ganz einwandfrei erschöpfend bleiben sie, denn die Trennungsgrenzen sind gar schwer zu bestimmen und haben letzten Endes auch wenig praktischen Wert für die Mehrzahl der Pferdefreunde und Pferdehalter. Also

suchte man nach anderen Einteilungsbegriffen, und zwar solchen, die dem menschlichen Denken näher liegen: man teilte das Pferd nach seinen Verwendungsarten ein.

So entstand der Sammelbegriff für:

1. leichte Rassen, die sich vorwiegend zum Reiten eignen. In diese wurden die morgenländischen Pferde eingereiht sowie auch die von ihnen abstammenden warmblütigen Pferde, also auch das englische Vollblut;

2. die Mittelrassen, in die man alle Warmblutpferde einreihte, die sich zum schweren Reit- und zum leichten Zugdienst eignen;

3. die schweren Rassen, d. h. jene, die sich vorwiegend zum schweren Zugdienst eignen und nur nötigenfalls gesattelt werden. In diese Einteilung fallen die sämtlichen Kaltblutpferde;

4. und schließlich unterscheidet man die Kleinpferde und deren verschiedene Arten, die, am Widerrist gemessen, bis zu 150 Zentimeter Höhe erreichen.

Neben dieser sehr praktischen Einteilung gibt es aber und selbstverständlicherweise auch noch die verschiedensten anderen. So unterscheidet man der Leistung nach:

Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde;

Lauf- und Schrittpferde, worunter Reit- und Wagenpferde in den ersteren Begriff, die Arbeitspferde unter den zweiten Begriff fallen.

Dem Eigengewicht der Pferde nach spricht man wieder von leichten und schweren Pferden;

ihrer Zucht nach unterscheidet man: Kultur- und Naturrassen, also solche, die durch menschliche Beeinflussung gezüchtet werden gegenüber der Freiwahl. In dieser Unterteilung gibt es natürlich auch wieder verschiedene, und man spricht von anerkannter, von primitiver, von einer Übergangs- und von einer Züchtungsrasse.

Schließlich werden die Rassen von manchen auch nach Familie, Stamm usw. eingeteilt, was aber nur insofern von einem Wert ist, als dies innerhalb der einzelnen Rassen vorgenommen werden kann.

Diese Ausführungen zeigen, wie vielfach voneinander abweichend die Gesichtspunkte sind, nach denen man eine Rasseneinteilung vornehmen kann, und daß es bis heutigen Tages nicht gelungen ist, eine scharf abgegrenzte, allgemein klare und befriedigende Rasseneinteilung vorzunehmen. Wohl halte ich m. E. die Einteilung nach Verwendungsmöglichkeiten für jedermann als die beste, wenn er ein Pferd für einen bestimmten Zweck sucht. Aber auch diese Einteilung greift in ihren Abgrenzungen ineinander, so daß man z. B. in Bewerben ein und derselben Rasse und Zuchtgegend drei Unterteilungen macht und von leichten, mittleren und schweren Pferden innerhalb ein und derselben Rasse sprechen muß. Altes und Bewährtes bleibt daher — wie ja stets — auch hier das Beste. Im nachfolgenden wollen wir die Einteilung Vollblut, Warmblut bzw. Halbblut und Kaltblut beibehalten, dem Pferdesuchenden oder das Pferd eingehender Beurteilenden bleibt ja dabei die Selbstverständlichkeit: selbst zu unterscheiden, ob das betr. Pferd sich

mehr für den Reit- und leichten Fahrdienst oder für den schweren Reit- und Fahrdienst usw. usw. eignet.

Bevor wir nun in diesem Sinne über die Rassen sprechen, seien noch einige Bezeichnungen erklärt.

Blutbegriffe

Unter Vollblut (Reinblut) versteht man sonach die in ihrer Reinheit gezogenen orientalischen Rassen, in die man den Araber, Berber, Perser, Tataren und Türken einreiht und zu denen das englische Vollblutpferd gleichfalls, ja gewissermaßen als Inbegriff des Wortes selbst, zu rechnen ist.

Kreuzungen dieser Vollblutarten mit bodenständigen Landschlägen bilden das Warmblut, das auch als Halbblut benannt wird. Diese letztere Bezeichnung ist hippologisch nicht ganz einwandfrei, und zwar aus folgenden Gründen: durch die Kreuzung des Vollbluts mit einer Landrasse entsteht wohl zuerst ein Halbblut, durch das fortgesetzte und durch Generationen hindurch beibehaltene Edelkreuzen in dieser Hinsicht wird aber im Produkt eine derartige Blutverbesserung, daß daraus ein im Blute immer vollwertigeres, also eigentlich auch schon Vollblutpferd entsteht. Letztere Bezeichnung kommt aber nur den Pferden zu, die direkt und in ununterbrochener Artpaarung orientalisch gezogen sind oder aber in reiner Folge sich von Elternpferden zurück bis auf die Stammlinien des englischen Vollblutpferdes leiten können.

Unter Kaltblut schließlich verstehen wir die schweren, abendländischen, okzidentalen, norischen Rassen,

denen die Natur die Masse des Körperbaues zur Verrichtung schwerer Arbeit mitgab. Sie verrichten diese Arbeit also ruhigen und, wie man zu sagen pflegt, kalten Blutes, und daher entstand auch ihre Bezeichnung und nicht etwa aus wirklich besonders merkbaren Temperaturunterschieden in ihrem Blut gegenüber dem anderer Pferderassen.

Nunmehr zu den Rassen selbst übergehend, zunächst

Das Vollblut

Zu diesem gehören die reinblütig erhaltenen Orientalen sowie die durch menschlichen Geist ersonnene Zuchtrichtung, die Neuedelrassen, Vollblutpferde entstehen ließ.

Der typische Vertreter der morgenländischen Vollblutrassen ist der

Araber

Aus seiner Geschichte wissen wir ja, daß seine Rein- und Edelzucht erst auf Mohammed zurückreicht; dennoch hat aber dieses Pferd vermöge seiner Eigenschaften sich gewissermaßen die Erststelle unter allen orientalischen Rassen, ja, durch sein dem englischen Pferde gegebenes Blut die der Erde erobert.

Seine charakteristischen Merkmale sind der trockene edle Kopf, dem feurige große Augen und spielende, nicht kleine Ohren Leben geben; gut angesetzter Hals, der deutlich vom stark entwickelten Widerrist geschieden ist; starke, muskulöse und gutschräge Schulter; kurze Lende und gerades Kreuz; mächtige, runde Brust; feine und doch außerordentlich kräftige Beine, deren Oberarme lang und Schienbeine kurz sind und in festen Hufen

enden. Die Sprunggelenke sind stark; der Schweif hoch angesetzt und edel getragen; Deck- wie Langhaare sehr fein, wie auch die Haut so gestaltet ist und dadurch die Adern hervortreten läßt.

Die edlen Araber werden als Kohlani oder Koheili bezeichnet, obgleich diese Benennung eine Art Sammelbegriff für jene Pferde ist, die von den Beduinen benützt werden, während die wirklich edelsten Pferde speziell im Bezirk Nedsched gezogen werden.

Diese Pferde leiten sich von den berühmten 5 Stuten Mohammeds ab, die Dschulfe, Koheily, Maneki, Saklavy und Tussye geheißen haben und die der Prophet von Beduinenstämmen, die seinem Glauben beitraten, als besonderes Ehrengeschenk erhalten hatte. Über diese 5 Stammpferde — deren Schreibweise in den europäischen Sprachen abweichend ist — gibt es natürlich echt orientalisch-mythische Geschichten, und die zutreffendsten sind folgende:

Drei volle Tage hatte schon die Schlacht getobt; endlich war der Sieg errungen, und der Prophet befahl, die Pferde freizulassen, damit sie sich am nahen Flusse endlich laben können. Als die frei dahinstürmende Schar das ersehnte Naß erreicht hatte, ließ Mohammed zum Sammeln blasen, doch diesem Rufe folgten nur die fünf genannten Stuten, ihre Begier meisternd. Diese fünf Stuten segnete der Prophet und bestrich ihre Augenlider mit dem Kohlan, dem Augenbrauenfärbemittel orientalischer Frauen, als besonderes Kennzeichen, und daher heißen die arabischen Edelpferde ja auch Kohlani.

Einer anderen Version nach sollen die genannten fünf Stuten durch drei Tage und drei Nächte den einst auf

der Flucht befindlichen Propheten und seine nächste Gefolgschaft ohne Wasser und Nahrung vor den Feinden gerettet haben und gleicherweise gesegnet worden sein.

Wie dem auch sei, jedenfalls betrachtet man diese fünf Stuten als die Stammütter, und aus ihnen entstanden die neun hervorragendsten Araberrassen, die General Daumas in seinem Buche „Pferde der Sahara" wie folgt bezeichnet:

Die Abaian, Em-Arkoub und die Hamdanie stammen aus einer dieser fünf vorgenannten Stuten Mohammeds ab und bilden drei Familien für sich, die große Ähnlichkeit miteinander besitzen. Die Saglavy, auch Siglavy genannt, stammen aus der Saklavy Mohammeds, sind schön, elegant und mager. Die sehr ausdauernden Djelfe sind Nachkommen der Dschulfe; die Traifes leiten sich auf die Tussye zurück und sind kräftig und ausdauernd; die Maanaqui mit langem, vornehmem Hals sind Abkömmlinge der Maneki, und die Kahital-Adgyiuz, auch die Unverwüstlichen genannt, sowie die Rime, die der Beduine als Gazellen der Wüste bezeichnet, leiten ihren Stammbaum auf die Koheily zurück.

Nach Europa kamen wohl reinblütige Araberpferde zur Zeit der Türkenkriege, und eines dieser wurde — wie wir später hören werden — auch einer der berühmten Stammväter englischer Vollblutzucht; käuflich indessen für den Import sind diese Hochedelpferde nur äußerst schwer, und Stuten so gut wie gar nicht. Dem Araber wie dem Orientalen überhaupt steht die Stute noch höher als der Hengst, da sie ihm ja jährlich ein Fohlen bringt. Wirklich gute Hengste wieder sind ein-

zelnen Stämmen so gut wie unverkäuflich, es sei denn, daß es Rappen sind oder sie gar Abzeichen besitzen, die sie nach dem Glauben der Mohammedaner als Pferde des Scheitan (Teufels) kennzeichnen. Kaiser Josef II. gelang es als erstem, eine rein arabische Zucht 1797 in Ungarn, und zwar in Babolna, anzulegen und aus den besten Edelrassen hervorragende Hengste wie Stuten dorthin zu importieren. Durch strengste Zuchtwahl sowie durch eine, den Urlebensbedingnissen entsprechende Haltung der Pferde und nicht zuletzt durch glückliche Auswahl der Bodenbeschaffenheit, auf der diese Tiere heimisch gemacht wurden, ist das Babolnaer Gestüt eine wirkliche, in jeder Beziehung typische Zuchtstätte dieses reingehaltenen Edelblutes geworden. Nach Deutschland, und zwar nach Weil bei Stuttgart, ließ der König von Württemberg 1817/18 durch den russischen Grafen Rzewusky orientalische Pferde gleichfalls einführen, und es entstand dort die arabische Reinzucht, die heute in Marbach zu neuem Aufschwunge gebracht werden soll. Auch in Rußland befand sich seinerzeit ein Reinarabergestüt, und ebenfalls wurden von deutschen und ungarischen Privatzüchtern Edelaraber gezogen.

Dem edlen Araber am ähnlichsten ist der

Perser,

was ja eigentlich ganz natürlich ist, da die durch Mohammed begründete Rasse aus edelsten Perser- und Sarazenen-Pferden usw., im Hauptstock aber aus den ersteren entstanden. Der Unterschied ist vielleicht am charakteristischsten ausgedrückt: daß die Perser einen weniger trockenen und auch in den Kinnbacken nicht so starken

Hechtkopf haben, sondern eine leichte Wölbung desselben aufweisen, ferner, daß sie größer als die Araberpferde sind.

Die Geschichte dieser Edeltiere reicht weit zurück und besonders interessant ist, daß die seinerzeit so berühmte Traberrasse der Orlow ihren Ursprung auf einen Perserhengst zurückführt.

Der Begründer dieses russischen Pferdes war Graf Orlow-Tschesmenskoy, der auf seiner ausgedehnten Herrschaft im Gouvernement Woronesch den Versuch machte, holländische und dänische Hartdraverstuten, also Dauertraber, mit einem reinblütigen Perser Edelhengst zu kreuzen. Der Schimmel Smetanko, der unter größten Geldopfern dafür importiert wurde, zeugte mit einer dänischen Stute einen Hengst, der wieder mit einer holländischen Stute gepaart, 1784 die erste Wechselkreuzung, den berühmten Bars hervorbrachte. Dieser Bars kann demnach mit Recht als der Stammvater der berühmten Orlowtraber angesehen werden und soll in sich die besten Eigenschaften sowohl der väterlichen Blutlinie als die der Hartdravermütter im höchsten Grade vereinigt und auch weitervererbt haben. Das war ja gerade, was den Orlow-Traber für die russischen Verhältnisse mit ihren unendlich weiten Strecken so wertvoll machte, und dazu trat noch, daß Bars ein tadelloses Exterieur besaß, das er gleichfalls weitervererbte. Vom mütterlichen Blut vererbte sich auf diese Traberrasse die leichtschaufelnde Bewegung in der Vorderhand, tat aber dem Leistungsvermögen der Orlows, die bis zum Aufkommen des amerikanischen Trabers als die besten der Welt galten, keinen Abbruch.

in seiner wirklichen Reinzucht, wie man ihn in Syrien antreffen kann, ist gleichfalls ein ganz Nahverwandter des Arabers, zwar weniger ausdauernd als dieser, aber ihm so ähnlich, daß dort gezüchtete Pferde häufig als Araber importiert wurden.

Der Berber,

gleichfalls edles orientalisches Vollblut, hat hingegen abweichende äußere Merkmale von diesen geschilderten Rassen. Schon der Kopf allein mit der stark gewölbten Nase ist gänzlich anders gestaltet, wenngleich ihm nicht der Adel fehlt. Der Hals hat zumeist eine leichte Neigung zum Hirschhals; die Schultern liegen viel steiler als die des Arabers; die Rippenbildung ist flacher, und in der Vorderhand weist er kürzere Oberarme und längere Rohr- oder Schienbeine auf.

Auch das edle Berberpferd leitet sich von besonderen Stämmen ab, wenngleich es im Ursprung nicht so sagenumwoben wie der Araber ist. Gleichfalls General Daumas, der große Kenner orientalischer Pferde, erforschte den Ursprung und hat drei besondere Familien als die edelsten festgestellt. Es sind das die Familien: 1. der Haymour, die als die besten und edelsten Berber gelten und die Farbe „der unvergänglichen Mutter Erde", also vorwiegend braun aufweisen. 2. Größer als die Vorgenannten sind die Ben-Ghareb, die als ganz besonders ausdauernd, dafür aber nicht als schnell gelten. In dieser Familie sind die Schimmel überwiegend und Abweichungen ziemlich selten. Als 3. Familie gilt die der Merizig oder —

wie sie Daumas nennt — Merizique. Sie sind klein, enorm ausdauernd und dabei sehr genügsam, und weisen vorwiegend die Falb- und graue Farbe auf. Trotz ihrer hohen Verwendbarkeit gelten sie unter den drei Familien als die wenigst edle.

Eng verwandt den Berbern sind die unter dem Sammelnamen ägyptische Pferde oder auch Nilländer zusammengefaßten Reste dieser einst in hoher Blüte stehenden Zucht; besonders das nubische, sogenannte Dongola-Pferd. Die letztere Rasse, meist Rappen, mit starkem Rammskopf, dürften die Vorfahren sowohl des Andalusier als auch der Plutolinie der Neapolitaner sein, die heute noch die typischen Merkmale ihrer Urväter aufweisen. Dieser Nilländerschlag ist im großen und ganzen auch wuchtiger als die übrigen Berberrassen, was den Kreuzungen mit den schweren Hengsten der ehemaligen Kreuzritter zugeschrieben wird. Ein besonderes Merkmal dieser Berberabart sind die auffallend kurzen Oberarme sowie langen Schienbeine der Vorderhand, wodurch die bestechenden, hohen Gänge entstehen, die bei Prunkpferden vor dem Wagen so hoch geschätzt werden.

Als letzte Abart des edlen Orientalen ist das

Tatarenpferd

anzuführen. In seinem Äußern läßt es dieses orientalische Edelblut wenig vermuten; denn in seinen verschiedenen Abarten weist es einen dicken, ja zumeist fast unproportioniert großen Kopf auf, der allerdings die intelligenzgewölbte Stirne besitzt. Die Ausmaße dieses Kopfes werden noch unterstrichen durch spitzige Ohren.

Der Leib des Tataren ist fest und gedrungen, die Kruppe ebenfalls sehr entwickelt, und der Körper ruht auf sehr starken, ja massiven Beinen. Aber diese Tiere sind alle enorm ausdauernd und genügsam. Bei vielen der Urvölker sind sie nur auf Grasnahrung angewiesen, die sie sich zudem zur Winterszeit erst mühsam unter Schnee und Eis hervorscharren müssen. Ebenso ist ihnen — und besonders bei den nomadisierenden Stämmen — ein Obdach völlig unbekannt: sie leben Sommer und Winter im Freien, liegen zur Winterszeit im Schnee und werden nicht selten von diesem auch nachts über bedeckt. Diese Rasse ist sonach ganz besonders hart, und was ihre Leistungen anbelangt, werden 60 bis 70 Kilometer pro Tag ohne jede Futter- oder Wasserverabreichung wiederholt von ihnen und zudem ohne jegliche Vorbereitung verlangt und erfüllt.

Das Tatarenpferd ist der Sammelname für die verschiedenen asiatischen Rassen, so das Kirkisen-, Mongolen-, China-, Japanpferd usw. usw. Im Durchschnitt variiert seine Größe zwischen 1,5 bis 1,6 Meter Höhe. Die letzteren Pferde sind aber zumeist schon Kreuzungen mit anderen Rassen, wie auch überhaupt das ostasiatische Pferd und besonders der Japaner immer mehr Blut europäischer Rassen in seine Adern erhält.

Das englische Vollblut

Wenn man die Geschichte der englischen Pferdezucht zu ihren Ursprüngen verfolgt, finden wir zunächst in diesem Lande zur Zeit der Römer ein Pferd, das sich sowohl zur Arbeits- als auch zur Kriegsleistung hervorragend eignete. Dieses Pferd wird von verschiedenen

Forſchern auch verſchieden beſchrieben: Schwarznecker ſchildert es als ein kleines, kräftiges und raſches Pferd, während andere es als maſſiv hinſtellen und in ihm den Vorfahren des engliſchen Karrenpferdes, alſo des ſo ziemlich größten und maſſivſten Pferdes der Erde, ſehen wollen. Auch Graf Wrangel leitet den Urſprung des Karrenpferdes von dieſem engliſchen Pferde der Zeit Cäſars (55 v. Chr.) ab, er ſpricht aber von dem War horse, alſo Kriegspferd, das nicht ſo kleiner Statur geweſen iſt.

In der weiteren Folge der engliſchen Entwicklungsgeſchichte finden wir die immer ſtärker werdende Neigung, ſchwere Pferde zu importieren, und beſonders Eduard II. hat zu Beginn des 14. Jahrhunderts vorzügliche Pferde aus Frankreich und der Lombardei einführen laſſen, unter denen ſich 30 Kriegspferde und 12 ſchwere flandriſche Hengſte befanden. Dieſer Zug nach Maſſe im Pferde findet ſeine Begründung wohl durch das eiſengepanzerte Rittertum, das ja begreiflicherweiſe viel Körper- und große Tragkraft vom Pferde verlangte. Sein Nachfolger, Eduard III., hatte eine Vorliebe für ſpaniſche Pferde und gründete das erſte Geſtüt dieſer Blutraſſe in England, alſo berberiſchen Hocheinſchlages, und ſuchte die engliſche Pferdezucht durch Ausfuhrverbot edlerer Pferde zu ſchützen. Um die Wende des 16. Jahrhunderts wurde dieſes Verbot inſofern gelockert, als minderwertige und güſte Stuten ſowie Wallache ausgeführt werden durften, aber kein Hengſt, denn der Beſtand an hochwertigem Material hatte durch den Bruderkrieg im Lande ſehr arg gelitten.

Da die Vorliebe der Engländer für Pferderennen weit zurückreicht, war es selbstverständlich, daß sie auch ein flinkes Pferd haben wollten, das ihren dahin gehenden Ansprüchen entsprach, und so hat z. B. der König Athelstan schon zu Ende des 9. Jahrhunderts sich eigens aus Frankreich Rennpferde kommen lassen, die aber — wie man sagt — in Deutschland gezogen worden waren. Wie dem auch sei, jedenfalls machte sich später, um die Wende zum 17. Jahrhundert, das Bedürfnis geltend, der Landespferdezucht Aufschwung zu geben, und da man aus den Kreuzzugszeiten usw. beste Erinnerung und Erfahrung mit Orientalen gemacht hatte, wurden in der Zeit Jakob I. sowie Karl I. und II. zahlreiche orientalische Pferde, darunter auch die berühmten 30 royal mares (Königsstuten) eingeführt, die wohl sämtlich orientalischen Blutes waren, indessen sich aus Pferden Afrikas, Berbern, dann aus Arabern und Türken im direkten Import und schließlich aus Pferden zusammensetzten, die in Ungarn aus der Zeit der hundertjährigen Türkenherrschaft dort verblieben waren und sich auf reine oder Edelmischrassen zwischen Arabern, Türken und Persern zurückführten.

Zu diesen kamen noch eine Anzahl im Lande selbst vorhandener hochzüchtiger Stuten, so daß sich im ganzen 43 Stuten als Stammütter verfolgen lassen.

Durch sinngemäße Kreuzung mit Hengsten edlen orientalischen Blutes sowie sorgfältiges Notieren der Produkte und Wiederkreuzungen, entstand so ein Neupferd, das englische Vollblut, dessen Vaterlinien wieder im besten Sinne auf drei besonders hochwertige Hengste sich zurückführen lassen. Schon 1602 wurde als erster

Vollblutaraber Markhams Arab eingeführt, dem später Buckingham Turc und wieder später White Turc folgten. Aber erst mit Byerley Turc, der um die Wende des 18. Jahrhunderts dann nach England kam, wurde ein außerordentlich günstiger Griff getan.

Dieser — einer der genannten drei Stammhengste — war ursprünglich ein Beutepferd, das ein holländischer Reiter beim Entsatz Wiens von der Türkenbelagerung gemacht hatte, und das er mit in seine Heimat brachte. Dort soll es Captain Byerley gesehen und sofort für 100 holländische Goldgulden erworben haben. Nach ihm erhielt das Pferd auch seinen Namen mit dem Zusatz Turc, da man es als einen Orientalen edelster türkischer (syrischer) Reinzucht ansprach.

Diesem berühmten Hengst, der ganz vorzügliche Produkte zeugte und dem die Heroldlinie entsproß, folgte ein Reinaraber für die Zucht Englands, und zwar Darley Arabian, den der englische Konsul Darley in Aleppo, also der Wüste Palmyra, für seinen Bruder kaufte. Speziell dieser Hengst hatte allergrößten Einfluß auf die neue Vollblutzucht, denn seinem Blute entsprossen nicht nur der berühmte fliegende Childers, sondern auch das berühmteste Rennpferd aller Zeiten, der niemals geschlagene Eclipse. War dieses Pferd schon an sich ein Phänomen, so hat es in der enormen Zahl seiner siegreichen Nachkommenschaft auch einen Voltaire aufzuweisen, den Stammvater der Galopinlinie, aus der St. Simon als nützlichster Hengst hervortritt, denn seine direkten Kinder galoppierten die stattliche Summe von 10 Millionen zusammen. Kurz nach Darley Araber, der ein Original-Nedschedpferd war, brachte man auch

noch andere Pferde angeblich der gleichen Stammeszucht nach England; diese bewährten sich indessen bei weitem nicht so.

Als die dritte markanteste Erscheinung ist Godolphin zu nennen. Dieses Pferd, das zuweilen den Namen Arabian, zuweilen auch die Bezeichnung Barb führt (berbischer Araber), war eigentlich, wie alle Forschungen ergeben haben, ein hochedler Berber, der eine ganz sonderbare Geschichte hatte.

Ursprünglich soll dieser edle Berberhengst als Geschenk eines afrikanischen Fürsten an einen europäischen — Graf Wrangel sagt: des Sultans von Marokko an Ludwig XV. — nach Frankreich gekommen sein. Dort erwies sich der Hengst als so ungebärdig, daß niemand mit ihm fertig werden konnte und ihn der königliche Marstall verkaufen mußte. Von Hand zu Hand ging nun dieses schöne, aber ebenso nicht zu bändigende Pferd, bis es endlich vor einem schweren Zugkarren landete, dessen Besitzer mit Peitsche und durch Hungernlassen den Hengst zur Arbeit beugte. Vor diesem Karren hat der große Pferdekenner Lord Godolphin ihn gesehen und sofort aus den Sielen um einen Pappenstiel gekauft. Nach England gebracht, hatte der „Karrengaul" keine rechte Möglichkeit mehr, Rennleistungen hervorragender Art zu erweisen, und wurde bald als Probierhengst neben dem damals berühmten Hobgoblin im Gestüt des Lords verwendet. Und da trat nun der große Helfer Zufall ein: zu Hobgoblin sollte die hochwertige Roxana geführt werden, die aber für Godolphin derartige Sympathien zeigte, daß sie Hobgoblin überhaupt nicht annahm. Notgedrungen willigte ihr Besitzer für den

Sprung durch Godolphin ein und das Produkt dieser Paarung wurde das berühmte Rennpferd Lath, das einzige Pferd Englands, das es seinerzeit mit dem schon früher erwähnten „fliegenden Wunder" Childers auf der Rennbahn aufzunehmen vermochte. Damit war natürlich der Ruf Godolphins fest begründet und seinem Blute ist die berühmte Matchem-Linie entsprungen.

Die Bedeutung des englischen Vollblutes für die Zucht wurde bald überall erkannt und alle Länder holten sich Pferde dieses neuen Edelblutes, um ihre Landesrassen zu verbessern und selbst Vollblutzuchten anzulegen. So entstanden also in allen Kulturstaaten der Erde Vollblutzuchten, in denen dieses Blut, in reiner Folge weitervererbt, den Born abgeben muß, aus dem das Edelblut, in zahlreichen Verästelungen verbessernd, in den Landschlag gelangt.

Es gab — und besonders zu Beginn — viele Gegner dieses Neublutes, dessen Produkte ihnen „zu leicht" erschienen und in denen sie nicht die Körpermaße fanden, die sie zur Verrichtung reeller, ja schwerster Leistungen verlangten. Diese Ansichten gingen aber nicht nur auf das unter dem Sattel benützte Pferd, sondern vorwiegend auf die Blutbenützung für Arbeitstiere. Man wollte nicht recht daran glauben, daß diese zierlichen Tiere eine wirkliche Verbesserung bringen könnten. Und so gab es demnach, als schon das Vollblut bestand und in seinen Rennleistungen sich bereits ausgezeichnet hatte, dennoch große Meinungsverschiedenheiten, die erst Tatsachen widerlegen mußten. Zu den interessantesten dieser gehören die beiden nachstehenden.

1833 hatte die englische Admiralität eine sehr wichtige

Nachricht für den etwa 160 engl. Meilen entfernten Hafen von Plymouth und jagte deshalb Kuriere von Relais zu Relais. In der für damalige Verhältnisse hervorragenden Zeit von nahezu neun Stunden wurde diese Botschaft überbracht, und man sprach darüber sehr viel in den Klubs. In einem dieser war auch der damals sehr bekannte, hervorragende Sportsmann und Reiter Mr. Osbaldeston anwesend und machte sich erbötig, in der gleichen Zeit, 25 Vollblutpferde wechselnd, sogar 200 englische Meilen (322 Kilometer) zurückzulegen. Sofort wurden Wetten abgeschlossen, und am 5. November 1831 wurde die Wette auch in Newmarket ausgetragen. Man hatte die Rennbahn gewählt, um alle Phasen dieses enormen Rittes eines einzelnen Reiters verfolgen zu können, und Mr. Osbaldeston legte tatsächlich die ungeheure Strecke, allen Pferdewechsel usw. einbegriffen, in 8 Stunden 42 Minuten zurück. War schon die Leistung des Reiters — durch $8^{3}/_{4}$ Stunden in schärfstem Galopp zu reiten! — phänomenal und nur bei solch durchtrainiertem und besonders geeignetem Körper möglich, so darf nicht übersehen werden, daß jedes der Pferde 8 engl. Meilen, also rund 13 Kilometer, in schärfster Gangart zurückzulegen und somit ein Tempo, das dem eines Personenzuges gleichkam, einzuhalten hatte.

Diese Tatsache erwies die große Summe an Leistungsvermögen, die englisches Vollblut in verminderter Zeit gegenüber anderen Pferden auch über längere Strecken, und zudem unter einem immerhin müde werdenden Reiter, vollbrachte. Das drückt sich sonach in Zeit-

erſparnis durch raſcher vollbrachte und hochwertigere Leiſtung aus.

Schon 30 Jahre früher, 1801, kam aber auch noch eine andere Wette zuſtande, die das Vollblut im Sinne wörtlicher Arbeitsleiſtung hoch kennzeichnete. Sir Charles Bunburry beſaß eine Vollblutſtute namens Eleanor, eine Enkelin des berühmten Eclipſe, die ſowohl die größte Stutenprüfung Englands, die The Oaks, als auch die höchſte Turfehre, das engliſche Derby, gewann. Sein Gutsnachbar äußerte ſich nun einmal und gelegentlich dahin, daß es ja ganz ſchön ſei, ſolch ein ſchönes und vornehmes Pferd zu beſitzen, daß aber in Wirklichkeit wenig reelles Arbeitsvermögen dahinter ſtecke, denn jedes ſeiner Mühlpferde verdiene ſein Brot im Schleppen der Laſten nützlicher. Sir Bunburry proponierte darauf dem Nachbar die Wette: daß ſeine Eleanor zumindeſt die gleiche Laſt über die gleiche Strecke zu tragen imſtande ſei, wie der allerbeſte der Mühlengäule. Lachend nahm der Nachbar die Wette an, und am nächſten Morgen wurden dem ausgeſucht beſten Mühlenpferd ungeheure Laſten aufgelegt und die gleichen Eleanor. So ging es über die engliſche Meile (1609 Meter), und am Ziele kam Eleanor ganz leicht und friſch ſchreitend mit großem Vorſprunge vor dem bedächtig ſeine Laſt tragenden Mühlenpferd an.

Dieſe Tatſache beweiſt das enorme innere Vermögen des Vollblutpferdes, ſelbſt ihm vollkommen fernliegende Arbeitsverrichtung beſtens bewältigen zu können. Zugleich liegt in ihr aber auch der tiefſte Sinn des alten Züchterwahrſpruches: „Blut iſt der Saft, der Wunder ſchafft!“ —

Reich an Merkwürdigkeiten und auch an Zufällen ist die Geschichte der englischen Vollblutzucht, und aus den zahlreichen und so lehrreichen Tatsachen sei noch eine herausgegriffen, denn sie kennzeichnet so recht das, was wir schon an anderer Stelle betonten: wie wertvoll es ist, ein Pferd richtig beurteilen zu können, also das Auge geschult zu haben.

In den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts fuhr Lord Dorchester über Land, und eines seiner Pferde verlor ein Eisen. Beim nächsten Schmied wurde angehalten, und der Lord sah dort eine Stute, die ihm besonders gut gefiel, so daß er sie kaufte. Es stellte sich heraus, daß es eine Tochter von Little Rod Rover a. d. Eclat sei, die 1841 geboren, aber als für die Rennbahn völlig ungeeignet für nur 7 Guineen (140 M.!) in Besitz eines Fleischers gelangt war, der das „zarte Tier" vorerst noch für Eigenzwecke benützen und gerade damals neu beschlagen lassen wollte. Durch Lord Dorchester dem Hengste Wild Dayrell zugeführt, entsproß der Stute der berühmte Buccaneer, der nicht nur selbst ein ganz hervorragendes Pferd war, sondern als Vater von Flibustier, über Trachenberg, Hannibal, Fels usw. einen ganz hervorragenden Einfluß auf die deutsche Vollblutzucht, als auch über Talpra Magyar auf die österreichisch-ungarische hatte.

Von einer eingehenden Beschreibung des englischen Vollblutpferdes kann wohl abgesehen werden; es ist ja in seinem Exterieur hinlänglich bekannt, und wir kommen sowohl bei Erörterung von Zuchtfragen wie solchen des Rennbetriebes noch wiederholt auf das englische Vollblutpferd und seine Rolle zu sprechen.

Den Begriff Vollblut kann man indessen nicht abschließen, ohne zumindest einer neuentstandenen Rasse zu gedenken, die für sich im Reinblut so hoch gezüchtet ist, daß sie mit Berechtigung in ihrer Verwendungsart sich auch „Vollblut" nennt, und zwar der

amerikanischen Traber.

Der Ursprung dieser Rasse macht so recht klar, wie Lebensbedingnisse eine solche schaffen. Als Amerika entdeckt wurde, waren bekanntlich keine Pferde dort zu finden; die in der Vorzeit gewesenen verschiedenartigen Equiden waren durch irgendwelche und wie schon in der Geschichte des Pferdes erwähnte Umstände ausgestorben, abgewandert, kurzum verschwunden. Als dann die Kolonisation von Amerika begann und über die unendlich weiten Strecken keinerlei Verkehrsmittel usw. zur Verfügung standen, versuchten die ersten Weißen, zu Pferde vorwärts zu kommen. Aber sie ließen bald davon ab, denn tagelang und ununterbrochen auf einem Tier zu sitzen, das einen diagonalen Gang hat, wurde ihnen viel beschwerlicher, als zu Fuß zu gehen. Und da ersann der Mensch sich ein Hilfsmittel: man kam auf den Paßgänger zurück, den „Pacer", den zu benützen ungleich bequemer über lange Strecken und lange Zeiten ist. Das Pferd aber, das man dazu benützte, war klein und war doch nicht so recht geeignet, um auch die Habe mitzunehmen, die der Reisende benötigte, und es hatte auch nicht die Schnelligkeit, die man immerhin gerne an ihm gehabt hätte. Dem abzuhelfen, versuchte man zunächst die Zucht dieser Art Tiere durch einen Rennbetrieb zu fördern, also Bestpferde ihr Können

vererben zu lassen. Dann, als das englische Vollblut entstanden war, und als man zur Anlage dieser Zucht auch in Amerika schritt, holte man aus dem Mutterlande des Neupferdes sich Zuchtmaterial und darunter ein Dutzend Hengste. Die dem Vollblut innewohnende Schnelligkeit beabsichtigte man aber auch auf das als Pacer bekannte Landespferd zu übertragen, und da ist es als ein besonderes Glück zu nennen, daß — wie ja so oft auch in der Vollblutzucht — der Zufall mitspielte und man gerade auf Messenger, einen der 12 Hengste, mit verfiel. Dieser vererbte nicht nur sein Blut in hohem und bestem Maße, sondern neben der Schnelligkeit auch alle besten Eigenschaften, die ihm innewohnten.

Das ist so ziemlich der Ausgangspunkt der amerikanischen Traberzucht und damit des heute als „Vollblutraber" bekannten Pferdes, dessen Zucht ja auch in Deutschland in höchster Blüte steht.

Dies — wie gesagt — nur ein Streiflicht, denn dieses neue Pferd mit außergewöhnlichem Spezialkönnen gehört unbedingt als eine Rasse für sich angeführt. Näheres besprechen wir dann, wenn wir im Teil 10 auf das Traben selbst usw. kommen. —

Das Warm- oder Halbblut

Wenngleich und selbstverständlich die sämtlichen Vollblutrassen, also das Urblut orientalischer Rassen, wie gleichfalls die entstandenen Vollblutpferde unter den Begriff Warmblut fallen, und wenngleich die Bezeichnung Halbblut — wie schon anderweit erwähnt — nicht ganz zutreffend ist im Sinne der Prozentualität evtl.

in den Adern befindlichen Edelblutes, seien hier alle jene Rassen aufgezählt, die einer Kreuzung mit Vollblut ihre Verbesserung, ihren Hochstand usw. verdanken. Bei der Fülle der verschiedenartigsten Warmblutpferde ist es selbstverständlich, daß die Einzelrassen nur gestreift werden können, und aus ihnen gerade nur das Prägnante speziell herausgehoben werden kann, denn einen weiten Raum für sich beansprucht ja der Abschnitt, der deutsche Pferde auf deutscher Erde behandeln muß.

Der Übersichtlichkeit wegen seien länderweise die Pferde angeführt, vom Westen Europas beginnend, denn schließlich bildet ja England die klassischste Stätte der Pferdezucht.

Die Reit- und Jagdfreude des Engländers ist bekannt, und so war es natürlich, daß er sich ein Pferd züchtete, das besonders für diesen Zweck geeignet ist, also ein Jagdpferd, den Hunter. Diese eigentliche Pferdetype bildet eine hochwertige Kreuzung zwischen Landschlag und Vollblut, und zwar wurden zu ihr Vollbluthengste mit Clevelander- oder Yorkshirestuten benützt. Aus dieser glücklichen Lösung sowie in konsequenter Verfolgung des Hauptgedankens entstanden in dieser Rasse ein leichteres und ein schwereres Pferd; denn die Gewichte der Jagdreiter sind ja auch verschieden, und nicht selten hat solch ein Pferd 100 und mehr Kilo im Sattel zu tragen. In einem sind aber beide Arten gleich: im Sprungvermögen, das zudem förmlich von frühester Jugend ab ihnen anerzogen und nach dem 2. Lebensjahr systematisch angeschult wird. Wie weit das geht, dafür liegen mancherlei Beweise vor; so soll der be-

rühmte Hunter Benvolio wiederholt Sprünge von 10 m über Wassergräben usw. vollführt haben, während Sober Robin, gleichfalls ein berühmtes Jagdpferd, unter einem Gewicht von 120½ kg im Sattel eine Koppeltür mit 6 Querbalken zu überwinden imstande war. Das sind feststehende Tatsachen, die auch in Werken englischer wie deutscher Hippologen angeführt werden und damit das enorme Vermögen und die Sicherheit dieser Pferderasse erweisen sowie gleichzeitig Beweis für die richtige Züchtung dieses Zweckpferdes bilden. Das eigentliche Reitpferd bildete das Hackney, kurzweg „Hack" genannt, das allerdings jetzt etwas in den Hintergrund gedrängt ist, aber dennoch in seiner Art vollwertig gezüchtet wird. Eigentlich kann man von einer Zuchtrichtung in der Beziehung nicht sprechen, und ebenso darf man nicht etwa eine scharfe Trennungslinie zwischen Hunter und Hack ziehen wollen. Der Cob ist eine Art Übergang vom letztgenannten Pferde zu den Kleinpferdarten, er steht im Maße über diesen, im Durchschnitt aber an der untersten Grenze des vollwertigen Pferdemaßes.

Einen Übergang von den vorgenannten Pferden zum typischen Traber vor dem Wagen bildet zunächst der Roadster, der wie sein Name besagt, das Straßenpferd ist. Dieses Pferd eignet sich sehr für den Reitdienst, wenn es auch unter dem Sattel weitaus nicht so schnell wie die zuerst erwähnten Rassen ist, und es gibt ein sehr gutes Pferd mit sehr flotten Trabgängen für den leichten Zugdienst. Für schwereren Reitdienst sowie vor Kutschen und dgl. eignet sich das Clevelandpferd, also wieder ein Schritt weiter im Be-

griffe der Verwendbarkeit. Das höchste Tabervermögen unter den englischen Zuchtpferden besitzt der Norfolker, der in dieser Gangart sowohl zum Dienst unter dem Sattel als vor dem Wagen herangeholt wird.

Auf den Kontinent hinübergreifend, kommen wir zunächst auf den Anglonormanen zu sprechen.

In der Normandie wurden schon seit jeher gute Landschläge gezogen, so ein leichterer Schlag im Departement l'Orne und speziell in diesem in Merlerault, woher dieses Pferd auch seinen Namen hat. Seine Geschichte reicht weit zurück, und seine leichtere Gestaltung wird der Beigabe von orientalischem Blut zugeschrieben, das die Mauren mit sich brachten. Der andere normanische Schlag war ein schwererer und bildete die sogenannte Cotentin-Rasse, die ungleich massiger, am Kanal La Manche vorwiegend gezogen, ihre Arbeit auch im Ziehen der Schiffe usw. gerade durch ihre Maße besser verrichten konnte. Natürlich kreuzte man diese beiden Rassen auch untereinander; durch den Einfluß des englischen Vollblutes entstand indessen eine Neurasse, der Anglonormane, der die sämtlichen Vorzüge seiner Urrassen mit dem veredelten Blute besitzt.

Diese normanische Rasse gab auch den Urstamm für die französische Taberrasse ab, die sich noch viel länger als die Orlowrasse führend erhielt, in der Erkenntnis der letzten Jahre aber hinter den Amerikaner zu stellen ist. Ein weiteres hochwertiges Warmblutpferd gibt die Bretagne ab, und zwar kann man auch hier ganz deutlich drei Typen unterscheiden: das am Kanal gezogene schwere Zugpferd, dann das Übergangsstadium,

ein Mittelpferd, und schließlich das im gebirgigen Teil gezogene, das ein sehr gutes leichtes Reit- und Wagenpferd abgibt.

In Südfrankreich, und zwar hart an der spanischen Grenze, liegt Tarbes, eine alte Pferdezuchtstätte, der die nördlich davon liegende Tiefebene außerordentlich zustatten kommt. In diesem Teil Frankreichs wird ein eigener Traberschlag gezüchtet, der seinen Namen von der genannten Stadt führt, über dessen Entstehungsgeschichte aber die auseinandergehendsten Meinungen — und das mit Recht — bestehen. Schon die Lage charakterisiert ja deutlich, daß dort Pferde des Nordens und des Orients, beginnend vom englischen Edelblut über sonstige dänische, holländische, französische usw. Rassen, mit solchen der Pyrenäenhalbinsel und der mit den Mauren gekommenen Berber wie auch Araberpferden zusammentrafen. In den Kreuzungen, die sich da gar nicht verfolgen lassen, entstand aber immerhin ein gutes und in seinem Trabvermögen sogar vorzügliches Pferd, das Napoleon I. noch insofern verbesserte, als er in Tarbes 1806 das alte Gestüt erneuerte und diesem sehr wertvolles orientalisches Pferdematerial zuführte. Später kamen dann wieder die Engländer in Oberhand, und heute wiegt das englische Vollblut vor.

Die Grenze nach Spanien überschreitend, finden wir in diesem Lande zwei besonders ausgeprägte Rassen: den Andalusier und den Navarreser. Die erstgenannten Pferde zeigen als typische Merkmale: außer der gebogenen Berbernase, einen starken, runden Leib auf verhältnismäßig zu leichtem Untergebäude, was sich besonders in der Proportion der Sprunggelenke

ausdrückt. Die Navarreſer hingegen ſind kleiner, lebhafter und gleichfalls ſtark mit Berberblut durchſetzt. Vom Standpunkt, wie wir ein Pferd begutachten, entſprechen uns dieſe Raſſen weniger, ſind aber für die gebirgige Pyrenäenhalbinſel das bodenſtändig Gegebene. Aus den Edelzuchten ſind Blutbeigaben verſchiedener europäiſcher Raſſen geworden, ſo die der berühmten Lipizzaner (die heutzutage abweichend vom Urnamen mit zwei „p" als Lippizaner geſchrieben werden) ſowie die der ſeinerzeit ſo berühmten Zuchtſtätte der Kladruber Kutſchpferde.

Oſtwärts ziehend, gelangen wir nach Italien, und es iſt da merkwürdig, daß dieſes Land, das ja zu der Römer Zeiten Weltherrſchaft ausübte, das dann ſpäter die erſte Reitakademie der Welt begründete, das ferner gerade auf hippologiſchem und anatomiſchem Gebiet durch Fachleute, wie Balbi, Malpighi, Ruini uſw. wiederholt und beſonders hervortrat, und das ſchließlich eine große Anzahl künſtleriſch hervorragender Pferdeſtandbilder beſitzt, daß dieſes Land eigentlich gar keine eigene Pferdezucht, kein eigenes Pferd beſaß und, wenn man ſo will, auch bis heute nicht produziert hat. Wie wir aus der Geſchichte des Pferdes wiſſen, kamen Ägypter nach dort; edle Orientalen wurden direkt in dieſes ſeefahrende Land gebracht; in der Weltherrſchaft holte man ſich Pferde von überall her, aus all dem aber entſtanden keine ausgeſprochenen italieniſchen Raſſen in der Fortzucht, ſondern nur Pferdeſchläge in Italien. Schon Fugger konnte nach gründlichem Studium nur drei verſchiedene „Raſſenarten" feſtſtellen: ein Laufpferd ſchwerer großer Raſſe, das mit dem Sammelnamen

Corsieri belegt ist; ein von spanischen Arten abstammendes Pferd, das er mit dem Sammelnamen Genetten benennt und eigentlich als sehr gutes Roß bezeichnet. (Diese Kategorie wird von anderen Hippologen auch als Negrettis, d. h. die schwarzen, angegeben.) Die dritte Kategorie schließlich ist das vorwiegend in den Abruzzen und im Neapolitanischen gezogene Pferd, die Fugger als stark, aber im Gebrauch mittelmäßig schildert, während andere sie als treffliche Kriegsrosse hinstellen, denen man nur Zeit zur Entwicklung lassen muß, da es durchweg Spätpferde seien. Diese Neapolitaner besitzen vermöge ihrer ursprünglichen Hochzüchtung einen Ruf, dem aber die Hippologen nicht einstimmig beipflichten wollen, denn nur die seinerzeit aus der damals in Hochblüte stehenden Zucht nach anderen Ländern importierten Neapolitaner bilden noch das Urbild, nach dem heute das Renommee besteht.

Im heutigen Italien ist ein entschiedener Aufschwung in der Pferdezucht festzustellen. Sowohl die Vollblut- als auch die Traberzucht stehen durch importiertes vorzügliches Material in stetigem Aufschwung, und die Verbesserung der Landschläge aus diesen Quellen Bestblutes schreitet allenthalben vorwärts.

Wenn wir nun über die Pferde des Balkans zu sprechen kommen, so muß in erster Linie das bosnisch-herzegowinische erwähnt werden, da die ehemalige Donaumonarchie für die Hochzucht dieser Tiere sehr viel getan hat und es in dieser Regimezeit auch ein hochwertiges Gebirgsreit- und Tragtier war. Gerade der letzteren Eigenschaft wegen wollen wir aber hier nicht näher auf dieses eingehen, da es im Teil 10

eingehender besprochen werden muß. Und ebenso sind alle die Schläge usw., die für Tragzwecke in Betracht kommen, erst an der gleichen Stelle zu besprechen, sofern ihnen — wie z. B. auch der rumänischen Art — besonderer Wert in dieser Hinsicht zusteht.

Von einem nach unseren Begriffen guten Pferd konnte man in der Zucht Bulgariens sprechen, das mit den einwandernden Wolgaren aus der Wolga- und Kubangegend mitgebracht und durch Orientalenblut gut erhalten blieb. Ebenso war auch der guterhaltene Teil der rumänischen Zucht, in dem gleichfalls viel Orientalenblut steckt, beachtenswert, während das seinerzeit sehr bekannte Pferd der Walachei merklich zurückging. In den letzten Jahren hat die Pferdezucht in Rumänien einen Aufschwung genommen. Einesteils wurden in der Nachkriegszeit gelegentlich der Besetzung Ungarns gute Pferde zur Zucht mitgenommen, andernteils fielen ja Siebenbürgen und die Bukowina mit sehr bekannten Pferdeschlägen (Fogaras und Radautz) an Rumänien. Diese Pferdearten werden nun im Lande zur Züchtung verwendet, und ebenso ist auch Orientalenblut neuerdings zugeflossen, so daß daraus ein merklicher Aufschwung entstand, der sich in Zukunft gut auswirken kann. In Jugoslawien dürfte sich auch die Annektion südungarischer Striche bemerkbar machen, da mit den Pferden dieser an das ehemalige Serbien gefallenen Landesteile sehr gute Reit- und Wagenschläge gekommen sind. Vor dem Kriege besaß wohl Serbien derlei Rassen, doch kamen sie fast stets aus dem benachbarten Ungarn und für Heereszwecke, während im Lande selbst vorwiegend ein für Gebirgstragzwecke

geeignetes Pferd gezogen wurde. Über Griechenlands Zucht ist nicht viel zu sagen, nur eine Eigentümlichkeit hervorzuheben: es besitzt auf der Insel Skyros das so ziemlich kleinste Pferd der Welt, ein richtiges Zwergpferd.

Nordwärts des Balkans, in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, stand die Pferdezucht von alters her in hoher Blüte, und wenn auch durch die Zersplitterung ihr mancher Abbruch getan wurde, insbesondere dadurch, daß die verschiedenen Staatsgestüte den verschiedenen Nachfolgestaaten wurden und damit einzelne Blutquellen sich den anderen Einzelstaaten verschlossen, so hat die Zeit auch da heilend geholfen. In den heutigen Einzelländern der ehemaligen Monarchie sind die Zuchtrichtungen beibehalten und erneuert worden; einzig das neue Österreich ist in der Beziehung und besonders, was die Warmschläge anbelangt, noch nicht auf der Höhe, wie es vordem war, als ihm all die abgetrennten Quellen noch voll zur Verfügung standen. Sein Marchpferd, das in der Niederung dieses Flusses gezogen wird, besteht von alters her als eine Rasse, die sich zum schweren Reit- und zum Zugdienst vorzüglich eignet, da es Kraft, Geschwindigkeit und Ausdauer besitzt. 160 bis 170 Zentimeter hoch, ist es gut proportioniert, nur in der Hinterhand mitunter nicht so entwickelt, wie man das bei den sonstigen Formen gerne sehen möchte. Mit dem Ausbau des alten Gestüts Piber in der Steiermark, wohin auch einige Reste der Lippizanerzucht seinerzeit gerettet wurden, ist eine weitere und in Zukunft sicherlich wertvolle Zuchtstätte errichtet worden.

Da von den Lippizanern nunmehr die Rede war, sei die Geschichte dieser Pferde, die speziell das beste Pferd für die Hohe Schule stellen und daneben einen ebenso harten wie ausdauernden und schönen Schlag bedeuten, angeführt. 1580 wurde im unwirtlichen Karst an einer fruchtbaren Stelle nahe dem Dorfe Lipizza durch Erzherzog Karl, dem Sohn Ferdinand I., das Gestüt selbst angelegt. Die Urzucht des Pferdes, das dort entstehen sollte, bildete eine Kreuzung zwischen dem schweren spanischen, also andalusischen Pferde, mit Berbern und etwas arabischem Einschlag, die direkt importiert wurden. Unter diesen ersten Pferden befanden sich auch die ihrer Farbe nach so hochgeschätzten Hermeline der Isabellenfarbe, und zu diesem Erststamm wurden dann auch reinblütige Neapolitaner importiert, so die berühmte Plutolinie. Später gab man zur Auffrischung und zum Erhöhen der Gängigkeit reines Araberblut dieser Neurasse. Begünstigt durch die Gesamtverhältnisse: auf felsigem Untergrund eine vorzügliche und nährende Grasnarbe; ein Klima, das an sich schon Härte und Gesundheit im Pferde verlangte und die Produkte zudem den eisigen Borastürmen auch aussetzte; kurzum, durch alle Bedingnisse erwuchs in dem Karst eine hervorragende Pferderasse, die sich aus Schimmeln oder Rappen zusammensetzte. Die Urväter waren Conversano, Favory, Maestoso, Neapolitano und der genannte Pluto, zu denen später Inceato sowie reinblütige Nachkommen der arabischen Siglavyrasse hinzutraten. Nach Beendigung des Weltkrieges wurde der Urstamm gerettet, ein Teil kam nach Piber, der andere und Hauptteil nach Babolna in Ungarn.

Bevor wir auf Ungarn selbst zu sprechen kommen, sei in Verbindung mit den Lippizanern noch eine zweite klassische Zucht der ehemaligen Donaumonarchie erwähnt, und zwar die Kladruber.

Dieses in der Nähe von Pardubitz (Tschechei) gelegene Gestüt wurde 1562 zunächst mit spanischen und italienischen Pferden errichtet und später, 1826, auch auf englische Halbblutzucht erweitert, ja, es wurde auch noch eine reine Vollblutzucht errichtet, die sogar manchen Derbysieger stellte. Das Interessanteste dieses wertvollen Gestütes bildeten aber seine Prunkkutschpferde, die für den Bedarf des Wiener Hofes dort in wundervoller Reinheit gezogen wurden. Der Urvater dieser Zucht war der herrliche Rapphengst Pepoli, der — italienischen Ursprungs — aus dem seinerzeit berühmten Gestüt in Ferrara gekauft wurde. Er bildete den Typ des rammsnasigen berbischen Pferdes, das schwerer gemacht war, und hatte in seiner Nachfolgeschaft eine Merkwürdigkeit, indem bereits sein Sohn Imperatore, trotz Rapp-Kreuzung, als Schimmel geboren wurde und sich dann über dessen Sohn Generale überhaupt nur als Schimmel vererbte, obgleich er einer vorher reingezogenen Rappfamilie entstammte. In späterer Zeit brachte man dann nach Kladrub aus den erzbischöflichen Gestüten von Salzburg und Olmütz weitere Rapphengste gleicher Rasse, die aber ihrer Farbe in der Vererbung treu blieben, und ebenso kam dann der Rappe Napoleone aus der Gegend um Rom in das Gestüt und vererbte sich gleichfalls in seiner Farbe. Diese imposanten Pferde mit starken Rammsköpfen haben kurze Vorarm- und lange Schienbeine, wodurch sie einen zwar

nicht sehr raumgreifenden, aber enorm bestechenden und gerade für Prunkwagen außerordentlich geeigneten Gang durch hohes Heben der Knie aufweisen. Sie waren auch sonst sehr begehrt, wurden aber, da der Bedarf in Wien ein großer war, nur selten abgegeben.

Nun auf Ungarn kommend, hatte dieses Land schon seit jeher einen wenn auch nicht groß geratenen, so doch vorzüglichen, harten und ausdauernden Pferdeschlag. Natürlich doch, denn durch die Karpatenpässe und über seine Ebenen brausten ja die Reiterscharen der Völkerwanderung aus dem Osten, und über die Tataren und Avaren behielten schließlich die Magyaren das Land als ihr eigen. Dieser dort bodenständig gewordenen orientalisch-tatarischen Pferderasse tat auch die hundertjährige Türkenherrschaft keinen Abbruch: die Moslems brachten ja ein im Stamme blutverwandtes Pferd mit sich. Von Ungarns gutem Landschlag wußte man, und es ist daher mitunter recht komisch anmutend, wenn sogar ernst zu nehmende Hippologen bei Beschreibung dieses wie alle Orientalen an sich nicht großen Pferdes, es als eine Art Kleinpferd geringster Größe hinstellen und einer sich sogar so weit hinreißen läßt, zu behaupten, daß diese Pferde kleinsten Schlages im Lande als „Vorspann" bezeichnet werden (übrigens gar kein ungarisches Wort!), also in der sie benützenden Landbevölkerung diesen Rassennamen besäßen und nur die Größe von großen Doggen erreichen. Es wurde eben auch in früheren Zeiten manches geschrieben, das nicht auf Augenschein, sondern auf Weitererzählen und Gehörthaben beruhte! Den Wert der ungarischen Landrasse kennzeichnet wohl am besten, daß der große Pferdezucht-

förderer Kaiser Joseph II. gerade dieses Land vorwiegend als Zuchtstätte klassischer Fortvererbung erwählte und dort nicht nur Babolna, das Arabervollblutgestüt, sondern besonders Mezöhegyes 1785 entstehen ließ.

In dem letztgenannten Gestüt, das vorwiegend der Blutauffrischung und körperlichen Vervollkommnung der Landrassen dienen sollte, waren neben englischen Pferden auch ein berühmter Anglonormane, und zwar Nonius, aufgestellt, der aus der Normandie neben einer Anzahl in Frankreich erbeuteter Pferde dorthin gebracht wurde. Nonius vererbte sich mit dem ungarischen Landschlag vorzüglich, und man konnte bald von zwei Linien seiner Nachkommenschaft sprechen, einer schwereren und leichten, einer größeren und einer kleinen, von denen sich die kleinen Typen besonders hervorragend als Universalpferde bewährten. Ein zweites sich vorzüglich vererbendes Vaterpferd des Gestüts bildete Gidran, ein Originalaraber, der, aus Babolna herübergebracht, mit englischem Blut und dem bodenständig verbesserten gekreuzt, die berühmte Gidranlinie begründete. Als dritte bedeutende Linie ist noch die des Furioso zu nennen, die mit Northstar-Kreuzung ein famoses 160 bis 165 Zentimeter hohes Pferd vererbte, das vielleicht für manchen Hippologen nicht genügend Linienführung in seinen Konturen aufweist, aber durchaus proportional und einwandfrei gebaut ist.

Zu diesen beiden wurde 1853 noch das Vollblutgestüt Kisbér, südlich von Babolna, hart am Stuhlweißenburger Komitat, gegründet, das den eigentlichen Born der englischen Vollblutzucht dem Lande bildete. Zahl-

reiche weitere Land- und auch sehr große Privatgestüte gaben und geben dem ungarischen Pferd bestes Blut.

Eine Spezialrasse bildete das Siebenbürgerpferd mit sehr schönem orientalischem Typ, der sich nicht nur in dem feingezeichneten Kopf und ebensolchen Gliedmaßen, sondern auch in der Kraft der letzteren ausdrückte. Dieser Schlag ist ganz an Rumänien gefallen und bildet — ebenso wie die oberostungarischen ehemaligen Zuchtgegenden — eine Stütze der Neuzucht Rumäniens.

Die galizischen Gestüte und auch das Bukowiner Gestüt Radautz fielen Polen bzw. Rumänien zu. Der Radautzer selbst wurde seinerzeit eine Type für sich, der, den dortigen Boden- und Klimaverhältnissen angepaßt, die ungarischen Mezöhegyeser Linien vollwertig und den dortigen Bedürfnissen entsprechend vererbte. Neben diesen Pferden züchtete Radautz auch das berühmte Huzzulenpferd, auf das wir bei den Tragpferden zu sprechen kommen.

Im ehemaligen Galizien gab es einen kleinen, indessen außerordentlich harten und zähen Landschlag, wie er dort genannt wird: den Konjik, der aus dem Weltkriege allgemein als das „Panje-Pferd" bekannt ist. Für Verbesserung dieses Tieres wurde in der ehemaligen Donaumonarchie auch mancherlei unternommen, der Bauer hielt aber streng an dem ihm so zusagenden Kleintyp, dem also Blut nur durch Orientalabkömmlinge zugeführt werden konnte. An Privatzuchten besaß das ehemalige Galizien sehr viele und hochstehende.

Die Tschechoslowakei übernahm die ehemaligen Zuchten in Böhmen, Mähren, Nordungarn und zum

Teil — soweit vorhanden — in Schlesien. Zu diesen gehört auch die seinerzeit berühmte Moldauische Rasse, ein kleiner Schlag, der große Ausdauer, aber auch ebenso schwere Temperamentfehler besaß, ansonsten aber ein vorzügliches, leichtes Kavalleriepferd abgab. (Dieser Moldauer darf nicht mit dem walachischen verwechselt werden.)

Über die heutige russische Pferdezucht zu sprechen, könnte leicht dem Märchenerzählen gleichgestellt werden. Die Großzuchten sind ja, wie wir wissen, durch die Sowjets vernichtet worden, und über die gegenwärtige Zucht selbst hört man die widersprechendsten Angaben. Manche, die da jetzt drüben waren, erzählen von sehr guten Pferden, die man besonders beim Heer gesehen hatte, die aber Ostpreußen usw. gewesen sein dürften, denn nach dem Kriege importierten die Sowjets große Mengen aus dieser Zuchtgegend. Andere wieder erklären das Material für „hundsmiserabel" und auch für „halbverhungert". Nun, das Bauernpferd sah ja in Rußland abseits der großen Herrschaften nie besonders bestechend aus, hatte aber die tatarische Zähigkeit und Ausdauer und ebenso Genügsamkeit in seinem Urblute.

Nun zu den nordischen Staaten. Auf der skandinavischen Halbinsel besitzt Schweden entschieden das — wie man zu sagen pflegt — tüchtigere Pferd und hat in einem aufbauenden Import es so weit gebracht, daß es nunmehr seine eigene Versorgung zu schönem Teile bewältigen kann. In Norwegen wieder sind zwei eigentlich scharf getrennte Rassen als die ursprünglichen anzuführen, und zwar der Normand, das jetzige Fjordpferd, als eine kleinere, kräftige Gebirgsrasse, und

das Gudbrandsdaler Pferd, ein größeres, kräftiges, das auf den südwärts tiefergelegenen Talhängen unter ungleich günstigeren Ernährungsverhältnissen sich fortpflanzt. Selbstverständlich hat sich Norwegen gleichfalls nicht dem Import von Edelblut verschlossen und neben den sehr weit zurückreichenden Trab- und vorwiegend Eistrabrennen sind seit Jahren auch sonstige und Zuchtrennen eingeführt, was entschieden den Pferdesport und damit die Zucht belebt.

Von Finnland ist vorwiegend dessen Traber zu erwähnen, ein Pferd, das eigentlich ganz merkwürdige Blutmischungen aufweist. Im Grunde dem norwegischen Pferde ähnlich, wurde es mit russischem Blute, später mit englischem, und zwar besonders der Hackneyzuchtrichtung durchsetzt; es besitzt auch orientalisches Blut sowohl über Rußland als über Ostpreußen usw. und ist ein hartes, ausdauerndes und besonders im Trabe sehr gut verwendbares Pferd.

Die Geschichte des dänischen Pferdes ist eine weit zurückreichende, denn das Land gab ja dem Pferde einen vorzüglichen Nährboden, so daß es dort schon in ältesten Zeiten gehalten wurde. Gerade Dänemark ist es, aus dessen Geschichte wir wissen, daß es noch lange, bis in die Christenzeit hinein, mehr oder weniger verborgen Pferdeopfer darbrachte, und wenn dies auch nicht so ganz mehr aus dem heidnischen Brauch bestand, so geschah es aus einem schwer ausrottbaren Aberglauben, dem man nur dadurch begegnen konnte, daß kirchlicherseits der Genuß von Pferdefleisch — von den Opfertieren mußte gegessen werden — untersagt wurde. Die Vereinheitlichung der Zucht erfolgte erst nach der Ein-

führung der Reformation unter Christian III., der 1562 auch das berühmte Gestüt in Fredericksborg, der weißgeborenen Atlasschimmel, gründete. Leider wurden in Dänemark mit oft ganz hervorragendem Material, das sich zudem bestens weitervererbt hat, allerlei sinnwidrige Kreuzungsversuche gemacht, so daß eigentlich zahlreiche beste und fast schon bodenständige Rassen durch derlei Experimente zugrunde gerichtet wurden. Erst mit Ende des vorigen Jahrhunderts kam es mehr zu einer Vereinheitlichung, gleichfalls aber auch zu der Einführung der Kaltblutzucht, die sich vorzüglich bewährte und gewissermaßen im jütländischen Pferd gipfelt. Erwähnenswert: die Harttraber sowie das Island-Pony.

Wenn man vom Pferd der Niederlande sprechen will, darf nicht übersehen werden, daß dieses an Weiden gesegnete und für Viehzucht geeignete Land eigentlich zur Pferdezucht selbst recht wenig Eignung besitzt. Seine Spezialität bildeten die seinerzeit als Hartdraver bekannten Pferde, die aber, trotz der Verdeutschung Schnelltraber, nicht die Schnelligkeit über räumliche Entfernungen entwickelten, sondern eine enorme Schnelligkeit in der Fußfolge ohne besonderen räumlichen Tritt besaßen und dieses Vermögen, mit orientalischem Blut gekreuzt, famos und schon in raumgreifenderer Form vererbten — so z. B. in der Orlowrasse usw. —, aber zugleich auch die etwas schaufelnde Bewegung infolge der schweren und für den weichen Boden gestellten Hufe. Beim holländischen Pferd weisen viele Hippologen auf eine Art konstante Vererbung der Rappfarbe hin. Nun, das ist ja Bestätigung für die Theorien, die wir bei den Haarfarben des Pferdes auf-

stellten, daß des Bodens Nahrung sehr mitbestimmend für die Farbe des Haares ist. Als Beweis dafür könnte man ja darauf hinweisen, daß auch das holländische Rind doch vorwiegend ein schwarz-weißes ist, also auch dessen Haar gewisse Nährsubstanzen der Bodenfrucht für die Schwarzfärbung verwendet.

Das belgische Pferd wird bis auf das 3. Jahrhundert n. Chr. zurückgeführt und bereits aus jenen Zeiten als ein schwereres, nordisches geschildert. Dieses Pferd — mit Ausnahme des Ardenner leichteren Typs — wurde zudem auch immer schwerer gezogen, da bei der dichten Bevölkerungszahl ein schweres Zugpferd sowohl in Eigenverwendung, als besonders mit den entstandenen Industrien immer notwendiger wurde. Damit wären wir beinahe an seiner Geschichte als ein typischer Schwer-, d. h. Kaltblutschlag, angelangt, doch ist es interessant, einen Blick auch noch zurück zu tun in jene Zeit, als die Niederlande und damit Belgien zur österreichischen Kaiserkrone gehörten. Bekanntlich hatten ja die Spanier orientalische Pferde nach dort gebracht; diese aber, so wie gleichfalls aus den Kreuzzügen mitgebrachte Edeltiere, gaben wohl Blut da und dort hin, änderten aber wenig an der Form, und es fehlte schon immer an einem leichtbeweglichen Kriegspferd. Diesem Übelstande sollte in der Regierungszeit Maria Theresias abgeholfen werden, und 1770 wurde ein Gestüt in Alost angelegt, das 60 Hengste Holsteiner, normannischer, arabischer und Berber-Abkunft enthielt. Die Versuche scheiterten aber vollkommen, die Nachkommenschaft der Kreuzungen degenerierten, und der Versuch mußte bereits unter ihrem Sohn, Joseph II., wieder aufgegeben

werden. Mit der Abtrennung Belgiens von den Niederlanden entstand 1840 eine neue Ära, die aber bald die Nützlichkeit eines schweren Pferdes für dieses Land erkannte, so daß wir heute Belgien als das Erzeugungsland des im Kaltblut so ziemlich besten Pferdes betrachten müssen.

Deutsche Erde – Deutsche Pferde

Wer dereinst die Geschichte des deutschen Pferdes wird schreiben wollen, muß zum europäischen Tarpan zurückgreifen, der in großen Herden als jagdbares Getier gerade auf deutschem Boden lebte. Und vom Pferdwerden weiter wird er zu den Uranfängen des Blutimportes vom Auslande sprechen müssen und wird manche große Irrung nicht verschweigen dürfen. Im großen und selbst über die Ritterszeit hinweg wird aber aus all dem doch nur und immer wieder die klare Erkenntnis treten: daß der Mensch wohl mit Erwägungen in die Speichen des naturgewollten Rollens greifen kann, nie aber ein brauchbares Tier nur seinen Gedanken nach zu formen imstande ist; denn dies hat die Allgewalt dem Boden überlassen, der dem Lebewesen Lebensbedingnisse gibt und daher auch vorschreibt.

Wenn man in den zahlreichen alten Werken und auch denen unserer späteren großen Hippologen blättert, tritt das markant hervor. Von alters her hatte Deutschland seine jeweils bodenständigen Pferderassen, und wenn der Mensch an diese herantrat und aus ihnen das Pferd anderer Gegenden schaffen wollte, dann vernichtete er damit zumeist Bestehendes. Wiederholt tritt uns das

aus der Geschichte der Einzelzuchten entgegen: in Hochblüte Befindliches wurde durch das Bessermachenwollen im Sinne eines Umformens, und nicht im Sinne blutlicher Verbesserung, vernichtet oder doch zumindest so ruiniert, daß es längster Spannen Zeit nach dieser Erkenntnis bedurfte, um durch Zweckmäßigkeit die Grundform des betreffenden Schlages zurückzugewinnen.

Darüber ließe sich ja so viel sagen und sprechen, und darüber wurde auch schon viel geschrieben; hier, im Rahmen dessen, was gemeinverständliche und kurzgefaßte Pferdelehre sein soll, würde das zu weitab führen, und so müssen wir uns — was ja auch die Hauptsache ist — auf das gegenwärtige Tatsächliche stützen und von den Rassen sprechen, die gegenwärtig Deutschlands hochstehende Pferdezucht kennzeichnen.

Die Ostpreußen.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten von dem Pferdeschlag dieses nordöstlichen Teils deutscher Erde gehen bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts zurück, als die in das Land gekommenen Ordensritter ein kleines, hochbrauchbares Pferd mit stark orientalischem Typ vorfanden. Für ihre Zwecke war es nicht geeignet, sie brauchten schwere Rosse, die den gepanzerten Mann wohl zu tragen vermochten, und sie legten sich daher eigene Stutereien für ein solches an, ließen aber den Landschlag nicht unbeachtet. Wohl geschahen auch Kreuzungsversuche, ob diese aber zugunsten des Urtyps ausfielen, mag dahingestellt bleiben.

Wieder später, zu Beginn des 16. Jahrhunderts und zur Zeit des Markgrafen Albrecht von Brandenburg,

tritt das — gewissermaßen — Ur-Ostpreußenpferd markant in die Geschichte. Dieser Fürst erkannte den Niedergang des europäischen Pferdes und befahl, den Pferdebestand zu besichtigen. Aus den Ergebnissen derselben wird das Ostpreußenpferd als ein gesunder, kräftiger und sehr brauchbarer Schlag geschildert. Von da an wurde dem ostpreußischen Pferd größere Aufmerksamkeit, und als es zur Gründung des ersten deutschen Gestüts kam, wurde Trakehnen dafür ausersehen und 1732 dafür eingerichtet. Nach Trakehnen brachte man englisches Hochblut, und zwar durch keinen Geringeren als Young Whalebone, den Sohn der größten englischen Blutlinie, und man brachte vor allem stammverwandtes Araberblut. Durch diese zweckmäßigen Blutbeigaben entstand schon nach nicht mal 50 Jahren, 1779, die Möglichkeit, Landbeschäler aufzustellen. Das Verständnis der pferdegewohnten Landbevölkerung förderte diesen Gedanken, und der Erfolg liegt in der gegenwärtigen Hochrasse.

Ein mit soviel Liebe und Verständnis gezogenes Pferd mußte sich durchsetzen und wurde nicht nur ein Segen der Scholle, auf der es lebt, sondern auch ein begehrtes Objekt dem Auslande. Wieder hieße es, sich zu weit in die Einzelheiten zu vertiefen, wollte man die ganze Art der Aufzuchten und gar jene der Stammlinien beschreiben; immerhin ist es von Bedeutung, zu wissen, welch schwerer Prüfung allein die staatliche Hengstprüfungsanstalt Zwion den Nachwuchs unterzieht, bevor er als Vatertier Verwendung findet. Zunächst erstrecken sich diese Prüfungen auf solche in den drei Gangarten unter dem Sattel, vor dem Wagen und im

schweren Zug, und wenn die Tiere Leistung erbracht haben, dann erst werden sie noch — wie man zu sagen pflegt — auf Herz und Nieren in Dauerritten, Jagden usw. erprobt, bevor sie als Beschäler eingestellt werden. Solcher Art und durch wetterharte und genügsame Aufzucht ist eben der Ostpreuße entstanden, das vielseitig verwendbare Pferd.

Um dafür nur einige Beispiele anzuführen, sei auf die vielfachen Sieger im schwersten Hindernisrennen des Kontinents, in Pardubitz, hingewiesen. Namen wie Kampfgesell, Hochmeisterin, Posidonius und Kakadu bleiben aus den Springbewerben der Turniere unvergessen; ein Olympiasieger Nurmi, der die große Military gegen die Besten aller Nationen erringen konnte, ist unvergänglich; Olympiasieger mit Goldmedaillen in den Dressurprüfungen stellte Ostpreußen 1924 mit dem Trakehner Piccolomini und 1936 mit Kronos; als Polopferd erwies der Ostpreuße kleinen Schlages sich hervorragend auch im Auslande, so z. B. Tropenhelm; und seine hochwertige Zähigkeit erwies der Ostpreuße in dem unvergeßlichen kleinen Beispiel, als 1929 ein ostpreußischer Droschkenkutscher mit seiner über 40 Jahre alten Stute Alterchen eine Distanzfahrt nach Berlin antrat und nach Durchschnittsleistungen von 25 bis 36 Kilometer pro Tag die rund 700 Kilometer wohlbehalten zurücklegte.

Dazu mehr zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen!

Hannover

ist die zweite markante Pferdezuchtgegend Deutschlands, wenngleich sie sich in ihrem ursprünglichen Material auf

das ältere, das Holsteiner, stützte. Eigentlich kann man von einem hannoverschen Pferde im engeren Sinne erst seit Begründung des Gestüts Celle, 27. Juli 1735, sprechen, wenngleich nach Vereinigung der drei Welfenlinien zum Hause Hannover, also mit 1665, bereits eine hannöversche Kavallerie den Namen dieser großen und pferdeliebenden Zuchtgegenden weit über Deutschlands Grenzen trugen.

Celle und mit ihm der Kern hannoverscher Pferdezucht hatten schwere Schicksalsschläge durchzumachen. Ein vorzügliches Material war in dem Gestüt herangezogen worden und befruchtete den Landschlag in hervorragender Weise, als die napoleonischen Kriege ausbrachen. Es war ganz selbstverständlich, daß nach solchem Material sich die Hand des Eroberers ausstrecken würde, um seinen großen Bedarf an Bestpferden zu decken; und um dem Schicksal zu entgehen, wurde 1803 der Gesamtbestand des Gestüts, der sich damals auf 96 beste Hengste und ebenso wertvolles wie zahlreiches Stutenmaterial erhöht hatte, bei Nacht und Nebel auf Mecklenburger Gebiet gerettet. Elf volle Jahre mußte er dort bleiben und mußte sich vor allem selbst erhalten, was nur durch Abgabe und Verkauf von bestem Material möglich war. Kaum der dritte Teil dessen kehrte zurück, was einst in Celle gestanden hatte. Mit 1821 kann man eigentlich die Wiedergeburt, also die dritte Epoche des Gestüts bezeichnen; die durch wertvolle Ankäufe bereicherte und mit großem Sachverständnis betriebene Fortzucht wurde der eigentliche Grundstock für die heute so weltbekannte hannoversche Pferdezucht, die u. a. den

Olympiasieger in der Dressur 1928, Draufgänger, hervorbrachte.

Wenn man von den Zuchtlinien da sprechen will, so sind drei Neustammväter zu nennen, deren Linien auch nach ihnen benannt sind. Die verbreitetste ist die des Norfolk, der aus einer Kreuzung zwischen englischem Vollblut und einer Mecklenburger Stute in Young Seymour seinen Vater erhielt und in einer abermals Mecklenburger Stute seine Mutter hatte, also ein wuchtiger Warmschlag wurde. Jellachich ist der Stammvater der zweitverbreitetsten Linie, die besonders hervorragende Stuten hervorbrachte, und Zerneborg schließlich, pommerscher Zucht entstammend, muß als der Stammvater der dritten Linie bezeichnet werden.

Unendlich groß ist auch hier die Liste der Sieger in größten Bewerben, und der Hannoveraner verkörpert für Deutschland gewissermaßen die Zuchtrichtung, die wir in den Rassen als zum schweren Reitdienst und für Zug geeignet skizzierten. Und ebenso ließen sich zahlreiche Beispiele für die hochwertige Vielseitigkeit der Zucht anführen; aus ihnen sei nur ein kleines herausgezogen: der Sieger des „Großen Preises von Paris" im Turnier 1937, Fridolin, der gegen die Elite europäischer Springpferde den Erfolg errang und — vor einigen Jahren erst aus einem Milchwagengespann herausgekauft — seiner Bestimmung als Springpferd zugeführt wurde.

Zur Welfenzeit wurden im Hofgestüt Herrenhausen auch weißgeborene Schimmel sowie Isabellen gezüchtet. Diese Rassen bestehen dort nicht mehr.

Der Holsteiner.

In der Geschichte des norddeutschen Pferdes tritt uns als markantestes das aus Holstein entgegen, von dem alte Chroniken bereits aus dem 14. Jahrhundert bestens berichten. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatte das Kloster zu Uttersen bereits eine hervorragende Stuterey angelegt, von der es heißt: „Allwo die streitbare Kirche zu Zwecken der Bodenbearbeitung wie der für Kriegsnöte ein gut Pferd züchtete". 1719 erscheint aus den Aufzeichnungen sodann eine Art planmäßiger Hengst- und Stutenauswahl, die man als Körungen bezeichnen kann, und die ihr Kernzuchtgebiet in den Elbmarschen und bis zur Grenze von Schleswig hatte.

Das äußerst figurante Pferd, das zudem sehr schöne freie Gänge aufweist, war ursprünglich und durch lange Jahre eigentlich dem Zuchtziele eines hervorragenden Wagenpferdes angepaßt und wurde als solches sowohl in den Marställen der Könige von Schweden als auch des italienischen Regentenhauses sehr viel verwendet. Und auch heute ist der Holsteiner ein edles, kräftiges Pferd mit starken Knochen, hohen, räumigen Gängen, also ein Pferd, das als kräftiges Reit- und Wagenpferd begehrt ist. Neben dieser Urtype ist auch ein etwas leichterer Schlag gezüchtet, und diese Zuchtrichtung hat gewissermaßen schon im Anfang ihre großen Erfolge aufzuweisen gehabt, deren Gipfel wohl in dem Olympiasieg von Tora gekennzeichnet werden kann.

Der Oldenburger.

Wenn für Dänemark bei Erwähnung der Geschichte seines Pferdes gesagt wurde, daß dort seit weit zurück-

reichendsten Zeiten eine Pferdezucht betrieben wurde, so muß das gleiche auf Friesland angewendet werden; auch dort, dicht an dem andern Land und unter gleichen Verhältnissen, war das Pferd von alters her heimisch. Man erkannte wohl seinen großen Wert und Nutzen, und bereits im 15. Jahrhundert gab es hochwertigste Vertreter, denen zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch edles andalusisches, neapolitanisches und später englisches Blut zugeführt wurde. Schon stets legte man dort Wert auf ein starkes, großes und für die Landwirtschaft besonders geeignetes Pferd, das genügend Gängigkeit in vielseitigem Verwendungsvermögen aufweist. Und so entstand also schon frühzeitig, ja bis zur Wende des 15. zum 16. Jahrhundert zurückreichend, ein Zuchtziel, das im 17. Jahrhundert bereits festgestaltete Körungen aufweist und das ein Pferd hervorbrachte, das warmblütig geblieben, schwere Zugleistungen zu vollbringen imstande ist und dabei als figurantes Tier sich auch vor dem eleganteren Gespann prächtig ausnimmt.

Die Type des Oldenburgers ist bekannt, und seine allgemeine Wertschätzung wird wohl am besten dadurch ausgedrückt, daß man es im Auslande sehr hochschätzt und begehrt, ja daß es zur Herrichtung von Staatszuchten sogar bis nach Südamerika ausgeführt wurde und sich dort allerbestens bewährt.

Diese vier markanten Typen norddeutscher Pferdezucht beeinflussen selbstverständlich sehr stark jene Teile Deutschlands, die nahe an den jeweiligen Provinzgrenzen lagen. So ist Danzig ein Zuchtgebiet des ostpreußischen Pferdes; Braunschweig, Westfalen und Lippe solche des Hannoveraners;

Heſſen, Heſſen-Naſſau, Baden, Sachſen, Schleſien und Thüringen wieder haben in ihren Warmblutlinien die des Oldenburgers.

Eine Sonderſtellung in dieſem Rahmen nimmt eigentlich Oſtfriesland ein, denn politiſch gehört es ja zur Provinz Hannover; in ſeiner Zuchtrichtung aber bringt es — wie wir das kurz geſtreift haben — ein dem Oldenburger ähnliches Pferd hervor, ein Pferd, das, nach den gleichen Prinzipien gezogen, aber etwas ſchwer ausfällt, da die ſatten Marſchen ſelbſtverſtändlicherweiſe nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung des Pferdes bleiben.

Der Brandenburger.

Es müſſen da — Chroniſten und Hippologen nach zu urteilen — recht bunte Raſſen in der Mark herumgelaufen ſein, bevor dringende Notwendigkeit eine Vereinheitlichung gebot. Urſprünglich hatte die Ritterſchaft die Verpflichtung der Roſſegeſtellung, und überdies hielt der kurfürſtliche Marſtall für ſich Pferde. Es war da nun ganz ſelbſtverſtändlich, daß das Rittertum ſchwere Pferde verlangte und dieſe wieder nach dem Geſchmack der einzelnen gezogen wurden und dabei viel auf Figur und hohen Tritt und weniger auf Güte gegeben wurde. Als dann in Küſtrin eine kurfürſtliche Stuterei entſtand und für dieſe Oſtpreußenpferde gebracht wurden, wurde das Kunterbunt nicht geringer. Mit dem Soldatenkönig, der für ſeine Armee Pferde brauchte, änderte ſich dies; denn im Lande war wenig und nur ſchweres Material zu finden, und die Roſſegeſtellung der Ritterſchaft war ja abgelöſt worden. Dieſem Übelſtand abzuhelfen,

wurde 1788 das spätere Friedrich-Wilhelm-Gestüt in Neustadt a. D. errichtet, also an jener Stelle, wo vordem nur Maultierzucht betrieben wurde. Mit diesem Gestüt und besonders mit recht glücklichen Käufen begann dann ein Aufschwung, der aber durch manche ungesunde Gesetzgebung — die Pferde der Privatzüchter durften niemand anderem als nur dem Staat abgegeben werden — geknebelt war und sich erst nach Aufhebung dieser Bestimmung mit der Verallgemeinerung des Zuchtgedankens günstig auswirkte. Heute kann man den Brandenburger warmen Schlages als ein sehr gutes, konsolidiertes Pferd ansprechen, das in dem überhaupt die deutsche Zucht belebenden Gedanken gezogen ist.

Der Mecklenburger.

Auch dieses Land hatte ursprünglich ein kleines, wildes Pferd, von dem man aus Chroniken, die auf 1329 zurückreichen, weiß, daß es bereits nahe dem Dorfe Dierhagen auch in freien Stutereien gezogen wurde. Die Ritterschaft verlangte größere Pferde, und auch die Nachzeit konnte sich nicht mit dem vorhandenen Material begnügen, und so wurden neue Stutereien Ende des 16. Jahrhunderts angelegt, in die orientalisches, ungarisches, spanisches und verschiedenartigstes deutsches Pferdeblut vereinigt wurde. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete so ziemlich wieder das Aufgebaute. Im Neuaufbau kamen danach vorwiegend Oldenburger und Friesen ins Gestüt, denen neapolitanische, türkische, dänische und Berberhengste sowie auch kräftige hochblütige Engländer beigemengt wurden. Aus diesen konstanten und sorgfältig vorgenommenen

Kreuzungen entstand dann jener Typ des Mecklenburgers, den Hippologen als das Ideal eines Champagnepferdes bezeichneten, und der sehr viel Fundament, Bau und Exterieur besaß, und dazu sehr schönes Bewegungsvermögen. Das alles wurde durch sinnlose Kreuzungen usw. vernichtet, und erst seit einigen Jahren ist man im mecklenburgisch-schwerinschen Gestüt Redefin, gegründet 1795, im Verein mit dem Züchterverband in hervorragender Weise bestrebt, dem alten, einst so wohlbewährten Zuchtziel wieder zuzusteuern. Man lehnt sich dabei an die bewährten bodenständigen Rassen und die mit ihnen engverwandten, ja zum großen Teil aus früheren Mecklenburgern stammenden Blutlinien an.

Württemberg

besitzt das älteste Staatsgestüt Deutschlands, das bereits 1573 gegründete in Marbach a. d. L. Und das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, denn wir wissen ja, daß dieses Land von alters her Pferdekult trieb und seine Hauptstadt ihren Namen ja dem „Stutengarten" verdankt, der dort angelegt war.

Marbach selbst verdankt seinen Ursprung der Anregung des Herzogs Ulrich und soll bereits in den ersten Jahren so gute Pferde hervorgebracht haben, daß einige derselben, die 1604 dem Engländerkönig Jakob I., dem großen Pferdefreund, geschenkt wurden, in London Aufsehen erregten. Im Dreißigjährigen Kriege litt das Gestüt schwer, später aber, mit vorwiegend in Thüringen gekauften Pferden, konnte es bereits wieder emporblühen und zu Ende des 17. Jahrhunderts sogar Landbeschäler aufstellen. Der Anfang des 18. Jahrhunderts

brachte Württemberg auch ein Vollblutgestüt, und zwar in Solitude, ferner wurden zahlreiche ungarische Edelstuten orientalischen Blutes und Neapolitanerhengste eingeführt. Eine dritte Zuchtrichtung wurde später noch durch die Anlage des Reinarabergestütes eingeschlagen, und man muß schon den Regenten dieses Landes zubilligen, daß sie sehr viel für die Pferdezucht taten, aber — für ihre Privatgestüte und nur teilweise für das Land, das auch wiederholt und schwer durch die darüberbrausenden Kriege litt.

In den letzten Jahren und besonders, seitdem eine einheitliche Zuchtrichtung eingeschlagen ist, nimmt das württembergische Pferd einen Aufschwung, der noch dadurch unterstützt wird, daß nach dem ostpreußischen System die in Aussicht genommenen Zuchtpferde schon dreijährig einer schweren Leistungsprüfung unterworfen und nur beim Bestehen derselben zur Zucht verwendet werden. Der Landschlag selbst ist auf ein kräftiges, vorwiegend für den Zugdienst, aber auch für den Reitdienst geeignetes Pferd hingezielt. In Marbach, wo sich auch die Reste der ehemaligen Araberzucht befinden, wird auch zur Hebung dieses Blutes jetzt viel unternommen.

Der Rottaler.

Es ist dies eine der ältesten Zuchten Deutschlands, deren Ursprung sogar auf die Pferde zurückgeführt wird, die den asiatischen Reiterscharen 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde abgenommen wurden. Sichere Anhaltspunkte, daß es ein gutes Rottaler Pferd schon zur Zeit der Kreuzzüge gab, haben wir indessen

aus alten Chroniken, und ebenso entnehmen wir ja diesen die Tatsache, daß in Bayern die Bauernrennen schon über 500 Jahre alt sind und in diesen das Rottaler Pferd eine große Rolle spielt. Viel litt auch diese Zucht durch mancherlei Kriegsnöte, so den Dreißigjährigen Krieg und die Erbfolgekriege, aber ein gesunder Stamm ließ den mit großer Liebe von der Bevölkerung gezogenen Rottaler immer wieder und rasch seine Urform finden. Seit 1840 staatliche Beschäler im Rottal aufgestellt und 1860 das Landgestüt in Landshut errichtet wurde, nahm die Zucht bedeutenden Aufschwung. Neben eigenen Hengsten wurden englische Halbblüter, aber auch Hannoveraner und Oldenburger herangezogen, und heute — unterstützt auch durch die Achselschwanger Zucht — stellt das Rottaler Pferd einen sehr kräftigen und dabei leichtbeweglichen Typ dar. Auch in dieser Zucht ist die Leistungsprobe des künftigen Zuchtmaterials mit zur Bedingung gestellt, was ihr natürlich sehr zuträglich wird.

Bekannt sind ja die großen traditionellen Veranstaltungen der bayerischen Landbevölkerung im Sinne der Leonardi-, Pfingst-, Oster- und St. Georgs-Ritte, und diese fördern auch nicht wenig die Pferdezucht, denn des Bauern Stolz in wirklichen Zuchtgebieten ist und bleibt ja begreiflicherweise: bei solchen Gelegenheiten nicht nur äußerlich schönstes, sondern auch seinen Leistungen nach anerkanntes Material zu besitzen.

Zur bayerischen Pfalz gehört Zweibrücken, wo schon seit urdenklichen Zeiten ein ganz hervorragendes Pferd gezüchtet wurde, das ungeachtet, daß gerade der

Teil wiederholt von Kriegen schwerstens heimgesucht war, immer wieder sich erholte. Dies ist auch dem Umstande zuzuschreiben, daß Zweibrücken vermöge seiner Lage häufig und leicht zu Orientalenblut gelangt war, und interessant zu erwähnen ist, daß speziell Napoleon I. dieses Gestüt besonders bevorzugte und sein berühmter „Schimmel von Marengo", der Araber Fajoum, aus diesem Gestüt entstammte.

Der Born, aus dem alle Zuchten Deutschlands Edelblut zur Verbesserung der Einzelrassen und -schläge in der Warmblutzucht nehmen, ist die deutsche Vollblutzucht. Außer auf eine beträchtliche Zahl hervorragender Privatgestüte stützt sich dieser Born auf die staatliche Einrichtung des Hauptgestütes Graditz. Das Gestüt selbst wurde 1686 gegründet und allmählich durch Einbeziehung der Vorwerke usw. bis 1722 ausgestaltet. Die vielfachen Wandlungen in Kriegsnöten usw. und schließlich auch die zeitweise Verlegung nach Altefeld seien hier übergangen und es seien nur die Hauptzuchtrichtungen erwähnt. Graditz dient in erster Linie der deutschen Vollblutzucht und hat dieser Aufgabe durch zahlreiche hervorragende Produkte sowie fallweisen Import von frischem Blut aus England entsprochen. Neben dieser Hauptaufgabe bildet Graditz seit einigen Jahren auch die Zuchtstätte für ein Tradervollblut, d. h. reinrassige amerikanische Traber, und hat auch in dieser Beziehung schon Gutes geleistet. Schließlich — was wenig bekannt ist — werden in Graditz auch Maultiere gezüchtet, die sich in der deutschen Volkswirtschaft gleichfalls bestens bewährt haben.

Wir kommen nunmehr auf die

Kaltblutpferde

zu sprechen. Wie wir schon erwähnt haben, sind das nicht etwa Pferdearten wechselwarmen, sogen. pholikotermen Blutes, sondern Pferde wie die anderer Arten, aber charakteristisch durch ihre Körpermaße und die infolge dieser und ihrer Kraft ruhigen, kalten Blutes getane Arbeitsleistung.

Wenn wir beim deutschen Pferde zunächst bleiben wollen, muß man unwillkürlich zur Römerzeit zurückgreifen, als diese Eroberer im Norikum ein schweres Pferd vorfanden, das von der Gestaltung ihrer Rasse abwich. Dieses norische, nordische Pferd führt oft zu dem Trugschluß, als ob es die Stammlinie des Kaltblutes wäre, und ebenso auch zu dem, daß blutlicher Temperaturunterschied in diesem nordischen, also in kaltem Klima aufgewachsenen Pferde vorhanden sei. In Wirklichkeit sind die typischsten Vertreter dieses norischen Pferdes die sogenannten Pinzgauer, die in den österreichischen Alpenländern gezogen werden, sowie zum Teil der Murinsulaner, dessen Zuchtgebiet vorwiegend im Drauwinkel liegt. Das schwere deutsche Pferd bildete stets das der Marschen.

Die Bedürfnisse der Menschheit, ein Pferd zu besitzen, das vorwiegend zum Fortbringen schwerer Lasten geeignet ist, ließ dort, wo dieser Wunsch besonders rege war, also z. B. an Ufern schiffbarer Gewässer zum rascheren Vorwärtsziehen der Schiffe stromauf, ein Pferd entstehen, das diese Arbeitsverrichtung bestens vollbrachte. In diesem Sinne ist auch der Haupttyp

des schweren Pferdes, der englische Karrengaul, auch Schiffspferd genannt, entstanden. Später, mit dem Aufblühen der Industrien, war Lastenzug Bedingung geworden, und wir finden daher gerade in den dichtbesiedelten Landstrichen, deren Bevölkerung in der Industrie ihr Brot findet, auch ein ganz schweres, für diese Arbeitszwecke geeignetes Pferd. Die Type dafür bildet ja der schwere Belgier. Auch in Deutschland trat selbstverständlich diese Notwendigkeit an die menschliche Existenz, zuerst da und dort bedingt, und schließlich wieder in den Industriezentren als eine Art kategorischer Imperativ. Die Folge desselben war das Bestreben, dieses bodenständige, arbeitsame und arbeitverrichtende Pferd zu verbessern, zu größerer Kraftaufwendung und daraus entstehender größerer Arbeitsverrichtung emporzuzüchten. Aus diesem Gedanken wieder entstand die selbstverständliche Erwägung: der bodenständigen Rasse hochentwickeltes Blut aus Gegenden zuzuführen, die unter gleichen oder ähnlichen Bedingnissen von Klima, Boden usw. ein solches schweres Pferd bereits hervorgebracht hatten. Und das war speziell für unser größtes Kaltblut-Zuchtgebiet, das Rheinland, in dem Belgier gegeben. Durch sinngemäße und richtige Kreuzungen entstand so zu Beginn der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts diese deutsche rheinländische Schwerrasse, ein Pferd, das in seiner Art, und wenn man den Begriff Vollblut richtig definiert, als Reinblut und als Reinblutzucht erklärt, gewissermaßen das Vollblut einer schweren Rasse kalten Schlages für sich bildet.

Und so wie dort ergab sich in verschiedenen Provinzen die gleiche Notwendigkeit einer Rassen-Blutverbesse-

rung, und in konsequenter Durchführung dieses Zweckmäßigkeitsgedankens und unter Beibehaltung der durch den Boden usw. geformten Merkmale entstanden in den verschiedenen deutschen Landesteilen so schwere, edle Kaltblutzuchten, die dem Lande in ihrer Art von höchstem Nutzen sind und für den Hochstand deutscher Pferdezucht auch auf diesem Gebiete beredt sprechen.

Unter den Sammelbegriff Kaltblüter werden nachstehende Pferde einbezogen:

England: die Clidesdalepferde; das Karrenpferd, auch Shirehorse genannt; die Suffolk. — Frankreich: der Percheron; der Boulonaise und der Ardenne. — Belgien: der Brabanter und der Flamländer. — In den Alpenländern: der Pinzgauer; Murinsulaner. — In den Ostländern: das Bitjugpferd Rußlands. — Im Norden: das Dölepferd Norwegens; der Rosendahlsborken der Fjordrasse; der finnische Klepper. Der Jütländer Dänemarks und ein Schwerschlag Hollands.

Kleinpferde

Alle jene Rassen des Pferdes, die nur eine Größe von unter 1,50 Meter erreichen, faßt man unter diesem Begriff zusammen, der somit auch alle sogen. Ponyrassen vereint. Die größte Anzahl der verschiedensten Ponys besitzt natürlich England, und unter diesen wieder sind die interessantesten die folgenden:

Bereits in sogen. „grauer Vorzeit" gab es in den englischen Moordistrikten ein wildlebendes Kleinpferd, das in der Flucht vor dem Menschen sehr hohe Ge-

schwindigkeiten entwickelte. Gerade dieser Eigenschaft wegen wurde es eingefangen, gezähmt und — zu Rennzwecken verwendet! Tatsächlich sind die englischen Urrennen mit solchen Pferden abgehalten worden, wie Chronisten berichten: mit einem bis zu 14 hands und 2—3 inches (ca. 148—150 Zentimeter) großen Pony. Und diese Rennen hielten sich noch lange, nachdem der Vollblutrennbetrieb bereits im Gange war. Hochgeschätzt für Jagdzwecke ist das schottische Pony, dessen Größe bis zu 140 Zentimeter reicht, das aber im Gebirge enorme Lasten an Gewehren und Munition, und, nach beendeter Jagd, auch noch an Hochwild schleppt.

Der Shetland ist eine auch bereits in Deutschland eingebürgerte Rasse, ein Kleinpferd, das erwiesen seinen Stammbaum bis zu der Wikinger Zeiten zurückführt und unter den kümmerlichen Ernährungs- wie zuweilen enorm kalten Witterungsverhältnissen ein eisenhartes, genügsames Kleinpferd geworden ist. Interessant aus seiner Geschichte ist, daß Lord Londonsderry — wie man ihn auch nannte, der „Boxer-Lord", der den Boxsport so protegierte — dieses Pferd für seine Kohlenbergwerke ausfindig machte und züchtete. Unter diesen günstigeren Verhältnissen, bei denen aber das Urleben beibehalten wurde, entwickelte sich das Shetland nicht in Größe, sondern in Kraft und gab das wirklich hervorragendste Bergwerkspferd ab. Von seiner Leistung ist zu sagen, daß es, nicht wie andere Pferde das Vierfache, sondern das Fünffache seines Eigenkörpergewichtes im Zuge vorwärtsbringt.

Im Islandpony, das selten über 116 Zentimeter

hinaus wächst, ist gleichfalls eine Art Urrasse zu suchen, es ist im Grundstamme gleich dem des Fjordpferdes. Das Gotlandpony wieder ist gleichfalls ein Inselpferd, das besonders großes Sprungvermögen besitzt. Schon Chronisten berichten, daß solche Ponys ihre Eigenhöhe mit Leichtigkeit nahmen, und Graf Wrangel erzählt gar, daß zwei durch einige Tage eingesperrte Gotlands, die kaum 125 Zentimeter hoch waren, wild aus der Stalltür stürmend mit leichtem Sprunge über das Gattertor zu ihrer Weide setzten und dieses Tor — wie er es gemessen hat — 145 Zentimeter hoch war. Das bedeutet einen Sprung von 20 Zentimeter über die eigene Widerristhöhe.

Der Zwerg schließlich unter diesen Kleinpferden ist der schon erwähnte griechische Pony der Skyrosinsel, der sehr selten die Höhe von einem Meter erreicht.

Zu den Kleinpferden könnte man noch jene Gebirgsrassen wie z. B. die Huzzulen rechnen, die im Durchschnitt unter 1,50 Meter stehen. Da diese aber ihre Dienstverrichtung als Tragpferde erfüllen und auch über die Maßgrenze von 1,50 Meter häufig hinauswachsen, bilden sie eine gewissermaßen eigene Kategorie, die Tragpferde, auf die wir noch zu sprechen kommen. (Teil 10.)

Zuchtbegriffe

Eine Unze Blut ist ebensoviel wert wie ein Pfund Knochen.

Dieses Gebiet ist so enorm umfangreich, daß darüber eigene dickleibige Bände, und zwar für beinahe jede

Zuchtrichtung, geschrieben wurden. Derart vertieftes Wissen ist wohl für den Pferdezüchter im großen erforderlich, denn für den Pferdezüchter kleineren Schlages besorgt ja die Hauptrichtungen der Staat durch Aufstellung von Beschälern, die der betr. Zuchtgegend nutzbar sind. Aber auch jeder Pferdefreund und Pferdehalter muß über einiges orientiert sein, und darum wollen wir Streiflichter in das Gebiet der Pferdezucht werfen.

Unter Zucht verstehen wir das Heranziehen von Tieren, also hier Pferden, zum Zweck einer Fortpflanzung. Jede Zucht kann eine natürliche oder eine künstliche sein. Natürlich ist sie dort, wo sie die Allgewalt Natur nach ihren Gesetzen bei in Freiheit lebenden Tieren oder dgl. und nach diesen Gesetzen auch die Auswahl der stärksten Tiere als Väter vornimmt; künstlich ist sie, wenn der Mensch die Auswahl zwischen den Elterntieren trifft.

Aus dieser Erörterung tritt uns entgegen, daß die künstliche Zucht mit einer Zuchtwahl verbunden ist, d. h. mit einer Auslese nur solcher Tiere, deren besondere Eigenschaften zur Fortpflanzung kommen sollen. Daraus wieder ergibt sich der Begriff einer Zuchtrichtung und in dieser drückt sich der Zuchtzweck aus, d. h. das klar erkannte Ziel: ein Pferd produzieren zu wollen, das wohl vielseitig verwendbar ist, vermöge seines Körperbaues, Blutes usw. aber sich für eine spezielle Arbeitsverwendung, also einen bestimmten Zweck besonders eignet.

Ein Züchten bedeutet somit das Paaren von Elterntieren, die durch den Menschen nach bestimmten Zweck-

absichten ausgewählt, eine Nachkommenschaft im jeweilig erstrebten Sinne bringen sollen. Im Hauptgedanken unterscheiden wir eine Reinzucht, eine Verwandtschaftszucht, eine Inzucht, eine Blutauffrischung, ein Veredeln und eine Kreuzung.

Reinzucht ist die Paarung innerhalb einer bestimmten Pferderasse ohne allerstrengste Wahrung blutlicher Verwandtschaft. Verwandtschaftszucht wieder bekennt sich zu der Paarung von Blutverwandtschaft und birgt in sich den Begriff, daß die Auswahl der Elternpferde auf dem Bekanntsein engerer oder weiterer Blutsverwandtschaft fußt. Überschreitet diese wissentlich und beabsichtigt die Grenzen einer engeren Verwandtschaft bis zur allernächsten, also im Sinne gewissermaßen dessen, was menschliche Gesetze noch in dem Begriff Blutschande charakterisieren, so wird das zu einer Inzucht, Inzestzucht, die aber nicht mit der in der Vollblutzucht betriebenen Familienzucht verwechselt werden darf.

Einer bestehenden Rasse frisches Blut gleicher Art aus deren Urstamm oder sonst anderswo betriebener gleichartiger Reinzucht derselben Rasse zuzuführen, bildet den Begriff einer Blutauffrischung. Dagegen versteht man unter Kreuzung das Paaren von Tieren verschiedener Rassen, verschiedenen Blutes.

Aus diesem Kreuzen entsteht unwillkürlich der Begriff des Veredelns, d. h. Verbessernwollens eines bestehenden Pferdeschlages. Das Veredeln als solches ist ja mit eine der Hauptbestrebungen jeglicher künstlichen Zucht; in ihm darf man aber nicht das Unsinngemäße suchen, eine gewöhnliche Rasse durch plötzliche Beigabe

edelsten Blutes verbessern zu wollen. Wie in der großen Natur jeglicher Aufbau Schritt um Schritt vorgegangen ist und es dazu unermeßlicher Spannen Zeit bedurfte, so kann auch nicht in vorgeschilderter Art eine Verbesserung oder Veredelung mit gewissermaßen rücksichtslosem Überspringen der Zwischenstufen vorgenommen werden, sondern sie muß sich auch in der durch Menschengeist geleiteten Zucht an die Zwischenbedingungen halten. Die Aufgaben einer Landespferdezucht beruhen ja gerade auf der sachgemäßen Erkenntnis und der fachlichen Durchführung dieser Gedanken. Die Vollblutzucht ist der Born, der sich einesteils selbst rein zu erhalten hat, und aus dem auch hochveredeltes Warmblut entsteht; dieses wieder ist der Born, der sein Blut zweckentsprechend in den Landschlag gibt.

Höchster Grundsatz einer Landespferdezucht ist: ein vielseitig verwendbares, hartes, genügsames und leistungsfähiges Pferd im Lande selbst hervorzubringen. Diesem Zweck kann aber eine Zucht nur dann entsprechen, wenn sie sich den Bedingnissen der jeweiligen Zuchtgegenden anpaßt und nicht Pferde selbst formen will, sondern die von den Naturbedingnissen, dem Boden und dem Klima gegebenen Formen beibehalten und nur verbessern will.

Jegliche Fortpflanzung ist unter Tieren gleicher Art möglich, also kann aus der Kreuzung von Einhufern untereinander ein Produkt oder ein Bastard entstehen. Diese Bastarde wieder sind aber untereinander nicht fortpflanzungsfähig, es sei denn, daß sich die Allgewalt Natur eine ihrer Extravaganzen leistet. Diese Erkenntnis tritt uns aus dem genauen Verfolgen der

Maultier- und der Mauleselzucht entgegen. Maultiere bilden die Kreuzung zwischen Pferdestuten und Eselhengsten, umgekehrt Maulesel die zwischen Pferdehengsten und Eselinnen. Während nun eine Befruchtung von Maultierstuten durch Pferdehengste doch zeitweise vorkam und ebenso auch ein Fall der Befruchtung einer Mauleselin durch einen Pferdehengst bekannt ist, wurde bis jetzt noch niemals eine Fortpflanzung unter diesen Bastarden, oder aber eine solche aus Kreuzungen dieser Bastarde bekannt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die Bastardhengste nicht zeugungsfähig sind.

Sehr interessant ist die Tatsache, daß in England 1815 aus der Kreuzung eines Quaggahengstes mit einer englischen Stute ein Fohlen zur Welt kam, das gefleckt war. Diese Stute wurde später Pferdehengsten zugeführt und warf noch dreimal, jedes der Fohlen war indessen trotz des Pferdevaters gestreift und an den Quaggahengst erinnernd.

Es gibt da einen netten lustigen Reim von Goethe, der besagt: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust, zu fabulieren." Das hat unser Dichterheros von sich sehr schön gesagt, aber es trifft absolut nicht einwandfrei auf Pferde zu, ja, man könnte im Gegenteil behaupten: in der Mehrzahl. Wenn schon von einer Vererbung in dieser Hinsicht die Rede ist, so gibt es ungezählte und von ernsten Autoritäten verfochtene Ansichten, nach denen Teilpartien des Pferdekörpers einer väterlichen bzw. mütterlichen Vererbung zugeschrieben werden. Einwandfrei scheint indessen fest-

zuſtehen, daß Kopf und Temperament vom Vater gegeben werden, der Körper aber meiſt dem ähnlich wird, in deſſen Schoß er ruhte. Und was das Leiſtungsvermögen anbelangt, ſo iſt da ein erwieſenes des Vaters die wertvollſte Beigabe; denn es iſt ja ſelbſtverſtändlich, daß ſie die naturähnlichſte iſt, da nur der wirklich geſundkräftige Körper des Vaters die erwieſene Leiſtung eben zu vollbringen imſtande war.

Damit iſt das Thema der Vererbung angeſchnitten. Es gibt eine Vererbung von Körpereigenſchaften und eine ſolche von erworbenen Eigenſchaften. Daß ſich die körperlichen, alſo baulichen Eigenſchaften, ſowie auch das Temperament uſw. ſelbſt bis in Kleinigkeiten zu vererben pflegen, wiſſen wir ja, und es tritt uns ja dies wiederholt und vielleicht ſehr markant aus dem Gangwerk des Pferdes entgegen. Werden dieſe gewiſſermaßen anatomiſchen Merkmale in der Form von Fehlern vererbt, ſo ſind das Erbfehler. Es gibt aber auch vererbte Eigenſchaften, die in einer Raſſe erſt durch ihre fortgeſetzte Verwendungsart erworben wurden. Auch das iſt uns durch große Naturforſcher uſw. wohlbekannt und äußert ſich vielleicht am beſten in der Skizzierung der Pferdegeſtaltung einer Fortzucht nach den drei Hauptverwendungsarten, d. h. des Galopp-, des Traber- und des Tragpferdes. Das vorwiegend als Galopppferd benützte hat zur beſten Bewältigung ſeiner Aufgabe weniger gewinkelte Hinterbeine und einen ſtarken Widerriſt notwendig. Wir finden daher in der Reinzucht für dieſe Verwendungsart auch dieſe Merkmale als erworbene Vererbung. Der Traber wieder hat eine ſteilere Feſſelung, einen längeren Schluß und

eine Hinterständigkeit notwendig, und daraus resultiert der flachere Widerrist. Das Tragpferd schließlich verrichtet am besten seine Arbeit mit steilgestellten Schultern, und seine erworbene Vererbung werden eben diese Merkmale.

Im allgemeinen gilt natürlich der Grundsatz, daß sich jegliches Lebewesen in der Hochblüte seiner Kraft am besten vererbt. Das ist ja auch ein allgemeines Naturbedingnis; denn selbstverständlich besitzt z. B. eine für sich noch unentwickelte Stute einen unentwickelten Nährapparat für eine Nachkommenschaft, während zu alte Tiere bereits eine Schrumpfung desselben erkennen lassen. Die Grenzen aber, die hier die Natur gezogen hat, sind — wie ja beinahe alles in ihr — keineswegs starre. Erst kürzlich ging doch durch die Presse die Nachricht, daß eine Kriegsstute, mit über 30 Jahren erstmalig gedeckt, ein gesundes Fohlen zur Welt brachte. Solche Fälle dürften unbekannt schon öfter vorgekommen sein, in der Vollblutzucht, die ja alle Produkte sorgfältigst notiert, sind aber wiederholte und prägnanteste Bestätigungen vorgekommen. Um einige dieser Beispiele anzuführen, war die Mutter des berühmten Eclipse, Spiletta, bereits über 15 Jahre, als sie diesem Sohne das Leben schenkte. Thormanbys Mutter und ebenso die des Galopin waren 19 Jahre alt, als sie diese berühmten Produkte trugen; Blue Bonett war 24 Jahre alt, als Lanceſter zur Welt kam, und die berühmteste aller Mutterstuten, Pocahontas — die Mutter eines Stockwell usw. — war gar 25 Jahre alt, als sie Araucaria zur Welt brachte. Und diese Liste ließe sich noch beliebig verlängern, wenn man minderberühmte

Nachkommen anführen will, denn z. B. schenkte Blue Bell mit 31 Jahren und Look at mi Lads sowohl im 32. als auch im 33. Lebensjahre noch je einem Fohlen das Leben, die beide sehr gute Zuchtstuten wurden.

Auch bei Hengsten ist eine Altersgrenze nicht zu ziehen. Stockwell zeugte mit 20 Jahren den berühmten Doncaster; Partisane mit 21 den großen Gladiator, und Irish Birdcatcher war 28 Jahre alt, als er Vater von Lifeboad wurde.

Als eine besondere Seltenheit werden zumeist die Zwillinge gemeinhin angenommen, was aber nicht der Fall ist. Im englischen General Stud Book sind über 1100 Stuten verzeichnet, die Zwillinge trugen, und darunter sind 105 Stuten, die hervorragende Nachkommenschaft hatten. Die größte Anzahl an Zwillingen hat die englische Oaks-Siegerin von 1806, Bronce, zur Welt gebracht, sie fohlte viermal Zwillinge. Die bekannte Stute B. Flat war selbst als Zwilling geboren und wurde Mutter des Derbysiegers Paul. Den Rekord übrigens hält Giuccioli, die, 1823 geboren, als sechsjährige tragende Stute ein Rennen gewann, stets nur lebende Fohlen zur Welt brachte und mit 21 Jahren noch Zwillinge und mit 24 Jahren St. John gebar. Unter den Stuten, die Zwillinge zur Welt brachten, gebaren 12: Derbysieger; 15: Oaks-Siegerinnen; 9: St.-Leger-Sieger; 9: Sieger der 2000 Guinees und 10: Siegerinnen der 1000 Guinees.

Wenn man übrigens in Aufzeichnungen von Oettingens in der deutschen Pferdezucht nachsieht, so besaß Trakehnen bis jetzt 11 Hauptbeschäler, die von Müttern abstammten, die Zwillinge trugen. Die Vererbung zeigte

dort 10 Prozent, d. h. unter rund 1300 tragenden Stuten hatten 136 Zwillinge; 9 Stuten darunter hatten ſolche zweimal und 3 ſogar dreimal. In Beberbeck waren unter 342 Stuten 13, die Zwillinge trugen, und unter dieſen war Optuna, die Mutter des berühmten Beſchälers Optimus. Auch in der Fortvererbung dieſer Eigenſchaft hat die deutſche Zucht ein Beiſpiel in Lucca, die zweimal Zwillinge trug, unter denen ſich auch Lollo befand, die auch wieder Zwillinge bekam.

Was die Fruchtbarkeit anbelangt, gehen gleichfalls Theorie und Praxis weit unterſchiedliche Wege. In dem ſoeben erwähnten Stutbuch waren bis zum Beginn dieſes Jahrhunderts rund 300 Stuten angeführt, die je 17 und mehr Fohlen zur Welt gebracht haben. Ein Dutzend unter dieſen brachte es auf je 20 Fohlen, zwei Stuten ſchenkten je 21 Fohlen und Queen Eſther ſogar 22 das Leben. Aus der deutſchen Warmblutzucht dazu einige Daten: in Trakehnen ſtanden 30 Stuten, die über 17 Fohlen hatten, darunter zwei, Anta und Perſienne, mit je 19 Fohlen. In Oſtpreußen gab es unter 4060 Mutterſtuten drei, die je 17 Fohlen hatten; in Beberbeck unter 342 zwei mit je 17 und Gurly mit 18 Fohlen; und im Hannoverſchen ſchließlich unter 3527 Stuten zwei mit je 18 Fohlen.

Für Hengſte läßt ſich da gar erſt keine Ziffer an Nachkommenſchaft anführen, ſehr intereſſant iſt aber, daß der berühmte Eclipſe 335 direkte Nachkommen hatte, die größte Rennen gewannen. Ferner, daß die direkten Kinder von St. Simon, der Galopinlinie, deſſen Züchter der Fürſt Batthyany war, eine Million Mark zuſammengaloppierten.

Gerade dieſes letztere Beiſpiel iſt aber auch ein ſolches dafür, was gründliche Pferdekenntnis bedeutet. Wir ſprechen gar oft vom großen Helfer Zufall, und das hat inſofern ſeine Berechtigung, als er es iſt, der den Pferdekenner an den Ort führt, wo ein ſonſt unerkanntes Pferd lebt und von dieſem Pferdekenner erſt richtig bewertet wird. An anderer Stelle ſprachen wir ſchon über die Hengſte der engliſchen Urblutlinien und ebenſo über die Mutter des berühmten Bucaneer, die gleichfalls durch einen Zufall entdeckt wurde. Zu dieſen Erwähnungen noch eine markante: Roſalind, eine edle Stute, wurde, als für Rennzwecke völlig ungeeignet, meiſtbietend verkauft und fand nur für ganze 3 Guineen, alſo 60 Mark, einen Abnehmer. Einem unbeachteten Enkel von Eclipſe, Blacklook, zugeführt, brachte ſie Voltaire zur Welt, der der Stammvater der berühmten Galopinlinie wurde, dem der ſchon früher genannte St. Simon als ſein Sohn entſproß.

Auch die deutſche Zucht hat dafür mehrere und markante Beiſpiele, und eines dieſer war Anaſtaſia, die einſt wohlbekannte große Steeplerin des Freiherrn v. Mitzlaff, die ihr Beſitzer als kümmerlichen Jährling um einen ganzen Hundertmarkſchein erwarb, und die ihm nicht nur fünfſtellige Gewinnziffern, ſondern auch Nachkommenſchaft ſchenkte.

Und wie in dem Kapitel Zwillinge, ſo iſt noch einer zweiten Fehlanſicht zu widerſprechen, der, daß Erſtlinge, alſo erſtgeborene Pferde, nicht viel taugen. Merkwürdigerweiſe war und iſt dieſe Anſicht ſehr verbreitet, Tatſachen widerlegen ſie. Das konnte der Herzog von Weſtminſter, einer der bedeutendſten Züchter Eng-

lands, bitter erfahren, als er Touchstone, den späteren Begründer einer hervorragenden Blutlinie, nur darum als Fohlen verschenkte, weil er ein Erstling war, von dem sich der Herzog nichts versprach. Von ganz berühmten Erstlingen, die gleichfalls diese Fehltheorie glänzend widerlegten, nur einige aufgezählt, sind es: Pot-8-os, der erste Sohn von Eclipse; Sir Hercules, der Erstling von Whalebone; Ormonde, Bend or's Erstling und zahlreiche andere, die hervorragend wurden und sich ebenso vererbten.

Als Abschluß der Zuchtfragen noch zwei wissenswerte Dinge, und zwar, daß die Tragzeit einer Stute rund 12 Mond-Monate, also 336 bis 337 Tage dauert, indessen Schwankungen zwischen 11 bis 14 Mond-Monaten erfolgen können. Stutfohlen kommen etwas früher oder zur Zeit, Hengste verspäten sich oft. Das zweite Wissenswerte ist, daß man nun nicht mehr ins Ungewisse zu warten braucht, ob eine Stute empfangen hat oder nicht, sondern daß die Trächtigkeit bzw. das Güstsein durch das Reagieren auf eine bestimmte Injektion festzustellen ist.

Unendlich umfangreich ist das Gebiet der Zuchtfragen, und um aus dem hier schon im Auszug Gebrachten wieder das Markanteste herauszuziehen, sei gesagt, daß ohne Vollblutzucht keine Halbblutzucht und ohne diese kein leistungsfähiger Landschlag bestehen kann. Und ebenso muß das Zuchtziel wiederholt werden: ein vielseitig verwendbares, hartes, genügsames und leistungsfähiges Pferd zu züchten. In seiner äußeren Form voneinander abweichend, ist das jeweils bodenständige deutsche Pferd in seiner Arbeitsverrichtung und -leistung aber gleichwertig und ausgeglichen.

IV. Teil

Erkenne Dein Pferd I

Proportionslehre, Zahnlehre und Altersbestimmung, Fütterungslehre

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Proportionslehre	211
Zahnlehre	217
Altersbestimmung nach Zahnperioden	227
Milchzahnperiode	233
Wechselperiode	234
Querovale Periode	236
Runde Periode	238
Dreieckige Periode	240
Verkehrtovale Periode	242
Fütterungslehre, Allgemeinbegriffe	250
Pferdepflege	261

Proportionslehre

In der vollendeten Zweckmäßigkeit
liegt zugleich größte Schönheit.

Die große Formerin Natur, die bis ins kleinſte jedem Organ Geſtaltung gibt, um ſo höchſte Zweckmäßigkeit hervorzubringen, hat uns gelehrt, daß Zweckmäßigkeit in richtiger Harmonie in ſich den Höchſtbegriff der Schönheit birgt.

Wenn wir dieſe Erkenntnis auf das Pferd übertragen, und zwar im nüchternen Sinne einer Beurteilung und nicht in Worten und Gefühlen der Dichter, die das Pferd beſungen haben, dann müſſen wir ſagen: daß die Schönheit eines Pferdes uns wohl aus mancherlei, in erſter Linie aber aus dem Ebenmaß ſeiner Geſtaltung entgegentritt. Unter Ebenmaß verſtehen wir die richtig proportionale Harmonie der Einzelkörperteile zueinander, und zwar ſowohl für das kunſtempfängliche als auch das ein Pferd auf ſeine Nützlichkeit beurteilende Auge.

Dieſe Erkenntnis wieder reicht ſo ziemlich in den Beginn erſter menſchlicher Kunſtepochen zurück, denn auf uralten Pferdereliefs finden wir ſchon durch den Künſtler richtig erfaßte Proportionen des Pferdes. In hippologiſch-wiſſenſchaftlichem Sinne kann man aber von einem Beginn der Proportionslehre mit 1762 ſprechen, als die erſte Tierarzneiſchule in Lyon (Frankreich) er-

öffnet wurde. Man suchte nach den Gesetzen, die die Natur aus ihrem reichen Erfahrungsschatz für die Harmonie der Körperteile zueinander aufgestellt hat, also nach den Längen- und Breitenverhältnissen der Körperteile, die in ihrer Gesamtheit den harmonischen, richtig ebenmäßigen Pferdekörper ergeben. Der Hauptpionier auf diesem Gebiete war der große Hippologe Burgelat, der Begründer der Veterinärschulen in Frankreich, der auch in seinem 1768 erschienenen berühmten Werk „Traité de la conformation extérieure du cheval" (Proportionslehre des Pferdes) die grundlegenden Begriffe und Maße angab. Im Verein mit dem Maler Vincent konstruierte er auf Grund seiner Erkenntnisse gewissermaßen das Idealbild eines Pferdes, wie es gebaut sein soll im Sinne eines Musterpferdes für das Normalpferd.

Scheinbar liegt in dieser Zusammenfassung ein Widerspruch, der sich aus den Worten ideal und normal zu ergeben scheint, in Wirklichkeit ist ja aber das Ideale nichts weiter als das, was die Natur aus ihrer Werkstatt als für die Lebensbedingnisse normal gestaltet hat. Und das wird uns klar, wenn wir in die Materie der Proportionalität eines Pferdes etwas tiefer eindringen.

Als Grundmaß jeglichen Proportionsverhältnisses am Pferdekörper wurde der Kopf des jeweiligen Pferdes angenommen, und zwar in seiner Länge vom Genick bis zur vorderen Lippenspitze. Dieses Maß bildet eine gedachte Linie, die diese beiden Endpunkte verbindet, und nicht etwa eine mit dem Bandmaß über die Stirne herunter gemessene, also eine in der Seitenansicht gedacht gelegte. Burgelat teilte diese Linie in drei Primen und

jeden einzelnen dieser drei Teile wieder in drei Sekunden und suchte nach diesen Haupt- und diesen Nebenmaßen das Proportionsverhältnis am Pferdekörper. Die späteren Forschungen bewegten sich sämtlich auf so ziemlich der gleichen Grundlage, so auch die des bekannten Hippologen Naumann, der in seinem zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschienenen Werk der vorstehenden Einteilung noch weitere Interzen gibt, um noch genauere Proportionen zu ermitteln. Bojanus, ein großer Hippologe, der in Wien lebte, teilte den Kopf des Pferdes in sieben vollkommen gleiche Teile und nahm mit diesen Maßen gleichfalls recht zutreffende Messungen vor.

Abweichend dieser Ermittlungen stellte v. Hochstetter 1823 in seinem in Bern erschienenen dreibändigen Werk neue Maße auf. Er verwarf den Pferdekopf und nahm als Grundlage einer möglichen Messung die Höhe des Widerristes vom Boden an, teilte diese Linie in drei Primen und diese wieder in je drei Sekunden bzw. je drei Terzen. Auch diese Einteilung hat manches für sich, wenn wir aber in die Burgelats etwas näher eingehen, dann finden wir ja, daß die Grundlinie Hochstetters die zweieinhalbfache Länge der von Burgelat ermittelten besitzt, somit in ihrer Gesamteinteilung zwischen der Burgelatschen und der Naumannschen schwankt. Jedenfalls hat Burgelats grundlegende Theorie großes Aufsehen erregt und bildet ja, wenn wir die Maßangaben an einem Pferde nachmessen, ein wirklich brauchbares Hilfsmittel.

Die ermittelten Proportionen Burgelats lauten:

Die Totalhöhe eines normal stehenden Pferdes mit normal aufgerichtetem Kopf, so wie ihn das Tier zu

tragen hat, beträgt — vom Boden bis zum Genick gemessen — drei Pferdekopflängen.

Die Höhe des Widerristes vom Boden hat zweieinhalb Kopflängen zu betragen.

Die Entfernung von der Bugspitze bis zur Hinterbacke hat gleichfalls zweieinhalb Kopflängen zu betragen.

Die Länge der Schulter, die Dicke des Leibes und die Breite der Hüften sollen je eine Kopflänge betragen.

Die Entfernung des Genicks vom höchsten Punkt des Widerristes hat gleichfalls eine Kopflänge zu betragen.

Die Breite der Brust soll zweidrittel Kopflängen und bis zu eineinhalb Sekunden darüber betragen, jedoch nicht geringer als zweidrittel Kopflängen sein.

Die Breite des Halses, vor dem Widerrist zur Brust gemessen, hat zweieindrittel Primen, also zweidrittel Kopflängen und eine Sekunde zu betragen. Ebenso sind die Ausmaße der Kruppe die gleichen.

Als Körperumfang, den Leib von der Sattellage rund gemessen, werden drei Kopflängen als normal angegeben, wie auch das gleiche Maß bei einem im Gleichgewicht befindlichen, zugerittenen Pferde mit richtiger Kopfstellung für die Gesamtlänge eines Pferdes gilt.

Der Kopf selbst soll folgende Ausmaße zeigen:

Seine Breite zwischen den Ohren soll eineinhalb Sekunden betragen; seine Breite zwischen den Augenbogen eine Prime, also drei Sekunden; seine Breite zwischen den Nasenlöchern zwei Sekunden. Die Länge der Ohren hat drei Sekunden, also eine Prime, zu betragen.

Das sind die Hauptausmaße Burgelats, die Naumanns finden sich sowohl in seinem eigenen Werk, wie

ſie auch Baumeiſter in ſeinem 1896 in Berlin erſchienenen Werk „Kenntnis des Äußern des Pferdes" genaueſt anführt.

Es iſt nun ganz ſelbſtverſtändlich, daß die angegebenen Maße bei einzelnen Pferderaſſen nicht ganz ſtimmen und gerade durch die Eigenarten der betreffenden Raſſen Abweichungen zeigen. So z. B. hat das engliſche Vollblut zumeiſt einen etwas längeren Hals, als es nach den angegebenen Proportionen beſitzen ſollte, und bei anderen Pferden finden wir wieder den Kopf zuweilen kleiner geſtaltet, ſo daß er ein etwas ungenaues Grundmaß zu den anderen Proportionen ergibt. Das letztere war z. B. auch bei dem berühmten Eclipſe der Fall, der einen ſehr kleinen Kopf beſaß, und als Sainthel nach dieſem, in ſeiner Leiſtung idealen Pferde, ſeine Proportionslehre aufſtellte, mußte er ſich auf andere Grundlagen ſtellen bzw. andere Einteilungen vornehmen. Nun, dieſe ſtimmen wohl auf Eclipſe, haben aber etwas wenig praktiſchen Wert, da ſie doch nur auf den Erkenntniſſen von einem einzelnen Pferd beruhen, und wenn dieſes auch ein Ausnahmepferd war, gerade vielleicht darum nicht als Allgemeinmaß gelten kann.

In der Proportionslehre liegt auch der tiefe Sinn einer Beurteilungslehre, denn das richtig gebaute, proportionale Pferd birgt ja in ſich die Gewähr der Leiſtungsfähigkeit, die ja auf der richtigen Funktion richtig gebauter und richtig zueinander proportional gefügter Körperteile beruht. In dieſer Erkenntnis beſchäftigte daher die Beurteilung der Größenverhältniſſe in den einzelnen Körperteilen wiederholt die bedeutendſten Hippologen, und einer dieſer, Roloff, hat in ſeinem

1870 in Halle erschienenen Werk der Beurteilungslehre einen neuen Maßstab aufzufinden versucht.

Wie wir sagten, ist ein Pferd vom Genick bis zum Boden und von der Nase bis zum Schweif gemessen gleich lang. Wenn man nun die Länge des Pferdes als eine Grundlinie zieht, diese dann halbiert und die ermittelte Hälfte an einem Endpunkte senkrecht aufträgt, ergibt das einen rechten Winkel. Verbindet man diese neue Höhe mit dem anderen Punkte der Länge, so ergibt sich daraus ein Dreieck. Die Hypothenuse wieder halbiert, würde in einem Kreisbogen die Grundlinie in einem Punkt treffen, der zwei ungleich lange Teile dieser Grundlinie kennzeichnet, von denen die — wenn man so sagen darf — größere Hälfte den Major und die kleinere den Minor abgeben. Dies nennt Roloff einen „goldenen Schnitt", und seine Theorien sind auch für die bildenden Künste von entschiedenem Wert, haben aber für die praktische Beurteilung eines Pferdes und dessen Proportionen zuviel Kompliziertes. Und da das Einfachste zumeist auch das Beste ist, bleiben für den „Hausgebrauch" doch Burgelats klare Maße recht empfehlenswert.

Die ganze Proportionslehre baut sich selbstverständlicherweise auf die Körperformen eines ausgewachsenen, also vollgereiften, volljährigen Pferdes auf. Bei Fohlen etwa derartige Proportionen anzunehmen, wäre verfehlt, denn bei ihnen geht ja das Wachstum bis zum 5. Jahre, also bis zu jenem Zeitpunkt, da es die letzten Fohlenzähne verloren hat. Es ist aber sehr interessant, das Wachstum des Pferdes zu verfolgen, und so seien im nachstehenden Angaben darüber gemacht, die

Virchows Archiv entnommen sind und die Professor Roloff wie folgt angibt:

Das Fohlen kommt mit etwa 107 Zentimeter Größe zur Welt und wächst in den ersten 3 bis 4 Monaten rund 20 Zentimeter. Bis zum 1. Lebensjahr wächst es weitere rund 20 Zentimeter, während im 2. Lebensjahr das Wachstum sich zwischen 13 bis 15 Zentimeter bewegt. Im 3. Lebensjahr wächst es nurmehr 7 bis 10 Zentimeter, im vierten 4 bis 5 und im fünften bis zu seiner Vollentwicklung noch um 1 bis 2 Zentimeter. Nach dieser Zeit war kein Wachstum an Pferden festzustellen.

Zahnlehre

Die Arbeit gesunder Zähne wird zur Leistungsfähigkeit des Pferdes.

Im Laufe des Vorstehenden sprachen wir über volljährige Pferde und sagten, daß dies solche sind, die keinen Fohlenzahn mehr im Gebisse besitzen. Damit haben wir die Möglichkeit einer genauen Altersbestimmung beim Pferde gestreift; eine solche ist tatsächlich gegeben in der Zahnlehre, d. h. dem Wissen um das Wachstum der Zähne usw. und der durch dieses und den Abreibungsprozeß bei der Verarbeitung des Futters sich in ihrer Form verändernden Gestaltung der Zähne.

Ist das schon von großer Wichtigkeit, so bedeutet das Wissen um die Zähne des Pferdes auch das Verständnis für die Fütterungslehre, d. h. jener Nährmittel, die dem Pferde gereicht werden müssen, damit dieses seinem Körper wieder jene Stoffe zuführe, die dieser braucht,

um sich entwickeln, erhalten oder besonders kräftigen zu können, kurzum: den ihm vom Menschen gestellten Aufgaben bestens entsprechen zu können.

Wie wir wissen, kann eine richtige Nahrungsaufnahme, also eine solche, die alle erforderlichen Nährsubstanzen dem Körper zuführt, nur dann vollwertig erfolgen, wenn das gereichte Futter einer Vorverarbeitung in der Maulhöhle unterworfen wurde, also: von den Zähnen zermalmt und zerkleinert und dabei mit Speichel durchsetzt in die eigentlichen Verarbeitungsapparate (Magen usw.) gelangt. Dazu sind gut entwickelte, gesunde, kräftige, naturgewollte Zähne erforderlich, und diese wollen wir nun näher kennenlernen.

Die Allgewalt Natur hat den Zähnen aller Lebewesen die große Aufgabe der schon erwähnten Nahrungs-Vorverarbeitung gestellt und hat sie daher auch dementsprechend sowohl gestaltet als auch geformt. Sie sind das härteste Gebilde jedes Körpers, sonach auch das des Pferdekörpers, und sind dem Zwecke, dem sie dienen, entsprechend geformt als Schneide-, Haken- und Backenzähne.

Jeder Zahn für sich ist ein — gewissermaßen — lebendes Gebilde, ein aus verschiedenen Substanzen zusammengesetztes, das stetig wächst; das Krankheiten und Defekten unterworfen ist, und das den Gesetzen des Seins entsprechend sonach lebt und abstirbt. Wie alle Säugetiere, hat auch das Pferd Fohlen- oder Milchzähne, auch Wechselzähne genannt, die sich im Laufe der ersten Lebensjahre durch die bleibenden Zähne ersetzen.

Der Zahn, als solcher betrachtet, besitzt in seiner äußeren Form die Krone, das ist der Teil, der aus dem Zahnfleisch in die Maulhöhle hineinragt, den Hals, der im Zahnfleisch selbst sitzt, und schließlich seine Wurzel, mit der er im Kiefer verankert ist. Der Zusammensetzung nach wieder besteht der Pferdezahn aus der Knochensubstanz, auch Zement genannt, die das Gesamtgebilde von der Krone bis zur Wurzelspitze umhüllt. Der Email, oder Schmelz genannt, umschließt den oberen Teil des Zahnes und bildet eine ganz außerordentlich harte Substanz. In diese beiden fest miteinander verbundenen Schutzteile ist das Zahnbein, auch Elfenbeinsubstanz genannt, eingebettet, in dessen Innern sich die eigentliche Lebensmasse in Form eines nervenreichen und mit Blut durchpulsten Pfropfens befindet, die Zahnkeim oder Zahnpfropf benannt wird. Im Zahn des jungen Pferdes ist diese Substanz größer, unverknöcherter und wird mit den Jahren stets geringer, dünner an Umfang, je älter das Pferd wird, bis sie bei ganz alten Pferden überhaupt eingetrocknet, verknöchert, verschwunden ist.

Das entwickelte Pferd hat 12 Schneidezähne, und zwar je 6 im Unter- und 6 im Oberkiefer, sowie 24 Backenzähne, die zu je 6 in jeder Kieferseite oben und unten stehen. Das männliche Pferd besitzt überdies noch 4 sogenannte Hakenzähne, das sind kleine, rundliche, oben spitze Zwischenzähne, die im Ober- und Unterkiefer in dem ansonsten freien Raum zwischen dem letzten Schneide- und ersten Backenzahn, der sogenannten Gebißlage, wachsen. Stuten haben derartige Hakenzähne nur selten oder als nicht durchgebrochen im Zahn-

fleisch. Bei Fohlen betrachtet man die Hakenzähne, die gleichfalls bei ihnen Milchzähne sind, als eine große Seltenheit, während Professor Hering festgestellt hat, daß jedes männliche Fohlen derartige Hakenzähne besitzt, diese aber nicht durchbrechen und erst den bleibenden Hakenzähnen Platz machen.

Die Einteilung bzw. Benennung der Zähne ist folgende: die zwei vorderen Schneidezähne heißen Zangen; die neben ihnen stehenden sind die Mittel- und die äußeren die Eckzähne. Die Länge dieser bogenförmig nach vor- und aufwärts aus dem Kiefer gestellten Schneidezähne beträgt etwa 6 bis 7 Zentimeter, und man rechnet davon für die Krone rund etwa ein Fünftel, also 1,4 Zentimeter, als normal. Die obere Fläche des Zahns bildet dessen Reibfläche, da auf ihr der Futterzermahlungsprozeß mit Hilfe des gegenüberliegenden korrespondierenden Zahnes vorgenommen wird. Diese Reibfläche ist beim jüngeren Pferde derart gestaltet, daß sie im inneren Teile eine Vertiefung besitzt, die sich trichterförmig wurzelwärts verschmälert, also eine Art etwa 6 Millimeter tiefer Aushöhlung bildet. Diese Höhlung ist die sogenannte Kunde, auch Bohne oder Marke genannt, die sich durch den Abreibungsprozeß im Laufe der Jahre verflacht und allmählich überhaupt verschwindet, so daß an ihrer Stelle nur eine Spur, die sogenannte Kundenspur, bleibt, die sich vom 12. Lebensjahr an zur Kernspur, einem bräunlichen Fleck, umwandelt.

Die Backenzähne sind in den beiden Kiefern verschieden gelagert. Die des Oberkiefers ragen etwas über die des unteren und decken sich mit diesen auch nicht voll-

ständig. In der Gestaltung ihrer Kronen sind beide mit großen Reibflächen, die uneben sind, versehen. Zwischen den Backenzähnen geht der Zermalmungsprozeß der Futtermittel vor sich, weshalb man sie auch Mahlzähne nennt, ferner werden die jeweils ersten drei jeder Seite als Molare benannt. Die Entfernung der Backenzähne von den Hakenzähnen beträgt 6 Zentimeter, und dieser zahnlose Teil, auf dem das Gebißstück einer Zäumung aufzuliegen hat, heißt daher auch die Gebißlage. In ihrer Länge sind die Backenzähne etwa 8 Zentimeter, wovon etwa 3½ Zentimeter auf die Krone entfallen.

Wie beim Menschen, kommen auch Unregelmäßigkeiten in der Zahngestaltung, in ihrer Länge und ihrer Stellung im Kiefer usw. vor. Normalerweise beträgt die Abreibung der Zähne durch die Futterverarbeitung jährlich etwa 2 Millimeter. Erfolgt eine stärkere Abreibung, dann sind die Zähne zu kurz, und umgekehrt werden sie, d. h. bleiben sie zu lang. Dies ist durch eine nicht ganz korrekte Stellung der Zähne im Kiefer bedingt. An Unregelmäßigkeiten wieder haben wir folgende Erscheinungen: geht der Wechsel der Milchzähne zu den bleibenden zu langsam vor sich, d. h. brechen die letzteren durch, ohne daß die festsitzenden Milchzähne ihnen weichen, so entsteht zuweilen das sogenannte Doppelgebiß in Form von zwei Reihen von Zähnen. Wenn es das Pferd bei der Futteraufnahme nicht stört, kann man das Beheben dieser Unregelmäßigkeit der Natur überlassen, ansonsten sind Milchzähne leicht zu extrahieren. Ferner gibt es auch Überzähne, die auch als Lückenzähne bezeichnet werden, da sie in der Lücke zwischen dem Haken- und dem ersten Backenzahn

und vorwiegend im Oberkiefer wachsen. Da es wild wachsende Zähne sind, werden sie auch Wolfszähne genannt.

Ist die Richtung der Schneidezähne des Unterkiefers eine zu flache, so daß sie über die des Oberkiefers vorstehen, so nennt man das ein Hechtgebiß, während in umgekehrter Stellung, wenn die Zähne des Oberkiefers weit überragen, man dies ein Karpfengebiß benennt. Sind sowohl die Zähne des Unter- wie Oberkiefers weit vorgestreckt, so wird das als Ochsengebiß bezeichnet. Stehen die einzelnen Zähne nicht richtig in den Kiefern, so entstehen dadurch unregelmäßig geordnete Zahnreihen, ja solche, die, nach einer Seite schräge gestellt, zu schiefen Gebissen werden. Auch kommt es vor, daß die einzelnen Zähne nicht aneinandergereiht, sondern durch Scheidewände voneinander getrennt sind; und solche werden dann als Palisadengebisse bezeichnet.

Von ganz besonderen Launen der Natur, Zahnbildungen sogar an ganz abnormen Stellen vorzunehmen, weiß Professor Dr. Müller zu berichten, und zwar, daß man schon wachsende Zähne vor den Ohren des Pferdes, ja in der Eierstockgegend und bei einem Hengste in den Hoden fand. Ebenso wird nach seinen Beobachtungen sowie denen des Hamburger Tierarztes Schrader aus dem Jahre 1832 bei einzelnen Pferden von einer Überzahl an Backenzähnen, d. h. einem 7. gutentwickelten berichtet, wie auch von Mangel an Schneidezähnen. Gerade Schrader berichtet, daß er ein Pferd gesehen hat, das außer sehr stark entwickelten

Zangen keinerlei Schneidezähne aufwies, während es je 7 Backenzähne besaß.

In der Stellung der Backenzähne kann sich auch die Form ergeben, daß sie einwärts wachsen und das Pferd bei der Futteraufnahme schwer stören. Auch sind die Zähne des Pferdes, wie jene des Menschen, verschiedenen Krankheiten ausgesetzt, der Fäulnis usw., und daraus wieder können Fisteln, Kieferleiden, Lockerung der Zähne, ja Ausfallen derselben entstehen. Diese Krankheiten sowie noch schwerere Erscheinungen in den Kiefern können ein Pferd total unbrauchbar machen, ja dessen Tod herbeiführen. (Wir kommen auf sie sowie auf sonstige Fehler und Krankheitserscheinungen noch im Teil 8 zu sprechen.)

Um uns ein klares Bild zu machen, wie denn eigentlich der Vorgang im Pferdemaul vor sich geht, der den Kiefern die Zähne gibt und damit dem Pferde die Möglichkeit einer besten Futtervorverarbeitung, dann: wie der Wechsel von den Milchzähnen zu den bleibenden erfolgt, und schließlich: wie und welcher Art der Veränderungsprozeß an den Reibflächen sichtbar ist, wollen wir diesen ganzen „Werde- und Entwicklungsgang" von der Geburt des Pferdes ab zunächst in etwas größeren Zügen verfolgen.

Während z. B. der Hund und andere Säugetiere zahnlos zur Welt kommen, hat das Pferd meist schon bei der Geburt je 3 durchgebrochene Backenzähne und nicht selten auch Zangen, natürlich alles Milchzähne. Sind sie jedoch noch nicht vorhanden, so sitzen sie aber doch schon so scharf unter dem Zahnfleisch, daß sie einige Tage später durchgebrochen sind. In der 4. bis 6. Lebens-

woche erscheinen die Mittel- und nach vollendetem Halbjahr die Eckzähne. Die Hakenzähne treten nur selten in dieser Milzahnperiode aus dem Zahnfleisch, hingegen erscheint mit Ende des ersten Lebensjahres der erste bleibende Zahn, und zwar in Gestalt des 4. Backenzahnes, dem mit 1½ bis 2 Jahren der 5. folgt, während

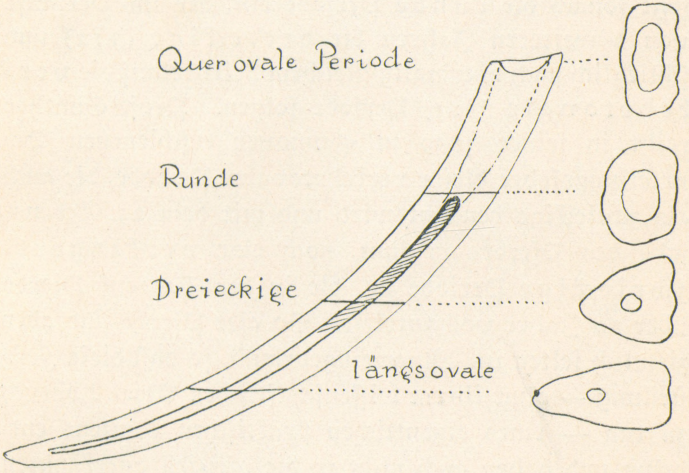


Fohlenzahn

der letzte Backenzahn erst zwischen dem 3. und 4. Lebensjahr hervorbricht.

Diese Milchzahnperiode reicht bis in die Mitte des dritten Lebensjahres, dann beginnt der Ersatz der Milchzähne durch die bleibenden, und dies nennt man die Wechselperiode. Zuerst geht dieser Wechsel in den Zangen sowie beim 1. und 2. Backenzahn vor sich, also mit 2½ Jahren. Ein Jahr später wechseln die Mittel- und die 3. Backenzähne zu bleibenden, und mit 4½ Jahren beginnt der Wechsel auch der Eckzähne, der bis zum 5. Lebensjahr geht, und nach dessen Beendigung das Pferd als volljährig bezeichnet wird. Bei Hengsten erscheinen nun auch Hakenzähne.

Die bleibenden, sich einerseits stetig aus dem Kiefer nachschiebenden, anderseits durch die Futterverarbeitung sich an der Reibfläche kürzenden Schneidezähne machen ihrer Gesamtgestaltung nach eine Formveränderung an den Reibflächen durch. Der sich nachschiebende und gegen die Wurzel zu in seiner Gestaltung schmäler und tiefer werdende Zahn verändert seine Reibfläche im Sinne seiner Gesamtform, und diese nimmt also eine andere, sich dem Auge kenntlichmachende Form an. Diese Ver-



änderungen, die wir im Gesamtbegriff als Perioden bezeichnen, gehen im Zeitraume von je 6 Jahren stetig und merkbar vor sich und haben ihre Sonderbenennungen der jeweilig gezeigten Form entsprechend erhalten.

Mit vollendeter Volljährigkeit des Pferdes, also dessen 6. Lebensjahr, stehen die Schneidezähne so an der Reibefläche, daß sie je etwa 2 Zentimeter Breite und etwa 6 Millimeter Tiefe zeigen, also queroval im Verhältnis von etwa 3 : 1 aussehen. Das ist die querovale Periode. Im Laufe der folgenden 6 Jahre nehmen die Schneidezähne, und zwar mit den Zangen des Unterkiefers beginnend, zu den Eckzähnen desselben, hierauf in gleicher Reihenfolge im Oberkiefer, eine neue Gestaltung der Reibflächen an; sie sind allmählich rund (1 : 1) in ihrer Form geworden, und mit dem 12. Lebensjahr setzt sonach die runde Periode ein, der im Verlaufe von 6 weiteren Jahren die dreieckige (1 : 2) und schließlich nach abermalig gleichem Zeitverlauf die verkehrtovale (3 : 1) Periode folgen. Prof. Günther reiht in seiner 1859 in Hannover erschienenen Beurteilungslehre dieser verkehrtovalen Periode, die auch als zweieckige benannt wird und mit dem 24. Lebensjahr des Pferdes beginnt, noch eine verlängert-zweieckige Periode an, die in der Tat auf Pferde über 30 Jahre voll zutrifft. So alte Pferde sind aber ziemlich selten im Allgemeingebrauch, so daß diese Feststellung — ohne ihrem wissenschaftlichen Wert Abbruch zu tun — eines eigentlichen praktischen Nutzens entbehrt und daher auch nicht in die offiziell anerkannten Perioden aufgenommen ist.

Ein eigentümlicher Vorgang an den Eckzähnen des Oberkiefers ist besonders erwähnenswert, und zwar nehmen ihre Reibflächen eine Abdachung — Abschrägung nach hinten zu — in bestimmten Lebensjahren an. Dieser

Vorgang erklärt sich sehr einfach durch die schon erwähnte Formveränderung der Gesamtgestaltung der Zähne im Laufe der Jahre. Da diese im Unterkiefer beginnt, so ist es ganz selbstverständlich, daß die damit verbundene, gewissermaßen streckendere Form der Unterkieferzähne es zeitweise mit sich bringt, daß die Reibeflächen der gegenüberliegenden Zähne nicht voll aufeinander treffen. Damit bleibt ein Teil der Reibeflächen der Oberkiefer-Eckzähne geschont, also unabgerieben, und es entsteht in der Reibefläche eine schräge Abdachung nach hinten, die man als Einbiß bezeichnet. Er zeigt sich mit dem 9. Lebensjahre zum erstenmal, verschwindet im Laufe von 3 Jahren, also der Zeit, in der sich die entsprechende Nachgestaltung der Zähne im Oberkiefer vollzogen hat; er kommt dann mit 15 Jahren zum zweitenmal, um in gleicher Weise zu verschwinden und sich mit 21 Jahren noch ein drittes Mal kenntlich zu machen.

Wie wichtig es ist, Kenntnis von den vorgeschilderten Vorgängen und der Zahnlehre überhaupt in der vorskizzierten Art zu besitzen, das wird so recht kenntlich machen die nunmehr folgende Lehre von der

Altersbestimmung nach Zahnperioden

Geschenktem Gaul schau nicht ins Maul,
doch geht's zum Kauf, gib acht darauf!

Das Vermögen, das Alter eines Pferdes möglichst genau festzustellen, ist nicht nur wissenschaftlich, son-

dern auch besonders für den wichtig, der ein Pferd auf das ihm innewohnende Leistungsvermögen hin beurteilen oder gar käuflich erwerben will. Man pflegt zwar zu sagen: zum Heiraten nimmt sich kein Mensch einen Berater, zum Pferdekauf aber deren ungezählte, obgleich er den Gaul loswerden kann, aber was man selbst sieht und versteht, das geht doch über die Wissenschaft anderer als Eigengut, ohne jene der anderen dadurch zu schmälern.

Und das Wissen um eine Altersbestimmung ist wahrlich nicht schwer zu erwerben, wenn man nur will. Es fußt auf eigenem, logischen Denken sowie auf dem, was die Erfahrung und Forschung seit fast Jahrtausenden zusammengetragen hat, und was so übersichtlich sich aneinanderreiht, daß man es förmlich nur auswendig zu lernen braucht. Das Auge natürlich muß sich aber daneben gewisse Formen einprägen und nach gewissen Regeln suchen, um die geistige Erkenntnis zu unterstützen und so das Alter eines Pferdes *nicht* erraten, sondern tatsächlich zutreffend *bestimmen* zu können.

Vor allem müssen wir uns vor Augen halten, daß es bei allen Lebewesen eine sogenannte Kindes- oder Entwicklungszeit gibt, der dann die Hochblüte, die Vollkraft folgt, während sich danach das mähliche oder raschere Schwinden der Kräfte bis zum Vergehen, also das Altern ergibt.

Diese drei Stadien eines Lebens sind uns wohlbekannt und wir kennen ja auch ihre äußeren Merkzeichen, aber wir wissen auch, daß diese äußeren Merkzeichen trügerisch sind, d. h. bei dem einen Lebewesen früher

eintreten und bei dem anderen, vielleicht ungleich älteren erst später zu Alterserscheinungen werden. Durch jahrtausendelangen Umgang mit dem Pferde haben sonach gewisse äußere Merkmale den Menschen gelehrt, das Pferd auf sein Alter hin einschätzen zu können. Die Körperhaltung und -gestaltung eines Pferdes sprechen schon allein, das junge kraftvolle Tier hält sich straffer und ist in seinen Formen abgerundeter, weniger eckig und kantig. Das wäre eines, doch werden diese beiden Eigenschaften durch die Summen bereits verrichteter Arbeitsleistung und auch durch die Ernährungsweise eines Tieres beeinflußt; ein Pferd, das zu früh seine Lebensexistenz erarbeiten mußte und dazu bei kargem Brot gehalten wurde, altert natürlich ungleich rascher als ein anders gehaltenes. Ebenso sind die Veränderungen in der Pferdehaarfärbung Merkmale, aber auch sie dienen nur als Hilfsmittel zum Einschätzen, genau so, wie die Vertiefung der Augengrube, die wohl mit dem Altwerden zunimmt, aber nur diesen allgemeinen Anhaltspunkt damit bietet. Schließlich ist auch und besonders aus den Augenfältchen der äußeren Augenwinkel, den sogenannten Zahnenfüßen, ein Schluß auf das Alter zu ziehen, da sie erst mit vollendetem 9. Lebensjahr beginnen. Indessen sind all diese Versuche, nach derlei Merkmalen das Alter eines Pferdes bestimmen zu wollen, trügerisch, sie lassen — wie gesagt — nur ein Einschätzen, nicht aber ein richtiges Altersbestimmen zu.

Das ist nur aus der Gestaltung der Zähne möglich!

Diese Erkenntnis hatten schon die alten Griechen und Römer, denn aus zahlreichen Schriften ihrer geistigen Heroen und Naturforscher tritt uns das entgegen, und um nur einige dieser Forschungserkenntnisse anzuführen, sei erwähnt, daß Absyrtus bereits von Zähnen runder und dreieckiger Gestaltung als Veränderungszeichen zunehmenden Alters spricht; daß sowohl Columella und Palladius über das stete Wachstum der Zähne und ihr zunehmendes Längerwerden und Hervorstehen mit dem Altern berichten, und daß Aristoteles, Plinius, Xenophon und andere auf gleichen und ähnlichen Grundlagen bereits darauf hinwiesen, daß man das Alter eines Pferdes nur nach Form und Gestaltung seiner Zähne bestimmen kann.

Im Laufe der später folgenden Zeiten hat die exakte Forschung auf diesen Grundlagen weiter gearbeitet, hat das Wachstum und die Abreibung der Zähne, also ihren Verbrauch genauest beobachtet, und hat daraus mählich das zusammengefaßt, was wir in der Zahnlehre mit Perioden in der Veränderung der Reibeflächen und der damit verbundenen Veränderung ihrer Formen bezeichneten. Kurz wiederholt, haben wir sonach:

1. Die Milchzahnperiode von der Geburt bis zu 2½ Jahren;

2. die Wechselperiode, in der die bleibenden Zähne kommen und an ihrer Reibfläche die Gruben, Vertiefungen, die Kunden zeigen, von 2½ bis 6 Jahren;

3. die querovale Periode, in der die Reibflächen dieſe Geſtaltung aufweiſen und die Kunden abgerieben und zur Kundenſpur werden. Sie geht vom 6. bis zum 12. Lebensjahr.

4. Die runde Periode, jene, in der durch die Abreibung eine Formveränderung der Reibflächen von der querovalen zur runden Geſtaltung eintritt. Zeitdauer 12. bis 18. Lebensjahr.

5. Die dreieckige Periode; die Reibfläche hat ſich verändert, beſitzt eine dreieckige Form. Das geht vom 18. bis zum 24. Lebensjahr.

6. Die verkehrtovale Periode, eine in der Form von der querovalen um 90 Grad verſchiedene, die vom 24. Lebensjahr bis zum Lebensende gerechnet wird. Ihre wiſſenſchaftliche Fortſetzung bildet:

7. die verlängerte zweieckige Periode, bei der die Rundung, das Ovale verlorengeht und die mit dem 30. Lebensjahr eintritt und theoretiſch bis zum 36. gehen würde, um ſich dann wieder zu verändern. Sie kommt — wie ſchon erwähnt — praktiſch nicht in Betracht.

Wenn wir daraus wieder gewiſſe beſonders markante Vorgänge und damit entſtehende Kennzeichen einprägſam hervorheben wollen, ſo ſind das:

a) Milchzähne beſitzt das Pferd — ſie wechſelnd — bis zum erreichten 5. Lebensjahr ſowohl im Unter- wie Oberkiefer.

b) Kunden (Bohnen, Marken), die Vertiefungen in den Schneidezähnen, hat das Pferd im Unterkiefer bis zum 8., im Oberkiefer bis zum 11. Jahr.

c) Kundenspuren, nach Verschwinden der Kunden, beginnen mit dem 6. Lebensjahr an den Zangen des Unterkiefers und hören mit dem 16. an den Eckzähnen des Oberkiefers auf.

d) Kernspuren, braune Flecke in der Zahnmitte an Stelle der Kundenspur, treten mit dem 12. Lebensjahr auf; sind an allen Schneidezähnen mit dem 17. sichtbar und bleiben bis ans Lebensende.

e) Hakenzähne bekommen Hengste nach dem 4. Lebensjahr und sie bleiben.

f) Einbisse an den oberen Eckzähnen sind dreimal sichtbar, mit dem 9., 15. und 21. Lebensjahr, sie verschwinden stets allmählich innerhalb von 3 Jahren.

(Interessant ist dem hinzuzufügen, daß die isländischen Pferde, abweichend von anderen Artgenossen, keine runden Kunden, sondern gespaltene besitzen.)

Diese Haupteinteilung vor Augen, wollen wir nun versuchen, Jahr um Jahr das Altern zu verfolgen, also Jahr um Jahr uns die Veränderung, die mit dem Altern an den Schneidezähnen des Pferdes bzw. deren Reibeflächen vor sich gehen, zu beobachten. Worte können diese Veränderung wohl auch ziemlich markant charakterisieren, über das Auge nimmt aber der Denkapparat des Menschen alles leichter und bleibender auf, darum sei im Nachstehenden Periode um Periode und in jeder Jahr um Jahr bildlich dargestellt und prägnant beschriftet.

I. Milchzahnperiode

Sie erfordert noch nicht das genaue Kennen der Formen der Reibeflächen, es genügt da, den Milchzahn als solchen zu kennen. Er ist wesentlich verschieden von den bleibenden, denn er ist ungleich heller, weißlicher als der bleibende Zahn, ist dünner; in der Form seiner Krone ausgeprägter und ebenso im Hals ganz deutlich verschnürter, also abgesetzter als der bleibende.

Den Entwicklungsgang kurz wiederholt, kommen:

die Zangen: mit oder knapp nach der Geburt;

die Mittelzähne: in der 4. bis 6. Woche;

die Eckzähne: mit 6 bis 9 Monaten;

mit 1 Jahr sind die Kunden der Zangen im Unterkiefer abgerieben, verschwunden; die Mittelzähne in Reibung;

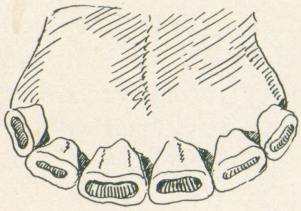
mit 1½ Jahren ist die Kunde an Zangen und Mittelzähnen verschwunden und die Eckzähne sind in Reibung;

mit 2 Jahren sind sämtliche Schneidezähne bereits ohne Kunde, die Zangen und Mittelzähne bereits stark abgerieben.

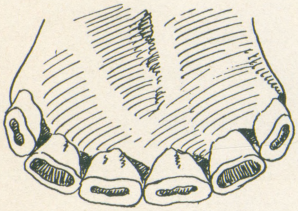
II. Wechselperiode

(2½ bis 5 Jahre)

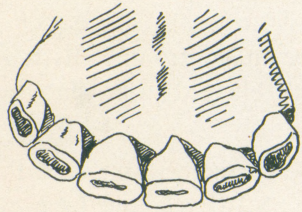
Unterkiefer:



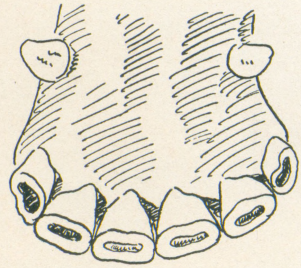
2½ Jahre: Die Zangen wechseln zu bleibenden Zähnen.



3½ Jahre: Die Mittelzähne wechseln zu bleibenden Zähnen.



4½ Jahre: Die Eckzähne wechseln zu bleibenden Zähnen.



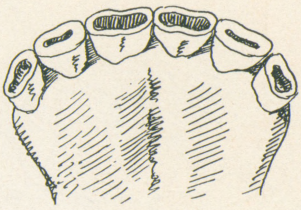
5 Jahre: Die bereits seit 2 Jahren in Reibung befindlichen Zangen haben ihre Kunden nahezu abgerieben. Bei Hengsten brechen die Hakenzähne durch.

II. Wechselperiode

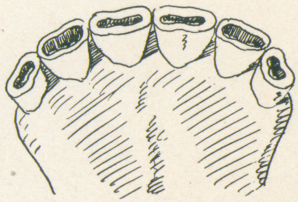
(2½ bis 5 Jahre)

Oberkiefer:

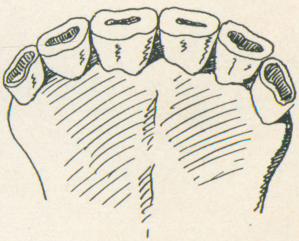
2½ Jahre: Die Zangen wechseln zu bleibenden Zähnen.



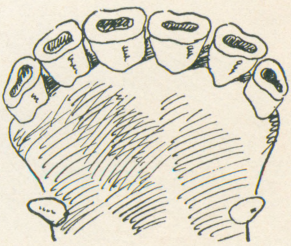
3½ Jahre: Die Mittelzähne wechseln zu bleibenden Zähnen.



4½ Jahre: Die Eckzähne wechseln zu bleibenden Zähnen.



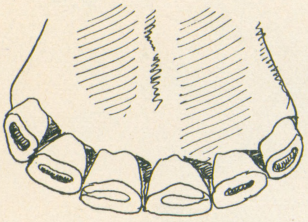
5 Jahre: Die Kunden der Zangen sind wohlerhalten vorhanden; bei Hengsten beginnen die Hakenzähne durchzubrechen.



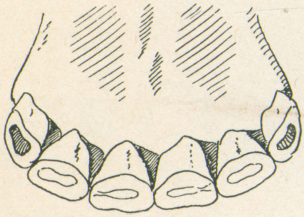
III. Querovale Periode

(6 bis 12 Jahre)

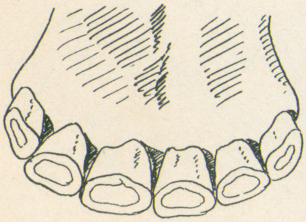
Unterkiefer:



6 Jahre: Zangen nur noch Kundenspur, Zahnform derselben queroval.
Mittelzähne: in beginnender Reibung.
Eckzähne: Kunden vorhanden.



7 Jahre: Zangen sind in weiterer Reibung.
Mittelzähne: die Kunde ist verschwunden und nur mehr als Kundenspur vorhanden.
Eckzähne: beginnende Reibung, Kunden vorhanden.

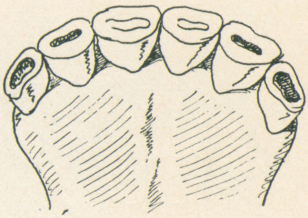


8 Jahre: Zangen in weiterer Reibung.
Mittelzähne: in weiterer Reibung.
Eckzähne: Kunde verschwunden, Kundenspur vorhanden.
Sämtliche Schneidezähne haben an der Reibefläche nunmehr die querovale Form.

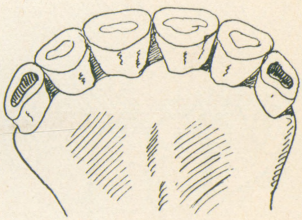
III. Querovale Periode

(6 bis 12 Jahre)

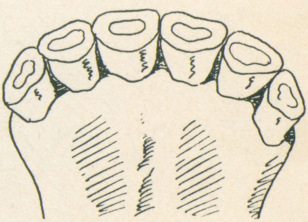
Oberkiefer:



9 Jahre: Zangen nur noch Kundenspur, Zahnform derselben queroval.
Mittelzähne: in beginnender Abreibung.
Eckzähne: Kunden vorhanden.



10 Jahre: Zangen sind in weiterer Reibung.
Mittelzähne: die Kunde ist verschwunden und nur mehr als Kundenspur vorhanden.
Eckzähne: beginnende Reibung, Kunden vorhanden.

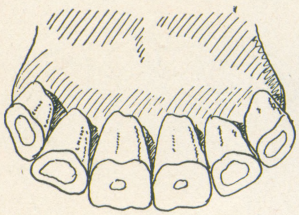


11 Jahre: Zangen in weiterer Reibung.
Mittelzähne: in weiterer Reibung.
Eckzähne: Kunde verschwunden, Kundenspur vorhanden.
Sämtliche Schneidezähne haben an der Reibefläche nunmehr die querovale Form.
An ihnen ist der erste Einbiß erkenntlich.

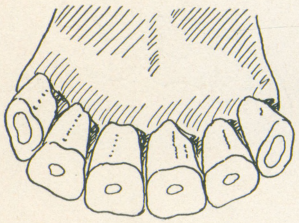
IV. Runde Periode

(12 bis 18 Jahre)

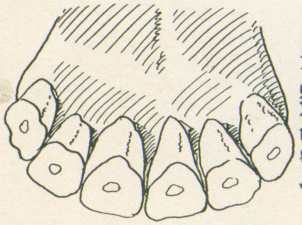
Unterkiefer:



12 Jahre: Zangen haben bereits an der Reibefläche die runde Form angenommen, in ihrer Mitte wird die braune Kernspur sichtbar.
Mittelzähne: beginnende weitere Abreibung und Formumgestaltung.
Eckzähne: unverändert, queroval.



13 Jahre: Zangen unverändert in Reibung.
Mittelzähne: haben bereits die runde Form angenommen.
Eckzähne: beginnen die Veränderung.



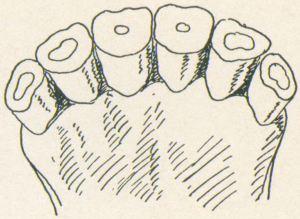
14 Jahre: Zangen unverändert in Reibung, mit bereits leichter Umgestaltung der Reibeflächenform.
Mittelzähne: in Reibung zu beginnender Umgestaltung.
Eckzähne: haben bereits die runde Form angenommen.

IV. Runde Periode

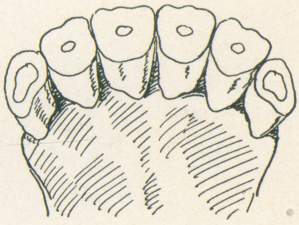
(12 bis 18 Jahre)

Oberkiefer:

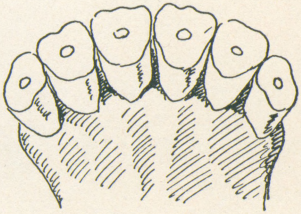
15 Jahre: Zangen haben bereits an der Reibefläche die runde Form angenommen, in ihrer Mitte wird die braune Kernspur sichtbar.
Mittelzähne: beginnende weitere Abreibung und Formumgestaltung.
Eckzähne: unverändert, queroval, an ihnen tritt der zweite Einbiß in Erscheinung.



16 Jahre: Zangen unverändert in Reibung.
Mittelzähne: haben bereits die runde Form angenommen.
Eckzähne: beginnen die Veränderung; der Einbiß beginnt zu verschwinden.



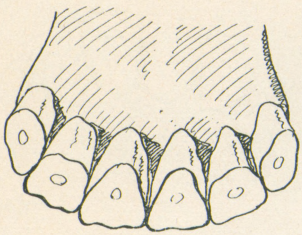
17 Jahre: Zangen unverändert in Reibung, mit bereits leichter Umgestaltung der Reibeflächenform.
Mittelzähne: in Reibung zu beginnender Umgestaltung.
Eckzähne: haben bereits die runde Form angenommen; Einbiß verschwindet.



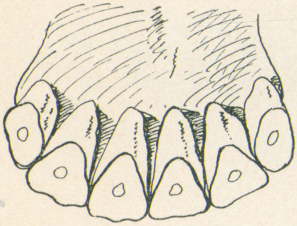
V. Dreieckige Periode

(18 bis 24 Jahre)

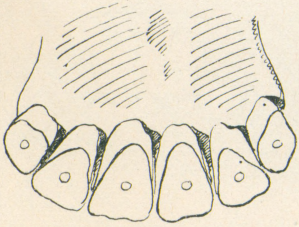
Unterkiefer:



18 Jahre: Zangen haben bereits die dreieckige Form voll angenommen, sind in weiterer Reibung.
Mittelzähne: in Formumgestaltung von rundem Aussehen der Reibeflächen.
Eckzähne: unverändert.



19 Jahre: Zangen in weiterer Reibung und allmählicher Umgestaltung von der dreieckigen Form.
Mittelzähne: haben bereits die dreieckige Form.
Eckzähne: gestalten sich zu dieser um.

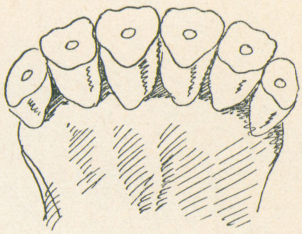


20 Jahre: Zangen haben weitere Formveränderung bekommen.
Mittelzähne: beginnen die Formveränderung stärker.
Eckzähne: haben die ausgesprochen dreieckige Form angenommen.

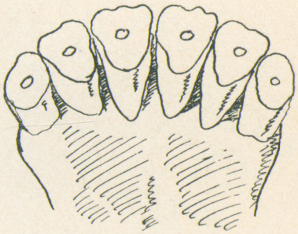
V. Dreieckige Periode

(18 bis 24 Jahre)

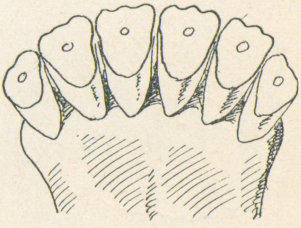
Oberkiefer:



21 Jahre: Zangen haben bereits die dreieckige Form voll angenommen, sind in weiterer Reibung.
Mittelzähne: in Formumgestaltung von rundem Aussehen der Reibeflächen.
Eckzähne: unverändert; kenntlicher dritter Einbiß.



22 Jahre: Zangen in weiterer Abreibung und allmählicher Umgestaltung von der dreieckigen Form.
Mittelzähne: haben bereits die dreieckige Form.
Eckzähne: gestalten sich zu dieser um, der deutlich sichtbare dritte Einbiß beginnt zu verschwinden.

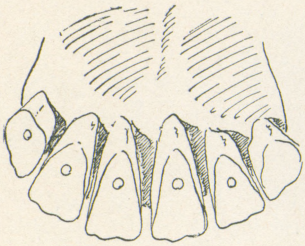


23 Jahre: Zangen haben weitere Formveränderung angenommen.
Mittelzähne: beginnen die Formveränderung stärker.
Eckzähne: haben die ausgesprochen dreieckige Form angenommen; der Einbiß verschwindet.

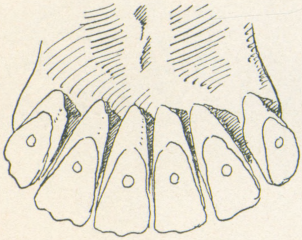
VI. Verkehrtovale Periode

(24 bis 30 Jahre)

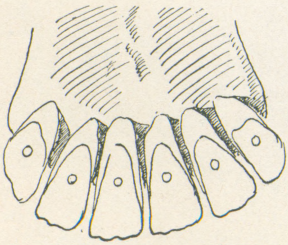
Unterkiefer:



24 Jahre: Zangen haben bereits die verkehrtovale Form an ihrer Reibefläche angenommen, d. h. stehen im Kiefer nicht quer breit, sondern lang tief.
Mittelzähne: weitere stärkere Formveränderung von der dreieckigen Form.
Eckzähne: beginnende Formveränderung.



25 Jahre: Zangen unverändert, werden ausgesprochen zweieckiger.
Mittelzähne: haben bereits die verkehrtovale Form angenommen.
Eckzähne: unverändert.

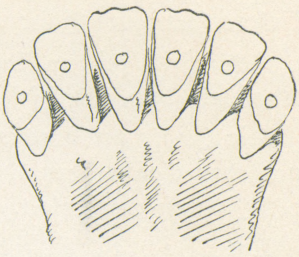


26 Jahre: Zangen noch mehr zweieckiger.
Mittelzähne: werden zweieckiger.
Eckzähne: haben die verkehrtovale Form angenommen.

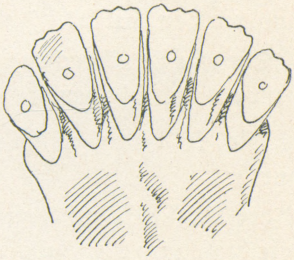
VI. Verkehrtovale Periode

(24 bis 30 Jahre)

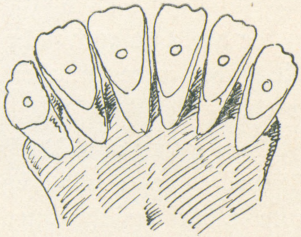
Oberkiefer:



27 Jahre: Zangen haben bereits die verkehrtovale Form an ihrer Reibefläche angenommen, d. h. stehen im Kiefer nicht quer breit, sondern lang tief.
Mittelzähne: weitere stärkere Formveränderung von der dreieckigen Form.
Eckzähne: beginnende Formveränderung, mitunter ergibt sich sogar eine dem Einbiß ähnliche Gestaltung an ihrer Hinterfläche.



28 Jahre: Zangen unverändert, werden ausgesprochen zweieckiger.
Mittelzähne: haben bereits die verkehrtovale Form angenommen.
Eckzähne: unverändert.



29 Jahre: Zangen noch mehr zweieckiger.
Mittelzähne: werden zweieckiger.
Eckzähne: haben die verkehrtovale Form angenommen.

Will man nun hieran das wissenschaftlich Erforschte einer weiteren VII., der verlängert-zweieckigen Periode, anschließen, so geht der Wechsel in der gleichen Weise jeweils über Zangen, Mittel- und Eckzähne des Unterkiefers und dann die gleichen Schneidezähne des Oberkiefers Jahr um Jahr vor sich.

Schließlich sei zur klaren Übersicht noch der jeweilige Ausbruch bzw. Wechsel der einzelnen Zähne angeführt:

Die Zangen brechen schon vor oder einige Tage nach der Geburt des Pferdes hervor und werden mit 2½ Jahren gewechselt.

Die Mittelzähne in der 4. bis 6. Woche und wechseln mit 3½ Jahren.

Die Eckzähne treten mit 6 bis 9 Monaten hervor und werden mit 4½ Jahren gewechselt.

Die Haken brechen bei Hengsten mit 4 bis 5 Jahren hervor und bleiben.

Die Backenzähne machen folgende Vorgänge durch:

der erste kommt analog wie die Zangen und wird wie diese mit 2½ Jahren gewechselt.

Der zweite erscheint zu gleicher Zeit wie der erste und wird auch zu gleicher Zeit gewechselt, während

der dritte auch nahezu gleichzeitig hervorbricht wie die beiden anderen, aber erst mit 3½ Jahren gewechselt wird.

Vom vierten Backenzahn ab sind es bleibende Zähne. Dieser selbst bricht mit 10 Monaten bis rund zum 1. Lebensjahr durch,

der fünfte zwischen 1½ bis 2 Jahren und der sechste und hinterste schließlich kommt nicht vor dem vollendeten 3., häufig erst mit dem 4. Lebensjahr.

Aus dem Vorstehenden tritt uns nun die Frage entgegen: wie alt wird denn überhaupt ein Pferd?

Diese Frage läßt sich nur theoretisch und auf dem erforschten Erfahrungsgrundsatz dahin beantworten, daß jedes Lebewesen das Sechs- bis Siebenfache alt wird, als es an Zeit bis zu seiner Vollentwicklung braucht. Da das Pferd bis zu seiner sogenannten Volljährigkeit, also dem Besitz aller seiner bleibenden Zähne, 5 Jahre braucht, gilt als ein theoretischer Grundsatz, daß ein Pferd 30 bis 35 Jahre alt wird.

Diese Theorie wird aber durch Erfahrungen widerlegt. Es ist ganz selbstverständlich, daß — zunächst betrachtet — ein Vollwesen länger lebt als ein Bastard, also in ihrer Art reinerhaltene Einhufer ein längeres Leben aufweisen, als Kreuzungen in ihren verschiedenen Arten, wie z. B. Maulesel, Maultier usw. Dann ist es auch voll begreiflich, daß ein zweckmäßig gutgehaltenes, also richtig ernährtes Tier langlebiger ist als ein solches, das darben mußte und seine Organismen nicht so entwickeln konnte, wie das richtig genährte. Ferner spricht auch die Verwendungsart des Pferdes mitbestimmend für sein Alter. Pferde, die zu früh den — nennen wir es — Existenzkampf in Arbeit aufnehmen mußten, sind benachteiligt, und ebenso sind solche Pferde kurzlebiger, die dauernd schwere Arbeit zu verrichten haben, also das ständige Volleinsetzen ihrer Kraft geben müssen. Schließlich spielen selbstverständlich auch Krank-

heiten, die das Pferd durchgemacht hat, und die seinen Organismus angegriffen oder geschwächt haben, ausschlaggebend mit.

Über das mittlere Alter, also den Altersdurchschnitt des Pferdes, gehen die Meinungen der Hippologen stark auseinander; die des Professors Hartmann ist darum als besonders erwähnenswert anzugeben, da sie auf Grund von ihm geführter Statistiken nur 10 Jahre als das Durchschnittsalter ermittelt hat. Dazu ist allerdings zu bemerken, daß diese Beobachtungen aus einer Zeit stammen, in der die Pferdekunde auf dem Lande in nicht zu hoher Anwendung stand, und daß sie sich auf alles erreichbare Material stützte, also auch auf sehr schlecht gehaltene und schwere Arbeit verrichtende Pferde sowie auf das Ableben von Tieren, die durch Krankheiten usw. weggerafft wurden. Einen greifbaren Durchschnitt im Alter kann man mit der oberen Hälfte der Langlebigkeitsdauer, also mit über 15 bis 16 suchen; selbstverständlich steigt dieses Alter mit der zweckmäßigen Haltung und Verwendung des Pferdes. Dafür geben ja besten Beweis die sogenannten Kriegspferde, die trotz mancher schweren Entbehrungen, die sie im Weltkriege durchmachen mußten, durchschnittlich ein recht hohes Alter erreichten, da im Körper durch zweckentsprechende Ernährung und Verwendung während der Entwicklungs- und Vollreifezeit ein genügender Kraftfundus vorhanden war.

Man muß immer wieder auf das Spiel und die Laune der Allgewalt Natur zurückkommen, wenn man um eine Sache schreiben will, deren Ent- und Bestehen aus ihr gekommen ist. So also auch in bezug auf das

Pferdealter, denn auch da hat sie sich große Willkürlichkeiten erlaubt.

Allgemein bekannt ist ja das Skelett des Lieblingspferdes Friedrichs des Großen, des Schimmels Condé, das in der Tierärztlichen Hochschule in Berlin aufbewahrt wird. Condé wurde 40 Jahre alt. Gleichfalls 40 Jahre alt ist ein Schimmel ungarischer, mezöhegyeser Zucht geworden, dessen Skelett in dem Wiener Tierarznei-Institut aufbewahrt wird, und der bis in sein spätes Lebensalter hinein nützlich verwendet werden konnte. An gleicher Stelle ist eine Reliquie aufbewahrt, der Kopf des Lieblingspferdes von Kaiser Franz I., das allerdings „nur" das 33. Lebensjahr überschritten hatte.

Eine ganz eigenartige Reliquie bildet ein Pferdekopf, der im Museum der Tierarznei-Hochschule zu Curreghem bei Brüssel zu sehen ist. Es ist das der Kopf einer Kaltblutstute, die 43 Jahre alt geworden ist und zudem 32 Fohlen das Leben geschenkt hat. Kaltblüter erreichen an sich nicht das Alter wie Warmblüter, und die Anzahl der Fohlen, die das Pferd getragen hat, machen diese Reliquie zu einem wirklichen Kuriosum, das nur einwandfrei dadurch bestätigt ist, daß sie an solchem wissenschaftlichen Orte wie diese Lehrhochschule zu Belehrungszwecken zur Schau steht.

Und auch darüber hinaus gibt es noch Bekundungen, daß Pferde älter geworden seien. In Toussain, einer Stadt im südlichen Frankreich, wird amtlich beglaubigt der Kopf eines 1860 eingegangenen Pferdes aufbewahrt, das fast 52 Jahre alt geworden ist. Diese Reliquie wieder wird übertroffen durch die Schilderung des

Professors Zehenter, der in seinen Erinnerungen anführt, daß ihm im Moldauischen ein Hengst gezeigt wurde, von dem — durch die ältesten Bauern bestätigt — behauptet wurde, daß er das 80. Lebensjahr erreicht haben müsse.

Ein ganz besonderes Kuriosum tritt uns aber aus den „Monuments de la monarchie française" des Jahres 1729 entgegen. In diesen schreibt der damals sehr bekannte Hippologe Montfaucon über einen 100jährigen Hengst, den 912 ein Gascogner Fürst gelegentlich der Huldigung, die Raoul zuteil wurde, geritten haben soll. Dieses Kuriosum ist natürlich vollkommen unkontrollierbar und hier nur als ein Unikum angeführt, an das zu glauben einem schon an sich schwer fällt und gar erst, da von einem Fürsten der Gascogne die Rede ist. Die Bewohner dieser südfranzösischen Provinz sind ja ihrer Übertreibung wegen wohlbekannt, und nach ihnen wurde ja derlei Tun als Gascognaden benannt.

Aber auch diese kleine Abweichung ist wissenswert und eine Bereicherung um das Wissen der unendlichen Möglichkeiten in den Naturgewalten. Als Gegensatz nun schließlich noch ein Sprung zu Dingen, die der Mensch gewaltsam versucht, und zwar aus eigennützigen Täuschungsgründen.

Wir haben erwähnt, daß ein Pferd in der Hochblüte seines Lebensalters eine Art selbstverständliches Bestleistungskönnen in dieser Zeit seiner Höchstentwicklung besitzen muß. Der Beurteiler und besonders der Käufer wird demnach Merkmale suchen, die ihm dieses Alter offenbaren, also an den Zähnen. Das wissend, entstand

das Beſtreben, ein noch nicht entwickeltes Pferd als älter, vollentwickelter hinzuſtellen, oder ein überaltertes Pferd jünger zu machen.

Das Ältermachen kann derart geſchehen, daß bei gut entwickelten Jungpferden die Milchzähne gebeizt, mit Tinkturen behandelt werden, die ihnen eine gelblichere Färbung geben, ſo daß ſie dem nicht genügend Wiſſenden für bleibende Zähne vorgetäuſcht werden können. In ſolchen Zweifelsfällen iſt es gut, einen Blick in den Hinterkiefer zu werfen, dort, wo die Backenzähne ſtehen ſollen, die ſelbſtverſtändlich, und da die letzten erſt mit dem 3. reſp. 4. Jahre kommen, noch recht unentwickelt ſein müſſen. Dem Wiſſenden genügt indeſſen der Blick auf die Kronengeſtaltung.

Ein weiterer Vorgang zum Ältermachen liegt darin, daß man das Zahnfleiſch mit reizenden Tinkturen behandelt, damit aus ihm die Milchzähne raſcher ausfallen. Das Fehlen der bleibenden Zähne wird dann als verzögert oder dgl. hingeſtellt und der Nichtwiſſende kann auch darauf reinfallen, denn durch die Tinkturbehandlung dürfte ja das Zahnfleiſch angegriffen, verſchwollen ſein, alſo ſo ausſehen, als ob es knapp vor Durchbruch der bleibenden Zähne wäre.

Pferde jünger erſcheinen zu laſſen, wird in der Weiſe vorgenommen, daß man die verſchwundenen Kunden künſtlich wieder wieder neu herſtellt, die Reibeflächen ſonach künſtlich als Kunde aushöhlt. Für dieſe betrügeriſche Manipulation gibt es zahlreiche Benennungen, die bekunden, daß ſie in allen Ländern verſucht werden. Im Deutſchen ſpricht man von einem Molochen, einem Gitſchen und einem Gejüdſchen, und

zwar letzteres darum, da die Pferdehändler zumeist Juden sind resp. waren; der Franzose nennt diesen Vorgang contre-marquer und der Engländer bishop.

Auch der Form der Reibefläche nach und ebenso, was die Länge der Zähne anbelangt, kann mit der Feile nachgeholfen werden, um das entsprechende vorzutäuschende Alter gewissermaßen zu formen. Der um die Zahnlehre und um die Zahngestaltung Wissende wird aber auch da nicht allzu leicht hereinfallen.

Fütterungslehre, Allgemeinbegriffe

Gutes Futter, gute Streu,
sie ersetzen Kräfte neu!

Das Wissen um jene Nahrungsmittel, die dem Pferdekörper zuträglich sind und ihm die Stoffe zuführen, die ihm zur Erhaltung seiner Kräfte und zu deren Entfaltung notwendig sind, ferner in welchen Mengen und zu welchen Zeiten dem Pferde diese Nährmittel zu verabreichen sind, umfaßt der Begriff der Fütterungslehre.

Wenn wir den Begriff Nahrungsmittel wieder näher auseinandersetzen wollen, so gibt es *natürliche*, also solche, die als Pflanzen naturgegeben wachsen, und es gibt *künstliche*, d. h. solche, die durch menschliches Wissen zusammengesetzt, jene Substanzen künstlich aneinandergefügt enthalten, die den Nährwert in sich vereinigen.

Unter *Nährwert* verstehen wir die proportionelle Zusammensetzung in einem Nahrungsmittel, die geeignet ist, bestimmte Stoffe, die bestimmten Einfluß

über den Verdauungsweg auf die Körpersäfte und -kräfte haben, besonders zu kennzeichnen. In diesem Begriffe darf aber nicht die einseitige Anschauung entstehen, daß, weil ein Nahrungsmittel diesen oder jenen Nährstoff besonders besitzt, es das alleinige Verabreichungsmittel sein soll, sondern es muß stets und wie ja in allem, in der Verabreichung das beibehalten sein, was die Natur selbst in ihrer Allgewalt ersonnen hat, um den jeweiligen Körper und dessen Organismus am besten, zweckdienlichsten, lebensfähigsten zu erhalten.

Wenn wir nun die natürlichen Nährmittel mit dem gangbaren Worte Futter bezeichnen, so unterscheiden wir in diesem zunächst folgende Arten: 1. das Halmfutter, das entweder in grünem Zustande, also wie dem Boden entwachsen, als Gras, Klee usw. usw., kurzum als Grünfutter im Freien oder im Stall verabreicht wird, oder aber in getrocknetem Zustande als verschieden benannte Heuarten. — 2. Das Hartfutter, unter dem man die verschiedenartigen Körnerfrüchte wie Hafer, Gerste, Mais usw. versteht. — 3. Das Häckselfutter, worunter man durch den Menschen zerkleinertes, zerschnittenes Halmfutter versteht, dem Körner beigemengt sind. — 4. Das Weichfutter, das aus mit Flüssigkeit vermengten vollgesogenen Körnerfrüchten und der Beigabe von Kleien besteht. — 5. Das Kleienfutter, das aus nur zermahlenen Körnerfrüchten besteht. — 6. Das Schnitzelfutter, das aus durch den Menschen zerkleinerten, zerschnittenen Knollenfrüchten, Rüben, Kürbis usw. besteht. — 7. Das Kraftfutter, das auf chemisch-industriellem Wege hergestellt, eine Art Extrakt von Nährwerten bildet

und den natürlichen Futtermitteln beigemengt wird. — Allen diesen Futtermitteln hat als Ergänzung, d. h. als separate Beigabe, das Wasser als Tränkmittel stets zu dienen.

Neben dem vorgeschilderten gibt es noch ein Erstfutter, und zwar bildet ein solches die Muttermilch dem Fohlen.

In jedem der vorgeschilderten Sammelbegriffe sind also die jeweils als Futtermittel bezeichneten Pflanzenarten enthalten, und es ist ganz selbstverständlich, daß diese wieder ihrem Aufbau, ihrem Organismus und ihrer Substanz nach verschiedenartige Nährwerte besitzen, die wir als organische oder anorganische bezeichnen. Die organischen zerfallen in die stickstoffhaltigen und die stickstofffreien Nährstoffe, die gemeinverständlich vielleicht am besten gekennzeichnet werden als die eiweißhaltigen Nährstoffe und die fette- und kohlenhydratehaltigen. Das einzeln auseinanderzuspinnen, würde weit über den Rahmen einer Allgemeinkunde gehen; erwähnt muß nur werden, daß diese speziell benannten Stoffe nicht etwa die alleinigen Vorherrscher in den verschiedenen Pflanzengruppen sind, also nicht etwa alleinig in dieser oder jener Pflanze vorkommen, sondern sich stets in Bindung mit anderen Stoffen vorfinden. Eins oder das andere dieser als wichtig hervorgehobenen Stoffe kann sonach besonders stark in dieser oder jener Pflanze enthalten sein, sofern sie aber als nutzbare Futterpflanze naturgegeben ist, hat ihr diese Allgewalt auch ein Beigemenge an anderen Stoffen gegeben, um durch diese Beigemenge verarbeitungs- und später verdauungsfähig zu sein.

Aus den hier gestreiften Gedanken kristallisieren sich die Fragen: 1. unter welchen Gesichtspunkten man einen Schlüssel finden könnte, um den Nährwert der verschiedenen Pflanzen auszudrücken; 2. was man denn einem Pferde an Futtermenge zu verabreichen hat; — und schließlich: 3. wann und in welcher Art diese Verabreichung stattfinden soll?

Den grundlegenden Begriff einer Futtermengenerrechnung für das Pferd bildet der Heuwert. Das Heu, also das getrocknete Naturfutter, ist die natürliche und leichtbekömmliche Nahrung, zugleich auch die naturgemäße, die dem Pferdekörper ihm notwendige Stoffe zuführt. Das Heu besteht aus 14 Prozent Wasser, 9 Prozent stickstoffhaltigen, 41 Prozent stickstofflosen und 6 Prozent Aschenteilen, während die restlichen 30 Prozent Holzfaserteile (Zellulose) bilden. In dieser Erkenntnis hat man nun das als die Futtereinheit geschaffen, und der aus je 100 Kilogramm errechnete Heunährwert bildet die Grundlage zur Ermittlung des Wertes anderer Futterpflanzen. Daraus ergibt sich z. B., daß junges Luzernenheu nur 55 Prozent Heuwert besitzt, in seiner Blüte gemäht bereits 113 Prozent Heuwerte enthält, und z. B. Kleeheu gar den doppelten Heuwert besitzt. Gleichfalls stehen die Körnerfrüchte Hafer, Gerste, Mais usw. in einer Heuwertung von rund 2 : 1, nur ist unter diesen wieder vermöge ihrer Zusammensetzung die Ernährungswirkung verschieden, die sich als eine kraftgebende oder als eine mästende ausdrückt. Bei einem Pferdekörper, der Kraftleistungen zu vollbringen hat, ist daher eine Futtermengung unbedingt erforderlich, es muß ihm demnach Körnerfutter

in Heuwerten verabreicht, nebenbei aber Halmfutter in Gestalt von Heu oder dergleichen, gleichfalls aber als Heuwert errechnet, gegeben werden.

Daraus ergibt sich der Begriff einer Futtermenge, die je nach dem Körpergewicht eines Pferdes und der von ihm verlangten Leistung, in Heuwerten ausgedrückt, sich zu richten hat. Wir unterscheiden da als Zweck, ob das Pferd nur einfach erhalten bleiben soll, also ein Erhaltungsfutter; dann, ob es in einem normalen, arbeitsfähigen Zustande bleiben soll, also das Beharrungsfutter; und schließlich, ob dem Pferde besondere Kraftentfaltung zugemutet werden soll, und in diesem Falle spricht man von Produktionsfutter.

Das Erhaltungsfutter, also das, was das unbedingte Minimum dessen darstellt, um ein Pferd zu erhalten, am Leben zu erhalten, kommt in der Hippologie nur gewissermaßen in wissenschaftlichem Sinne vor, denn bei solchem Futter ist selbstverständlich vom Pferde nicht erst noch irgendwelche Arbeitsverrichtung zu verlangen. Anders steht es mit dem Beharrungsfutter, es wird nach je 100 Kilogramm des Körpergewichts errechnet und schwankt zwischen 2 und 3 Kilogramm Heuwert für je dieses Gewicht, d. h. zieht also bereits in Betracht, in welcher Art Arbeitsfähigkeit das Pferd erhalten werden soll, um in dieser Zweckart Bestes geben zu können. Das Produktionsfutter schließlich ist das, das dem Pferde vernünftigerweise zu verabreichen ist, wenn man von ihm eine vermehrte Leistung fordert, es also eine vermehrte Kraftentfaltung produzieren soll. Die Menge in Heuwerten ausgedrückt, die als Produktionsfutter die Zugabe zum Beharrungs-

futter bedeutet, ist mit 1 bis 1½ Kilogramm Heuwerten pro 100 Kilogramm Körpergewicht ermittelt.

Es kommt nun die dritte Frage zur Beantwortung, die nach den günstigsten geeignetsten Futterzeiten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im allgemeinen das Pferd dreimal am Tage, und zwar morgens, mittags und abends, gefüttert werden soll. Dadurch spinnt sich nun der Gedanke aus, in welcher Art man die Gesamtfuttermenge eines Tages verteilen soll, also wie groß die jeweils zu reichende Futterration und wie sie zusammengesetzt werden soll?

Prinzipiell gesagt, ist die stärkste Mahlzeit am Abend zu verabreichen, und ein uralter arabischer Spruch sagt ja auch, daß die dem Pferd am Abend verabreichte Gerste sich in dessen Kraft, die am Morgen verabreichte in dessen Mist wiederfindet. Dementsprechend muß also die Abendmahlzeit, nach der dem Pferd die größte Möglichkeit ruhiger Verarbeitung, Verdauung usw. der aufgenommenen Futtermittel normalerweise gegeben ist, die stärkste sein, jede der Fütterungen aber muß aus gemischten Futtermitteln insofern bestehen, als in jeder Ration Körnerfutter, Halmfutter und Wasserverabreichung inbegriffen sein müssen.

Nach Tunlichkeit sind diese Mahlzeiten möglichst pünktlich einzuhalten. Ausnahmen sind nicht schädlich, z. B. das durch Umstände bedingte Vereinigen bzw. Verteilen einer Ration auf die beiden anderen, indessen ist die Dreiteilung möglichst stets beizubehalten. Der Gedanke einer nur einmaligen Fütterung bei Verabreichung aller Rationen gleichzeitig ist als Regel entschieden zu verwerfen. Denn das einmalige zu starke Füttern ist

unbekömmlich, es überladet und beansprucht selbst bei besten Futtermitteln stets erhöhte Verdauungstätigkeit. Ebenso ist das Naturgesetz nicht außer acht zu lassen, daß jedes Lebewesen normalerweise nach der Nahrungsaufnahme einer kürzeren oder längeren Verdauungspause bedarf. Kann diese aus irgendwelchen Gründen nicht eingehalten werden — was aber auch nicht zur Regel werden soll — so ist das Pferd nach der Fütterung keinesfalls sogleich stärkstens anzustrengen, sondern zunächst in langsamer Bewegung, also in leichterer Arbeitsverwendung zu benützen. Das ist darum notwendig, damit sein Organismus die Nährstoffe richtig und zu voller Kraftentfaltung verarbeiten kann.

Bliebe noch zu sagen: wann und wie durcheinandergemischte Futtermittel, wie Kleie, Häcksel, Schnitzel usw., zu verabreichen sind. Nun, darüber läßt sich kein starres Schema aufstellen. Es ist ganz selbstverständlich, daß sich die Verabreichungsart nach dem Zweck zu richten hat, für den gewissermaßen ein Pferd gefüttert wird, und selbstverständlich auch nach der Jahreszeit. Ein Pferd, das zur heißen Sommerszeit irgendwelche größere Kraftenfaltung zu leisten hat und das infolge dieser Ausübung eine ganz begreifliche und durch die Lufttemperatur erhöhte Austrocknung der Schleimhäute in der Maulhöhle erleidet, wird bestermaßen ein angefeuchtetes, ihm so schmackhaft gemachtes Futter am liebsten nehmen, schon weil ihm die Aufnahme und Vorverarbeitung in der Maulhöhle damit wesentlich erleichtert wird. Und es wird solches Futter — wenn man so sagen kann — auch als richtiges Erfrischungsfutter im Vollsinne lieber aufnehmen. Wenn man andererseits

den Wert von Schnitzelfutter durchaus nicht zu verkennen hat, so wird es keineswegs geeignet sein, einem Pferde verabreicht zu werden, von dem man Hochleistungen in schneller Gangart erwartet, und das man für solche vorbereitet. Da ist das Körnerfutter das Naheliegendste, und speziell der Hafer. Und so ließe sich auch das weit ausspinnen; einfaches menschliches Nachdenken und das Wissen um das Wesen der Futterpflanzen lassen ja das Richtige jeweils erkennen, fühlen.

Dafür sprechen ja die Erfahrungen, die uns aus den früheren großen Distanzritten geworden sind. Gar vielfach sind diese Erfahrungen usw., sie gipfeln aber alle in der Erkenntnis: daß die gegebene, den Organismus zur Kraftentfaltung befähigende und dementsprechend zusammengesetzte Futtermenge nur Krafterhaltung und -entfaltung ihrem Nährwerte nach dann bedeuten, wenn das jeweilige Futter auch seine erfrischende Wirkung ausübt. Erfrischen wieder tut nur das, was gerade in Zeiten geforderter Höchstansprüche gerne und — wie man zu sagen pflegt — „fleißig fressend" aufgenommen wird.

Zu all diesen an sich nützlichen theoretischen Erwägungen, die voll und ganz auf ein Pferd in normalen Zeiten anzuwenden sind, eine kleine Rückerinnerung aus dem Weltkriege.

Bereits im Kriege 1870/71 hatte sich ein Mangel an Rauhfutter ergeben, in Frankreich waren nicht die genügenden Mengen vorhanden, und das immerhin etwas rückständige Verkehrswesen erschwerte wesentlich den Nachschub von Preßheu und dgl. Das konnte indessen durch andere Futtermittel irgendwie ausgeglichen wer-

den, und die Pferde hatten immerhin ein Beharrungsfutter, das nicht bis zum Erhaltungsfutter herabsank, zumindest nicht für lange Zeiten. Anders im Weltkriege.

Durch die verschiedenartigsten Umstände, auf die einzugehen hier nicht gegeben ist, traten in der Heimat Ernährungsschwierigkeiten für die Bevölkerung auf, und diese wuchsen stetig, so daß alle irgendwie in Betracht kommenden Nahrungsmittel in erster Linie zur Erhaltung der Bevölkerung selbst verwandt werden mußten. Die natürliche Folge war nicht nur ein Stocken im Nachschub von Körnerfutter für die Pferde, sondern alles, was überhaupt für den Menschen verwendbar war, wurde in erster Linie der Erhaltung der Bevölkerung zugeführt. Unsere Pferde waren daher auf eine Art Erhaltungsfutter und zeitweise kaum auf das gestellt, und die Frage: wie ein Pferd zu ernähren, wurde ein kategorischer Imperativ, der förmlich die Findigkeit des Einzelnen beanspruchte.

Solange es Sommerzeit war, ging das an. Wohl waren die Pferde von früher her an die Militärration gewöhnt, die sich zwischen 4 bis 5 Kilogramm an Hafer und rund 3 Kilogramm an Heu bewegte. Dazu kam noch eine Strohzugabe von rund 2 Kilogramm. Die Not lehrte sie aber bald zu verzichten, und der Weidegang, an den sie sich gewöhnten, gab ihnen ein Beharrungsfutter zu der unumgänglich notwendigen Arbeitsleistung. Mit dem Welken des naturgegebenen Halmfutters fiel natürlich der Nährwert, und es hieß da, zu der kümmerlich gewordenen Grasnarbe noch Beifutter zu ersinnen.

Aus unserem seinerzeit theoretisch gesammelten Wissen war uns bekannt, daß Laubfutter, und zwar

vorwiegend das der Birke, Espe und der Pappel ganz gute Ersatzmittel bilden, ja, daß in nordischen Ländern, in denen die Heuvorräte gering sind, vornehmlich mit solchem Blätterfutter die Pferde miternährt werden. Also wäre ja das Problem einer Lösung nahegekommen, nur hatte die Kriegslandschaft nicht die Freundlichkeit, so dicht mit Bäumen und speziell mit diesen Arten bestanden zu sein, daß man davon auch nur einige Pferde, geschweige die großen Massen der zur Kriegsführung erforderlichen hätte ernähren können. Und besonders im Gebirgskrieg trat das in furchtbarster Form zutage. In den Tälern waren Hunderte von Pferden, und für sie war kaum Nahrung für ein Zehntel des Bestandes, und das Wie der Ernährungsfrage war ein Schreckensgespenst, das zu den Sorgen in der Front selbst an jeden Abteilungskommandeur herantrat. Und die Frage wurde doch gelöst, wenngleich das Wie uns — ehrlich gesagt — noch heute ein Rätsel ist. Aus der Natur wurden immerhin so viel Futtervorräte gesammelt und gehütet, daß die armen, treuen Helfer an der Front, wenn auch ein kümmerliches, so doch ein Lebensdasein führen konnten. Zu den sehr spärlichen Nachschüben, die da aus dem Hinterlande kamen, wurden Laubbestände und alles, was nur erreichbar war, verwendet. Wenn auch ein Großteil sich als schädlich erwies, so entstand aus dieser durch eiserne Not uns aufgedrängten Notlage wenigstens die Erfahrung der vornehmlich schädlichen Notfutterstoffe. Und da man nie weiß, ob solche Erfahrung nicht einmal wieder nützlich sein kann, seien hier aus dem bitter gesammelten Wissen

einige Notfuttermittel angeführt, die möglichst nicht verwendet werden sollen.

So harzige Gewächse, Nadelbäume, die sich als unverdaulich erwiesen. Akazienblätter waren nach Angewöhnung gut, die Rinde des Baumes jedoch — und die armen Pferde beknabberten ja alle Rinden — hatte schädlichste Wirkung. Buchecken fressen ja die Pferde an sich nicht, und es ist erwiesen, daß in Mengen von über 1 Kilogramm diese Giftwirkung haben; im Felde knabberten aber auch daran die Pferde, allerdings in geringen Mengen, die ja doch nur auf das einzelne Pferd fielen. Und das gleiche läßt sich von Farnen sagen, die aber unter dem Zwange des Hungers auch gefressen wurden. Versuche mit sogenannten Roßkastanien erwiesen, daß sie, gut ausgekocht, von den Pferden genommen wurden; Edelkastanien, wenn sie ihrer spitzen Stacheln, der Grünhülle, entkleidet waren, fraßen die Pferde mit Begier, doch wurden diese Vorräte für menschliche Ernährung beschlagnahmt. Und auch von Gräsern bzw. Pflanzen, die gemeinhin als giftig verschrien sind, mußten wir die Erfahrung gewinnen, daß sie von Pferden gefressen wurden und nur selten, und wenn in größeren Mengen verwendet, sich als bald schädlich auswirkten. Aber dazu reichte es ja kaum, denn die Verabreichungen waren so knapp, daß sie förmlich homöopathische Dosierungen bildeten. Die nachteiligen Folgen indessen stellten sich immerhin, wenn auch später, ein, und zwar in Form böser Darmreizungen und von Koliken, infolge deren mancher unserer treuen Helfer von uns schied.

Pferdepflege

Gut gepflegt iſt halb gefüttert.

Die Schlagzeile „Zurück zur Natur!" hat ja auch für hippologiſche Gebiete eine Mahnung in ſich, doch darf dieſe nicht über das verbreitert werden, was darin als tiefſter Kern ſteckt: möglichſt einfach, ungekünſtelt, alſo natürlich etwas zu verrichten. Das gilt z. B. gleich für die Pferdepflege.

Das in Freiheit lebende oder auf der Weide ſich entwickelnde Pferd genießt keine Stallpflege und hat dieſe auch nicht nötig, denn die Allgewalt Natur trägt ſchon Sorge dafür, daß dieſe erübrigt werden kann. Pferde in der Freiheit kommen vor allem ſelten in Schweiß, denn ſie verrichten nur ſo viel Bewegung und Anſtrengung, als dies durch ihre Lebensbedingniſſe unbedingt erforderlich iſt. Müſſen ſie aber z. B. einmal flüchten und kommen ſie, längere Zeit gejagt, ſo in Schweiß, dann werden ſie darnach ſicherlich das tun, was jedes Pferd ſo gern tut: ſie werden ſich auf dem Boden wälzen und ſo die durch Schweiß verklebten Haare entwirren. Das Trocknen beſorgt ſchon die Sonne, und überdies ſorgen die bewegte Luft und auch Regenſchauer für eine Reinigung der Haut und Haare.

Das alles iſt dem in Symbioſe lebenden Haustier Pferd verſchloſſen. Es hat Arbeit zu verrichten unter dem Sattel oder im Geſchirr, und es gerät dabei in Schweiß; es iſt gezwungen, anſtatt in freier Natur über oft ſtaubende Straßen zu gehen, ſo daß der aufgewirbelte Schmutz ſich in dem feuchten Haar feſtſetzt. Es iſt ſchließlich nicht in der Lage, die durch Hautſchuppung

ſich ergebenden Abſonderungen durch Wälzen, Wind und Regen loszuwerden. Das alſo hat der Menſch für das Pferd zu beſorgen, und das ſind die Grundlagen, die zu einem ſyſtematiſchen, im Rahmen der Kultur geſtalteten Putzen des Pferdes führt.

Wie wir uns aus der Beſchreibung der Haut und Haare des Pferdes erinnern werden, beſteht die Haut-hülle aus der Oberhaut- und der Lederhautſchicht, und wir haben erwähnt, daß die erſtere ſich ſtetig abſchuppt. Dieſe feinen weißlichen Hautteilchen bilden im Pferdehaar die Hauptteile des — nennen wir es — Schmutzes, und ſie zu entfernen iſt nicht nur eine äſthetiſche, ſondern auch eine geſundheitliche Erwägung. Reinheit und Geſundheit gehen ja ſtets Hand in Hand, und für das Pferdehaar bedeutet in ihm bleibender Schmutz eine Verſtopfung der Poren, ſomit ein Unterbinden der Hautatmung und damit ſelbſtverſtändlich eine Beeinfluſſung guten Geſundheitszuſtandes.

Das iſt eins. Die andere Erwägung iſt auch die, daß man ſeit urdenklichen Zeiten und bis auf die alten Griechen und Römer den Wert einer Maſſage erkannt hat, die dem angeſtrengten Körper und ſeiner Muskulatur gewiſſermaßen Neubelebung gibt.

Dieſe beiden Grundgedanken haben auch die Grundlagen abgegeben, auf denen ſich die Pferdewartung aufbaut: das abreibende Strohbündel ſoll die Maſſage erſetzen und gleichzeitig der Bürſte, Kardätſche vorarbeiten; dieſe ſelbſt ſoll die Maſſage vollenden und dabei den im Pferdehaar ſitzenden Staub und Schmutz gänzlich entfernen. Das nachfolgende Abwiſchen ſoll dem Haare Glanz und jenen Körperteilen, die nicht mit

Bündel und Bürste behandelt werden dürfen, die Reinheit geben.

Daraus ergeben sich die drei Arten der Körperreinigung des Pferdes, zu denen noch als vierte die Hufpflege tritt.

Einzeln besprochen, hat jeder dieser Vorgänge wie folgt zu geschehen:

Zum Abreiben nimmt man Stroh aus der Streu, ballt es zu zwei handlichen, festeren Bündeln und beginnt nun, vom Halse an längs dem Pferdekörper und dem Haarstrich der Deckhaare folgend, mit raschen, kräftigen Strichen über den Pferdekörper zu reiben. Erst über die Schweißstellen des Halses, dann den Rücken entlang über die Sattellage, weiter über Brust und Lenden, dann über den Bauch und schließlich, wenn das alles gut vorgereinigt ist und der Pferdekörper so gewissermaßen durchmassiert ist, kommen die Beine daran.

Ist das vollzogen, werden Kardätsche und Striegel in die Hände genommen, und nun beginnt das Bürsten (fälschlich oft „Striegeln" genannt), das nur mit der Kardätsche vorgenommen werden darf, immer wieder den Haarstrich entlang und niemals gegen diesen. Das letztere verdirbt das Pferdehaar und bringt überdies keinen Schmutz aus ihm heraus. Der Striegel ist kein Putzmittel, sondern nur das Hilfsmittel: über ihn die Kardätsche zu streichen und so aus ihren Haaren den ausgebürsteten Staub herauszusäubern.

Das sind — roh skizziert — die Vorgänge; zu diesen ist aber als Grundregel zu sagen, daß auf der linken Seite des Pferdes die linke Hand die Kardätsche und die rechte den Striegel, über den die Kardätsche rein-

gestreift wird, zu führen haben und auf der rechten Seite des Pferdes die Hände umgekehrt arbeiten. Die Begründung ist sehr einfach: jegliches Reinigen mit der Kardätsche geht ja auch von vorn nach hinten, denn auch der Haarstrich liegt so.

Nun wird man häufig sehen, daß der Putzpflichtige seiner Verpflichtung gegenüber dem Pferd wohl nachkommt, es sich aber gedankenlos meist so erleichtert, daß er vorwiegend dort mit der Kardätsche über das Pferdehaar streicht, wo es ihm am bequemsten ist, also meist über den Oberteil des Körpers. Nun, das ist nicht nur ein gedankenloser Bequemlichkeitsbeweis, sondern ist direkt und mitunter sogar schwer schädlich!

Der Schuppungsprozeß der Oberhaut ist ein natürlicher Vorgang, der durch das Abtrocknen, das Absterben und durch das Sich-Ersetzen der Epidermis auf der Pferdehaut vor sich geht und dem der Mensch nur insofern Hilfe zu leisten hat, als er diese sich von selbst, also auf natürlichem Wege ablösenden Teilchen — den grauweißen Pferdestaub — mit der Kardätsche entfernt. Geht er über das Maß einer natürlichen Reinigung hinaus, tut er also gewissermaßen zuviel des Guten in dieser Hinsicht, so reizt er die Oberhaut und nimmt ihr bereits Hautteilchen fort, die noch nicht genügend reif zum Absterben und Ablösen von Natur aus gewesen wären. Und diese Reizung wird es mit sich bringen, daß diese Abschuppung einesteils künstlich vermehrt, also der Abschuppungsprozeß beschleunigt wird, andererseits wird damit eine vermehrte Empfindlichkeit der Haut selbst hervorgerufen. Diese Empfindlichkeit wieder äußert sich als eine solche gegen Sattel und Geschirr,

und wir haben es früher in den Manövern und später bei Kriegsbeginn erlebt, daß merkwürdigerweise gerade Pferde jener Berittschaften am meisten unter Drücken litten, die in der Pferdewartung einen großen Ruf genossen.

Mit diesen Worten soll aber — bewahre! — nicht einer mangelhaften Pferdewartung das Wort geredet sein, sondern nur der Hinweis gegeben sein: alles im Rahmen voller Erforderlichkeit, niemals aber übertrieben zu vollbringen. Ein Pferd ist dann rein, wenn es auf der Haut und in den Haaren keinen Staub hat, nicht aber erst dann, wenn auf den Fingerspitzen von blütenweißen Handschuhen, die gegen den Haarstrich streifen, keinerlei Spuren zu sehen sind. Das ist ein Unding, denn gesundes Haar hat auch leichte Fettsubstanzen in sich, die Spuren hinterlassen.

Stark auseinandergehend sind die Meinungen, wie schwitzende Pferde zu behandeln sind. Es führen ja viele Wege nach Rom, heißt ein altes Sprichwort, und es sind darunter sehr viele wirklich gute; der einfachste und natürlichste erscheint immerhin als der beste. Kommt ein Pferd verschwitzt von der Arbeitsverrichtung, dann tut man gut, es zunächst noch an der Hand eine Weile herumzuführen, bis sich die Schweißabsonderung gelegt hat. Danach reibt man es am besten mit Strohbündeln ab, denn diese Art löst die geklebten Haare und nimmt aus der — nennen wir es — „Unterwolle" die Nässe, d. h. streicht sie an die Oberfläche und bringt sie so leichter zum Trocknen. Die nachfolgende Kardätsche besorgt dann das übrige. Vollkommen falsch ist es, solche Pferde durch Decken vor Erkältung schützen zu wollen, im

Gegenteil trocknet unter diesen eventuell das Oberhaar, während sein Unterteil einen feuchtkalten, dem Pferde unangenehmen Umschlag bildet.

Sehr gut ist natürlich das Waschen verschwitzter Pferde, aber es erfordert einen Aufwand, den nur ein eigenes Personal für das Pferd erbringen kann, also für Jagdpferde u. dgl. und nicht für Arbeitspferde geeignet. Wird das Waschen vorgenommen, dann besteht das aus gewissermaßen drei Phasen: dem säubernden und erfrischenden, rasch vorgenommenen kalten Abwaschen; dem darauffolgenden mit angewärmtem Wasser, damit sich die Poren öffnen; und schließlich aus dem raschen Übergießen wieder mit kaltem Wasser, damit sich die Poren wieder entsprechend schließen, und dem folgenden gänzlichen Abtrocknen und Zudecken des Pferdes. Sehr — sehr schön, wo man es sich leisten kann, aber nicht allgemein zu empfehlen und besonders zu kühlerer Jahreszeit, denn die Gefahren, die in der Prozedur stecken — ganz abgesehen von der Langwierigkeit — wiegen die Vorteile nicht auf.

Die Langhaare des Pferdes werden am besten mit einer einfachen Wurzelbürste behandelt und gleichfalls ihrem Striche nach durchgebürstet. Aus dem Mähnenkamm und der Schweifrübe ist der Staub gut zu entfernen, und die Zotten in den Fesseln werden ja bei Warmblutpferden sowieso ausgeschoren, während sie bei Kaltblutpferden viel leichter als Mähne und Schweif behandelt werden können.

Nun gibt es Mähnen, die recht widerspenstig sind. Sind sie zu voll, zu struppig, dann rupft man sie, frisiert sie. Das geschieht in der Weise, daß man zunächst und

ohne dem Pferde Schmerz zu bereiten, das Zuviel an Haaren mit kurzem Ruck und in kleinen Partien mit den Fingern entfernt, und daß man derartige Pferde häufig mit einem Holzkamm durchkämmt. Sind die Haare spröde, dann ist es ratsam, sie einzuflechten, d. h. lauter kleine Zöpfchen zu flechten und den Mähnenkamm mit der feuchten Wurzelbürste in Lage und Ordnung zu bringen. Dieses Einflechten darf aber nicht als „Dauerwellen" betrachtet werden, sondern muß häufiger erfolgen und stets nach vorherigem gründlichen Durchkämmen und Durchbürsten. Damit bekommt die weiche Mähne bald eine richtige Lage. Ist sie aber gar spröde, dann macht man einen Mehlbrei und schmiert sie damit vom Kamm gegen ihre Spitzen tüchtig voll, legt diese Klebermasse, die nur mit den Fingern leicht glättend durchgekämmt ist, nach der beabsichtigten Richtung und bindet um den Hals, den Mähnenkamm leicht niederdrückend, einen geöffneten Sack, der das Beibehalten der Lage sichert. Wird dieses Hilfsmittel nach vollkommener Eintrocknung entfernt, dann hat die Wurzelbürste zunächst den getrockneten Mehlbrei zu entfernen, dann das Langhaar zu bürsten und schließlich leicht anzufeuchten. Hat der einmalige Versuch noch keine Wirkung, kann man ihn ja nach 48 Stunden wiederholen. Die struppigsten Weidegäuler sind auf diese Weise binnen kurzem zivilisiert gemacht.

Ebenso bildet ein Kapitel für sich das Scheren der Pferdehaare mit dem Beginn des Haarwechsels für die kalte Jahreszeit, also dem vermehrten Zuwachsen der Deckhaare. Nach den Erfahrungen, die man mit dem Scheren gemacht hat, ist ein solches durchaus empfehlenswert,

aber — nur für Pferde, denen nach der Arbeitsverrichtung stets eine gründliche Stallpflege werden kann, und die nicht etwa der Witterungsunbill ausgesetzt und, durch Arbeitsleistung womöglich in Schweiß versetzt, zwischendurch im Freien stehen müssen. Für solche Pferde ist das, was die Natur ihnen gegeben hat, zu belassen und nicht durch menschliche Klügelei zu schmälern.

Interessant ist, daß man in der Vorkriegszeit bei den verschiedenen Armeen Versuche mit dem Scheren gemacht hat, und daß man geradezu erstaunliche Resultate erzielt hat. So ist erwiesenermaßen nicht nur der Appetit und das Wohlbefinden geschorener Pferde ganz gewaltig gestiegen, sondern auch die Sterblichkeitsziffer prozentual gegenüber ungeschorenen Pferden gewaltig gesunken. Man war also recht begeistert von dieser Sache, bis es einem etwas Nachdenklicheren einfiel, sich doch einmal auch diese „Probe-Scherpferde" näher anzusehen. Dabei fand er das eigentlich ganz Selbstverständliche, daß nämlich die Herren Schwadronskommandeure und herunter bis zu den Berittschaften alle eine besondere Sorgfalt um diese Pferde entwickelten, ihnen also eine besondere Obhut angedeihen ließen, die den ungeschorenen nicht wurde. Es ist also wohl das beste, ein Scheren dort anzuwenden, wo eben auch die Möglichkeit ist, daß dem geschorenen Pferde jene Rücksicht und besonders jene Bedingnisse drum und dran werden, die erforderlich sind.

Da wir im vorstehenden auch den Haarwechsel wieder gestreift haben, sei darauf hingewiesen, daß jegliche zu starke künstliche Nachhilfe und das besonders, wenn der Wechsel zum Sommerhaar damit beschleunigt werden

soll, recht unsinnig ist. Das gewisse Herausstreichen der Unterwolle mit klebrigen, harzigen Fingern ist ein Unding, denn es schwächt das Pferd. Der natürliche Vorgang des Haarwechsels kann wohl durch Abreiben und Bürsten gefördert, nicht aber durch Gewaltmittel beschleunigt werden, ohne daß sich das in erhöhter Mattigkeit des Pferdes und später auch in unschönem Haar kenntlich macht.

Es gibt nun manche Pferde, deren Schweifhaare ihren Pfleger zur Verzweiflung bringen. Es gibt da Pferde, die sich die Schweifrübe bei jeder möglichen Gelegenheit reiben und damit die Haare dort brechen und struppig durcheinanderbringen. Die Hauptursache ist in nicht genügender Reinigung der Schweifwurzel zu suchen, mitunter aber auch in einem Hautjucken, das durch irgendwelche Mikroben, Ausschläge o. dgl. verursacht wird. Desinfektion ist da sehr empfehlenswert, gute Erfahrung habe ich selbst einmal bei einem Pferde gemacht, dessen Schweifrübe leicht mit Petroleum bestrichen wurde und hierauf — die Schweifhaare ordentlich gelegt — mit einer Bandage umwickelt wurde.

Die Hufpflege ist ein wichtiges Kapitel der Gesamtwartung eines Pferdes. Der Hornschuh ist die natürliche Hülle des untersten Teils eines Pferdefußes und muß als solcher in einem widerstandsfähigen und doch elastischen Zustand erhalten werden, denn das ganze Gehvermögen eines Pferdes kann ja doch nur dann zu voller Entfaltung kommen, wenn ihm seine Hufe nicht hinderliche Beschwerden dabei verursachen. Nicht also vom Beseitigen von Hufkrankheiten usw. soll jetzt die

Rede sein, sondern von dem einfachen Instandhalten des Vorhandenen.

Ein Huf braucht Feuchtigkeit, soweit er solche aufnimmt und sie zum Entfernen des Schmutzes als Waschung gegeben wird; er braucht ansonsten Trockenheit, um nicht zu weich und empfänglich für Fäulnis usw. zu werden; und er braucht schließlich Fett, um geschmeidig zu sein und die eigenen Nährsubstanzen bestens entwickeln zu können.

Diese Gesichtspunkte verlangen sonach, daß man den Huf vom Schmutz befreit, den er aus dem Freien und besonders in schmutziger Witterung mit nach Hause bringt. Diese Reinigung geschieht am besten noch vor der Stalltür, jedenfalls soll aber der Schmutz nicht in die Streu getragen werden. Das Entfernen der Schmutzkruste, besonders aus der Hornsohle, wo er sich festgesetzt hat, geschieht am besten mittels eines einfachen Holzmessers, keinesfalls aber mit einem Metallmesser o. dgl., die das Horngebilde beschädigen können. Mit dem Holzmesser wird der Schmutz abgekratzt und auch aus den Strahlfurchen herausgenommen. So, vom Gröbsten befreit, werden nach vollendeter Bürstung der Pferdedeckhaare zunächst die Hufe gewaschen und abgetrocknet. Hierauf tut man gut, die Hufe gut einzufetten, und läßt nun das Pferd ruhig stehen. Bevor es aber wieder zur Arbeit aus dem Stall genommen wird, ist das Fett von den Hufen gründlich zu entfernen, damit es nicht allem Schmutz besseres Haften gibt.

Pferde mit spröden Hufen behandelt man nicht nur mit Fett, sondern läßt sie — wenn möglich — zeitweise auch auf feuchtem Lehm stehen, was sich sehr gut aus-

wirkt. Ebenso sind sogenannte Einschläge mit Kuhdung recht praktische Hausmittel, nur muß der getrocknete Mist gründlich entfernt und der Huf danach gewaschen und gefettet werden. Für die Winterszeit empfiehlt es sich sehr, einfache, flache Strohzöpfe zu flechten, die an der Hornsohle unter die Hufeisen geschoben und hinten an den Stollen festgebunden werden. Diese sehr praktischen Strohkränzchen verhüten das Zusammenbacken und Ballen von Feuchtschnee in den Hufen.

Wir sagten, daß nach der Pferdepflege das Pferd abzuwischen ist, und wir sprachen vom Reinigen jener Körperteile, an die die Bürste nicht heran soll, wie Augen, Nüstern, After und Geschlechtsteile, und wir sagten schließlich, daß der gewaschene Huf abgetrocknet werden soll. Es ist nun ganz selbstverständlich, daß man für diese Prozeduren nicht ein- und dasselbe Tuch, sondern verschiedene benützt, und ebenso selbstverständlich ist, daß man diese Wischtücher nicht versauen und verdrecken läßt, sondern sie recht häufig einfach auswäscht. Sie trocknen ja rasch, und ein reines Tuch entspricht der Gesundheitslehre, ein benütztes kann aber leicht Keime nach empfindlichen Stellen übertragen.

An das Vorstehende noch einige kleine Randbemerkungen betr. des Stalles.

Vor allem vergesse man niemals, daß der Stall der Erholungsort des Pferdes sein muß, denn dort soll es ja neue Kräfte sammeln, die es im Interesse seines Herrn, des Menschen, zu entwickeln hat. Ein geräumiger, im Sommer kühler, im Winter leicht warm gehaltener Stall, der gut durchlüftet werden kann, ohne dabei Zugluft zu verursachen, ist eine Art natürlichen

Ideals. Licht in diesem Stall, unbedingte Reinlichkeit sowie Zweckmäßigkeit bei aller Einfachheit sind weitere strikte Gebote.

So muß die Krippe rein gehalten und so angelegt sein, daß das Pferd aus ihr in bequemer Haltung sein Futter nehmen kann, ohne sich dabei irgendwie zu verletzen. Holzkrippen müssen daher gehobelt und spanfrei sein, damit sich weder die Lippen noch irgendwie der Kopf verletzt. Sehr empfehlenswert ist — und billig dazu — den Querbalken der Krippe mit Galle zu bestreichen und diese sich gut einziehen zu lassen. Das verhütet, daß Pferde aus Langeweile oder dgl. die Krippe zu benagen beginnen, und ist auch ein gutes Vorbeugungsmittel gegen das Krippensetzen. Heuraufen sind wohl sparsam für den Heuverbrauch, indessen widernatürlich. Das Pferd ist ein Weidetier, das seine Nahrung vom Boden und nicht von Bäumen suchte. Blechbeschlagene Krippen sind zu verwerfen, nicht etwa des Rostes wegen, sondern da das Blech leicht schadhaft werden und so Verwundungen verursachen kann.

Angebunden sei das Pferd so, daß ihm volles Bewegungsvermögen gesichert ist, ohne daß es sein Nachbarpferd behindern oder diesem gar das Futter wegfressen kann, und ohne daß es zu einem Beißen oder dgl. kommt. Das Hilfsmittel zum Anbinden — Strick oder Kette — muß aber beweglich durch Ringe laufen und am Ende beschwert sein, damit es stets nur so weit nachgibt, als es die Bewegung des Pferdes erheischt, sonst tritt das Pferd in das Seil und zieht sich schwerheilende Schürfungen zu. Die Abtrennungen zwischen den einzelnen Pferdeständen schließlich sollen

nicht nur gedachte Grenzen bilden, sondern ihrem Zweck entsprechen, daß nicht ein Pferd dem anderen Raum wegnimmt oder eines das andere schlagen kann.

Was den einzelnen Pferdestand selbst wieder anbelangt, muß man sich vor Augen halten, daß er ja der wirkliche Ruheplatz des arbeitsamen Kameraden Pferd sein soll. Um ihn rein zu halten, ist eine leichte Abdachung nach hinten empfehlenswert, da hierdurch die Jauche Abfluß findet. In seiner Bodengestaltung soll er nicht hart sein und, was die Streu anbelangt, nicht von falschen Einsparungserwägungen ausgehend hergerichtet sein. Torfmull ist heutzutage überall reichlich zu haben, und das als Stroh gegebene Bett macht sich auch überdies als Felddüngung bezahlt. Das Idealstroh bildet bekanntermaßen das Roggenstroh; wenig empfehlenswert sind Stroharten, die dem Pferd Kolik oder dgl. verursachen können, denn es ist schwer zu verhüten, daß Pferde nicht auch an ihrer Streu herumknabbern.

Wasser ist stets aus reinen Eimern zu verabreichen, und zur Winterszeit ist es ganz gut, wenn das Wasser etwas abgestanden ist.

Schaufel, Stallbesen, eine Düngertrage und, wenn möglich, ein Urinfänger sind sehr nützliche, in keinem Stall entbehrliche Gegenstände, sogen. Stallrequisiten. Der Urinfänger wird sehr einfach aus einem kleinen Fäßchen, in dessen Wand man eine Stange als Handhabe steckt, hergestellt. Aus dem Freien heimkehrende Pferde stallen stets nach einiger Zeit, und wenn man nun diese Jauche abfängt — das Pferd gewöhnt sich sehr bald an diese Prozedur —, hält man die Streu

rein und trocken. Und das gleiche ist es nach den Fütterungszeiten und des morgens.

Den Dünger selbst nehme man möglichst stets nach dem Misten sofort aus der Streu, also dem Stand, schon damit er nicht zertreten wird, und man schaffe ihn auch möglichst bald aus dem Stall, damit der scharfe Geruch sich nicht der Luft mitteilt. Um das rasch und bequem ausführen zu können, stellt man sich eine einfache Düngertrage her. Man nimmt ein etwa um die 40 Zentimeter großes Holzkistchen, schlägt aus diesem das eine der kurzen Seitenteile heraus und beschneidet die beiden Langwände auf etwa 15 Zentimeter Höhe. An die verbliebene Kurzwand nagelt man eine Latte von etwa 50 Zentimeter als Traggriff, und damit hat man sich eine Trage gezimmert, auf die die Exkremente sehr leicht und einfach mittels eines Rutenbesens — der auch in der Größe als Handbesen gestaltet sein kann — gefegt werden können. Etwa mitgefegte und noch gut benutzbare Strohteile werden wieder zurück auf die Streu gegeben.

Eine Unsitte ist es, bei Tag die Streu unter die Krippe zu häufen, damit sie einesteils nicht etwa durch das Misten oder Stallen des Pferdes verdüngt wird, andererseits die in ihr evtl. enthaltene Nässe dort verdunstet. Das ist vor allem unhygienisch, da das Pferd — wenn es sich im Stalle befindet — die Ausdünstung direkt einzuatmen hat; dann wirken sich diese Ausdünstungen auch auf die Augen des Pferdes aus, und schließlich mundet dem Pferde auch begreiflicherweise sein Futter besser ohne diese Zugaben. Die Streu rein zu halten ist ja bei einiger Aufmerksamkeit leicht.

Was wieder den sehr richtigen und ökonomischen Standpunkt anbelangt, durch Stallen feucht gewordenes Stroh nicht gleich auf den Düngerhaufen werfen zu wollen, sondern es nach Trocknung wieder benützen zu können (sofern es sich nicht stark und mehrfach bereits vollgesogen hat!), ist auch da leicht Abhilfe zu schaffen. Draußen, vor dem Stall (und nicht gerade beim Eingang), macht man sich einen ganz einfachen Strohtrockner: vier Stützen in den Boden gerammt und darüber dachförmig ein Lattengerüst, durch das die Luft zu streichen vermag. Auf diese Dachung breitet man das zu lüftende und zu trocknende Stroh.

Strohgeflechte im Stall sind ja recht nett, bilden aber immerhin Staub- und Bazillenfänger. Man begnüge sich damit, nur das Ende der Streifbäume zwischen den einzelnen Pferdeständen einzuflechten und dieses Flechtwerk bei Abwesenheit der Pferde abzufegen, staubfrei zu machen und evtl. feucht zu desinfizieren.

Sehr empfehlenswert ist auch das öftere Desinfizieren des Stalles, das sehr einfach und nicht kostspielig sowohl durch Ausstreuen geeigneter Medikamente in pulverisierter Form sowie auch durch feuchtes Abwischen der Holzteile mit einem geeigneten Desinfektionsmittel gleichfalls sehr einfach geschehen kann. Vorbeugen ist mehr wert als die beste Medizin bei bereits vorhandener Erkrankung!

Schließlich können im Stall — gleichfalls ohne Kostenaufwand — praktische Einrichtungen getroffen werden, damit das Zaumzeug, Geschirr und der Sattel, sowie auch evtl. Peitsche u. dgl. stets ihren ordentlichen Platz haben und leicht zur Hand und schonend aufbewahrt

seien. Ebenso ist es sehr ratsam, sich einen kleinen Wandschrank zu zimmern, in dem man eine Art Hausapotheke sowie auch Bandagen, Putzzeug usw. ordentlich und handlich aufbewahrt. Was in solcher Hausapotheke enthalten sein soll, ist natürlich auch Sache des Geldbeutels, jedenfalls: Watte, Binden, Vaseline, Lysol oder sonst ein Desinfektionsmittel, kurzum das, was für eine erste Hilfsleistung etwa erforderlich ist und was jeder Tierarzt dem ihn Befragenden gerne angibt.

Mit geringen Mitteln und zweckmäßigem Sinn läßt sich sonach ein Stall wirklich den Bedürfnissen entsprechend ideell gestalten; ein freundlicher Anstrich — den Pferden ist eine hellblaue Färbung der Stallwände besonders sympathisch — wird das noch vervollkommnen. Der Stall, so einfach und schlicht er auch gehalten sein mag, muß stets der Stolz jedes Pferdehalters sein und wirklich das bilden, was man in der Beziehung verlangt, d. h. er sei die Visitenkarte seines Besitzers.

Fütterung, Pflege und Stall sind sonach die Dreieinigkeit bester Kräfteerhaltung im Pferde, und die Pflege, die einem Pferde geboten wird, macht den Stall zumeist auch zur Kinderstube des Pferdes, also dem Raum, in dem sein Charakter gebildet werden kann. Rohe, unsachgemäße und lieblose Pflege haben so manches gut veranlagte Pferd schon verdorben; dagegen können verständnis- und liebevolle Pflege sehr beeinflussend mithelfen, Schlechtes aus dem Pferdecharakter zu beseitigen. Und das besonders deshalb, da ja „die Liebe durch den Magen geht", was, ins Pferdliche übersetzt, heißt, daß die beste Angewöhnung bei jedem Tiere mit der für es bekundeten Sorgfalt Hand in Hand geht.

V. Teil

Ueber Sattel und Zaum, den Hufbeschlag, sowie das geistige und körperliche Leistungsvermögen des Pferdes

Inhaltsverzeichnis

Das Riemenzeug als Hilfsmittel 279

Der Zaum und die Zäumung 281

Der Sattel und die Sattlung 292

Riemenzeug-Pflege 302

Die Beschirrung 303

Der Hufbeschlag 304

Instinkt und Intelligenz 318

Temperament 325

Leistungsvermögen 327

Training 332

Etwas über den Pferdekauf 336

Über Pferdeausrüstung 348

Das Riemenzeug als Hilfsmittel

Riemzeug gut gepaßt, gepflegt,
Ärger ſcheucht und Pferde hegt.

Die Anatomie des Pferdes und die Lehre vom Bewegungsvermögen haben uns deſſen Körpermechanismus erkennen laſſen; die Raſſeneinteilung gab die Möglichkeit, die Eignung einzelner Pferderaſſen für ihre Verwendung zu erkennen. Der Zuchtgedanke hat dazu das Ideal geſtellt: ein vielſeitig verwendbares Pferd zu produzieren; und die Altersbeſtimmung ſchließlich wies die Anhaltspunkte: wann, in welchem Alter ein Pferd beſtens zu verwenden iſt. Lagen ſomit in dieſen Grundzügen auch die einer individuellen Verwendungsmöglichkeit des Pferdes, ſo wird die Praxis ſelbſt noch immer darüberſtellen, ob nicht in einem Pferde ein beſonderes Vermögen, alſo die Vermöglichkeit ſteckt, es in irgendeiner Verwendungsart beſonders günſtig nützen zu können.

Das iſt ja ganz natürlich, denn es gibt in jedem Lebeweſen Sonderveranlagungen, d. h. ſolche geiſtiger oder körperlicher Natur, die es unbeſchadet ſeiner ſonſtig vielſeitigen Verwendbarkeit zu irgendeiner Ausübung beſonders befähigen. Dieſes Sondervermögen, oder ſagen wir: dieſe beſondere Eignung herauszufinden, iſt Sache des Menſchen, der dazu nicht nur in den Grundlagen der verſchiedenen Einzellehren die Anhaltspunkte ſich zu eigen machen muß, ſondern in dem Streben nach

eigener Vervollkommnung auf den Gebieten der Pferdekunde die sichere Beurteilung sich aneignen kann. Festes, ernstes Wollen bedeutet den halben Weg, stetes Weiterbilden an sich selbst führt dann zum Ziel.

Unter Verwendungsart eines Pferdes verstehen wir, diesen treuen Freund und Helfer in unseren Dienst zu stellen. Diese Leistung eines Pferdes muß vom Menschen in der Form grundlegend bestimmt werden, daß sie der körperlichen Veranlagung des Pferdes am besten entspricht und es die höchste Summe einer Arbeitsverrichtung zu geben imstande sei, ohne seiner Gesundheit und seinem weiteren Arbeitsdienste dadurch Abbruch zu tun, also: in sich vollwertig und dem Menschen als dessen Wertobjekt erhalten bleibe.

Um diesen Grundsätzen entsprechen zu können, muß man zunächst wissen, welche Verwendungsarten dem Pferde zugemutet werden können. Diese sind in ihrer Haupteinteilung: eine solche unter dem Sattel; eine solche im Zug; eine aus beiden kombinierte, d. h. unter dem Sattel gehend bei gleichzeitiger Zugverrichtung; und schließlich das Fortbringen von Lasten auf dem Pferderücken, also das Tragen. Jede dieser Arbeitsverrichtungen hat zahlreiche Unterteilungen, und auf diese kommen wir ja noch einzeln und ausführlich zu sprechen. Der Hauptgedanke, der in jeder Verwendungsart ist, bleibt aber der: welche beste Förderung kann der Mensch seinem Pferde in irgendeiner der Verwendungsarten schon grundlegend geben? Und die Antwort darauf lautet: durch zweckmäßigste, durch Erfahrung ersonnene und gut angepaßte Hilfsmittel zur Bewältigung der Arbeit!

Diese Hilfsmittel sind — um mich so auszudrücken — ideeller und materieller Natur. Während die ideellen das selbstverständliche und zum Können gewordene Wissen um die Behandlung des Pferdes vor, während und nach der Arbeitsverrichtung umfassen, bilden die materiellen Hilfsmittel die jeweils anzuwendenden Gegenstände, mittels deren Benützung einerseits die Verständigung zwischen dem Arbeitgeber Mensch und dem Arbeitsverrichter Pferd am besten erfolgt, und die andererseits dem Pferde beste Unterstützung in seiner Arbeitsverrichtung geben. Diese Hilfsmittel sind sonach: die Lenkvorrichtung, d. h. der Zaum; die Tragvorrichtung für lebende oder tote Last in Gestalt des Reit- oder Tragsattels oder schließlich die Behelfe, um beste Zugarbeit zu verrichten, das Zuggeschirr.

Der Zaum und die Zäumung

Wenn wir der Entstehungsgeschichte dieses wichtigen Behelfes nachgehen und dies besonders aus alten Steinritzungen, Reliefs und dgl. erkunden wollen, so fällt dem pferdekundigen Auge auf, daß selbst in Gebrauch befindliche Pferde eigentlich führungslos, also ungezäumt, dargestellt sind. Das wird wohl der Urbeginn der Fortbewegung auf dem Pferderücken gewesen sein, als der ihn benützende Mensch sich voraussichtlich nur in den beiden Gangarten, dem Schritt und dem Galopp, des Pferdes bedient hat. Diese Gangarten boten ihm die bequemste Fortbewegungsmöglichkeit, und sie bildeten ja für den Menschen auch aus dem Urtrieb einer Benutzung des Pferdes heraus die Grundbewegungen:

er stöberte das Wild oder suchte den Feind mit Bedachtsamkeit, und er jagte die Beute oder warf sich auf den Feind in ungestüm rascher Gangart seines Pferdes. In dieser primitiven Verwendungsart genügte schlechtestenfalls in der Mähne ab und zu der Halt, die Übung lehrte ihn sein Gleichgewicht auf dem Pferderücken zu erhalten, und der Pfeil- oder Lanzenschaft ersetzte den Zügel, je nachdem er in dieser primitiven Fortbewegung dem Pferdekopf etwas gewaltsam die Richtung zeigte.

Später dann, als der menschliche Geist bereits ein Schnürmittel ersonnen hatte, aus Bast oder vielleicht aus Fellriemen, da mag auch die Entstehungsstunde des Zügels gewesen sein. Sicherlich ganz primitiver Art, etwa als eine Schlupfe um den Unterkiefer des Pferdes gelegt. Wieder weiter dürfte daraus der Halfter, das Kopfgestell, in primitiver Form entstanden sein, und in abermaligem nunmehr rascher gehendem Fortschritt entstand der Zaum.

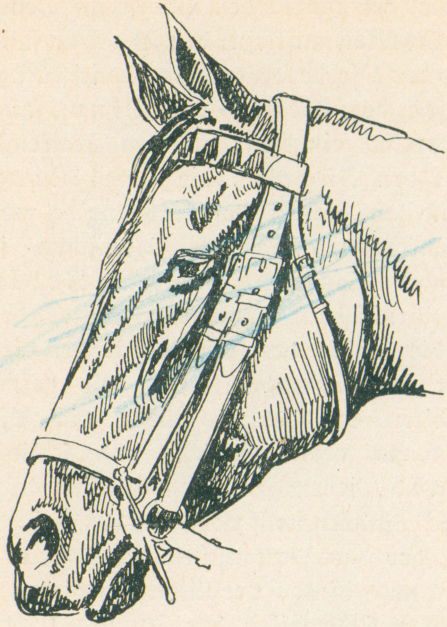
Schon bald hatte da die Erfahrung Grundsätze diktiert, denn wir finden schon auf alten Reliefs Zäumungen, die sowohl ein Herunterfallen vom Kopf durch ein Kehlband, dem späteren Kehlriemen, verhüten, wie wir auch da und dort bereits ein Stirnband finden, das wieder ein Nachrückwärtsgleiten des Zaumes über den Hals unmöglich machte. So finden wir also in dieser Entwicklungsepoche bereits den bis heute bestehenden Haupteinteilungsbegriff eines Zaumes und haben diesen mit der kulturellen und ästhetischen, besonders aber mit der höheren Ausbildung des Menschen selbst entwickelten praktischen Vervollkommnung beibehalten.

Jeder Zaum besteht aus: dem Genickstück, d. h.

jenem Teile, der hinter den Ohren im Genick als ein breiterer Lederteil aufliegt; den Backenstücken, die beiderseits des Pferdekopfes vom Genickstück zur Maulspalte laufen; dem Gebiß- oder Mundstück, das in das Pferdemaul eingelegt, an den Backenstücken befestigt ist; den Zügeln, die vom Mundstück ausgehend und an diesem befestigt zur Hand des das Pferd Lenkenden, also des Menschen in zweckentsprechender Länge gehen; dem Kehlriemen, der vom Genickstück ausgehend, hinter den Backen und um die Kehle des Pferdes läuft, die Atmung aber nicht behindern darf, also lose geschnallt nur ein Abgleiten des Zaumes über die Pferdeohren nach vorwärts verhüten soll; und schließlich dem Stirnband, jenem zwischen Genickstück und den beiden Backenstücken nach vorn um die Stirn laufenden Lederhalt, der das Verrutschen des Zaumes über den Pferdehals nach hinten verhütet. Zu diesen unbedingt erforderlichen Lederteilen des Zaumes tritt noch ein Nasenriemen, der aber nur bei einer Zäumung auf Trense wirklich erforderlich ist.

Damit sind wir beim Begriff Zäumung. Unter dieser verstehen wir die zweckentsprechende und für die jeweilige Dienstverrichtung geeignetste und somit richtige Anpassung und Verwendung sowohl des Gesamtbegriffes Zaum, als besonders des eigentlichen Verständigungsvermittlers: des Gebißstückes.

Die Anpassung des Kopfgestelles — als Sammelbegriff der Lederteile — erfolgt selbstverständlicherweise im Sinne der Größenverhältnisse des Pferdekopfes und wird — dank dem Erfindungsvermögen des



Menschen — durch einfaches Verschnallen zu den erforderlichen Ausmaßen bewirkt. Nun spielen aber schon dabei, abgesehen der praktisch grundlegenden Gedanken, auch ästhetische mit. Die Backenstücke z. B. müssen so lang sein, daß bei richtig eingelegtem Gebißstück ihre Verbindung mit dem Genickstück in Höhe der Augenwinkel geschnallt sei, d. h. die oberen Schnallen der Backenstücke sich in gleicher Höhe mit dem Augenwinkel befinden. Ihrer senkrechten Lage nach sollen die Backenstücke etwa vier Zentimeter hinter den Jochbeinleisten des Pferdekopfes abwärts laufen, was wieder durch die zweckentsprechende Länge eines Stirnriemens bestimmt

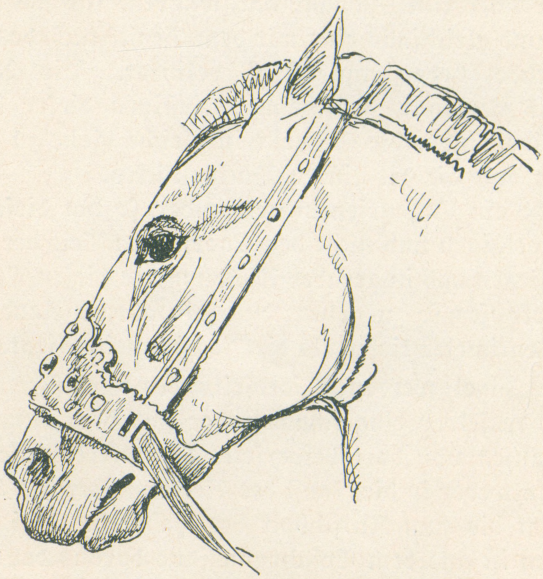
wird. Damit ist ein Verrutschen des eigentlichen Genickstückes nach hinten verhütet, der Zaum kann nicht über den Pferdehals gleiten; wohl aber könnte er über die Pferdeohren nach vorwärts abrutschen und vom Pferdekopf fallen. Dies verhütet der Kehlriemen, der lose geschnallt, also das Pferd in seiner Atmung nicht behindernd, gegen die Kehle des Pferdes, aber nicht auf dieser, sondern durch seine lose Schnallung um die Backen des Pferdekopfes läuft. Seine Länge wird so bestimmt, daß bei herbeigenommenem Pferdekopf noch die flache Hand zwischen ihn und dem Kehlgange durchgreifen kann. Der Kehlriemen läuft von der rechten Seite des Genickstückes als ein dünner Riemen, der an seinem Ende eine Schnalle hat, während sich am linken Teile und gleichfalls eins mit dem Genickstück, das dazu gehörende Lederstrupfenstück befindet. Die Reiterästhetik verlangt, daß beim Befestigen dieser beiden Teile ineinander die Schnalle in gleiche Höhe zu liegen kommt, wie die des linken Backenstückes.

Wird ein Nasenriemen verwendet, so hat dieser auf dem knochigen und nicht dem knorpligen Teil der Nase aufzuliegen und in gerader Rundung um diesen Teil des Pferdekopfes so zu gehen, daß sein oberer Rand etwa zwei Zentimeter tiefer als die Jochbeinleiste liegt.

Die Zügel werden beiderseits des Gebißstückes in Ringe desselben eingeschnallt oder sind dort eingenäht. Sie laufen von dort beiderseits des Pferdehalses entlang entweder in die Faust des Reiters, oder als Leinen benannt bis zum Kutschbock des Fahrers. Bei Tragpferden ist aus dem Erfahrungssatze daraus der Führzügel geworden, ein Einheitszügel, der gegen das Pferde-

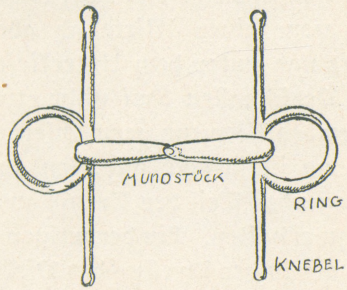
maul gegabelt, also geteilt die Möglichkeit ergibt, ihn in beide Seiten des Gebißstückes einzuschnallen.

Das Gebißstück als solches kann als die letzte Vervollkommnung des Zaumes angesehen werden. Bei Reitervölkern mag der durch das Maul gezogene Riemen den Ursprung gebildet haben, bei vielen anderen Völkern aber wurde das Lenken durch eine Art festgeformten Nasenriemens vorgenommen oder, besser gesagt, durch eine Art Gestell aus Metall, das oft reich verziert um die Nase des Pferdes ringsherum ging, und in das die Lenkzügel eingesetzt waren. Derartige und sehr schön gearbeitete Lenkstücke wurden z. B. bei den Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji gefunden.



Altrömischer Zaum, in Pompeji ausgegraben.

Das eigentliche Gebißstück entwickelte sich aber vornehmlich erst mit der zur Blüte gekommenen Reitkunst. Die Urtype ist ein rundes Metallstück, das an dem Kopfgestell befestigt, dem Pferde ins Maul geschoben wurde und zwar — wie man gleichfalls aus alten Darstellungen entnehmen kann — wurde es gleich zu Beginn in den zahnlosen Teil der Kiefer, die Laden, die sich hinter den Hakenzähnen befinden, eingelegt. Aus der Vervollkommnung dieses Gebisses entstand die Trense, die wieder ihrerseits die verschiedensten Konstruktionen, Verbesserungen usw., aufweist, und die wir in ihrer Verwendungsart als eine stärkere, das alleinige Gebißstück bildende und als eine schwächere, dünnere, die bei Kandarenzäumung als sogen. Unterlagstrense mitbenützt wird, kennen. Daneben unterscheidet man auch noch in der Hauptsache Reit- und Fahrtrensen.



Knebeltrense.

Die prinzipielle Gestaltung einer Trense ist die folgende: zwei zylindrisch geformte und gegen ihre Verbindung zu sich verjüngende Metallteile bilden das eigentliche Mundstück. Die Verbindung ist gelenkig in-

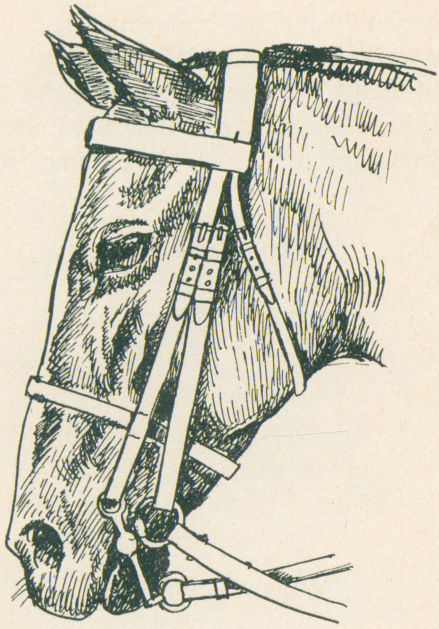
sofern hergestellt, als die beiden Teile ringartig ineinandergreifen. Nach außen, d. h. außerhalb der Maulspalte, endet jeder dieser Gebißteile in einem großen Ring, in den die Backenstücke und Zügel eingeschnallt werden. Der Teil des Ringes, der direkt und beweglich mit der Trense verbunden ist, besitzt noch auf- und abwärtsgehende, stabförmige Metallstücke, die als Knebel bezeichnet das Hineinrutschen des Ringes in die Maulspalte verhüten und der Trense auch den Namen geben. Die Unterlagstrense hat nur einen Knebel oder gar keinen, die Fahrtrensen haben im allgemeinen auch keine Knebel.

Die Lage des Gebißstückes muß im Pferdemaule so sein, daß es über der Zunge und auf dem zahnlosen Teil der Laden aufruht. Um diese Lage gleichmäßig zu erhalten, wird ein Nasenriemen verwendet, der in seinem vorderen Teil, wie schon beschrieben, um die Nase des Pferdes geht, von seiner Mitte ab aber unter der Trense verläuft und unter dem Unterkiefer verschnallt wird. Dieses Verschnallen darf nicht etwa mit einem Zusammenziehen des Riemens verwechselt werden; Sinn der Verschnallung ist ja doch nur, den aus der Maulspalte herausragenden Teil der Trense an ihren Ringen in seiner Lage zu erhalten. Ein derartiger Nasenriemen findet Anwendung in der Dressur des Pferdes oder auch bei Pferden, die sich der Wirkung der Zügel durch Aufsperren des Maules entziehen möchten. Ein Pferd, dem nur die Trense eingelegt ist, bezeichnen wir als „auf Trense gezäumt".

Eine schärfere Zäumung, die besonders den Bedürfnissen einer höheren Dressur sowie den Erfordernissen

eines höheren Gehorsams, der vom Pferde verlangt wird, entspricht, ist die Zäumung auf Kandare, auf Stange.

Die Kandare oder Stange ist in ihrer Anwendung erst nach der Begründung der ersten Reitschule in

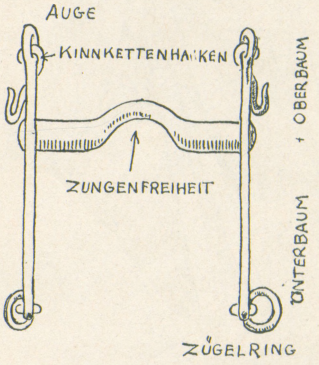


Kandaren-Zäumung.

Neapel, also nach 1532, und zwar durch den Schüler und Nachfolger des Begründers Griso, durch Pignatelli, ersonnen worden. Das, was wir von Abbildungen aus der Ritterzeit usw. kennen, bildeten eigentlich Trensen mit festem Mundstück und Hebelarmen, deren Wir-

kung aber nicht durch eine Fixierung um den Unterkiefer des Pferdes gestaltet war.

Die Grundform aller Kandaren oder Stangen ist die folgende: das eigentliche Mundstück ist ein fester, starrer Metallzylinder, der mit seinen gegen ihr Ende zu gehenden Teilen auf die Laden zu liegen kommt. In seiner Mitte ist dieses Mundstück hochgewölbt, um der Zunge Beweglichkeit zu lassen und diese nicht etwa zu drücken. Dieser Teil heißt die Zungenfreiheit. An den Enden des eigentlichen Mundstückes, also außerhalb der Maulspalte, befinden sich die Arme, die Bäume der Kandare,



Kandare oder Reitstange.

als Ober- oder Unterbaum benannt im Sinne ihrer senkrechten Gestaltung zum Mundstück. Der Oberbaum ist stets gerade und ist kürzer als der Unterbaum, und zwar ist der letztere doppelt so lang. Von vorne gesehen stehen beide Arme unter je 90 Grad zum Mundstück, von der Seite gesehen besitzt mancher Unterarm eine Wölbung, Buchtung nach hinten, um das Fangen der

Stange durch das Pferd zu verhüten, also es diesem unmöglich zu machen, mit den Lippen den Unterbaum zu erfassen und in die Maulspalte zu ziehen.

Der Oberbaum endet in einer festgeschmiedeten Öse, Auge benannt, in die das jeseitige Backenstück geschnallt wird; der Unterbaum hat an seinem unteren Ende einen beweglichen Ring, der Zügelring heißt, in den der Kandaren-(Stangen-)zügel geschnallt wird. In den Augen beweglich befestigt sind die Kinnkettenhaken. In den rechten dieser ist die Kinnkette stetig befestigt (natürlich auch aushakbar) und wird bei Fixierung der Kandare (Stange) durch fortwährendes Rechtsherumdrehen ganz flach und längs der Kinnkettengrube des Pferdeunterkiefers in entsprechender Straffung linksseitig in den anderen Kinnkettenhaken befestigt.

Richtig eingelegt ist eine Kandare nach folgenden Gesichtspunkten: zunächst wird die Maulfreiheit genau abgemessen, so, daß das Mundstück die gleiche Länge besitzt wie die Kiefern- bzw. Maulbreite tatsächlich beträgt. Enger darf die Lichte der Kandare nicht sein, sonst klemmt und reibt sie; zu weit darf sie aber auch nicht sein, sonst ist sie nicht nur in ihrer richtigen Wirkung beeinträchtigt, sondern auch häßlich und spreizend, und kann auch nicht durch die Kinnkette richtig fixiert, also in richtiger Lage gehalten werden. Lose, d. h. ohne eingedrehte Kinnkette in das Pferdemaul eingelegt, muß das Mundstück so auf den Laden ruhen, daß es sich etwa einen kleinen Finger breit hinter (über) dem Hakenzahn des Pferdes befindet, während die Arme (Bäume) in Richtung der Maulspalte verlaufen. Wird nun die Kinnkette eingedreht, dann hat das so weit zu erfolgen,

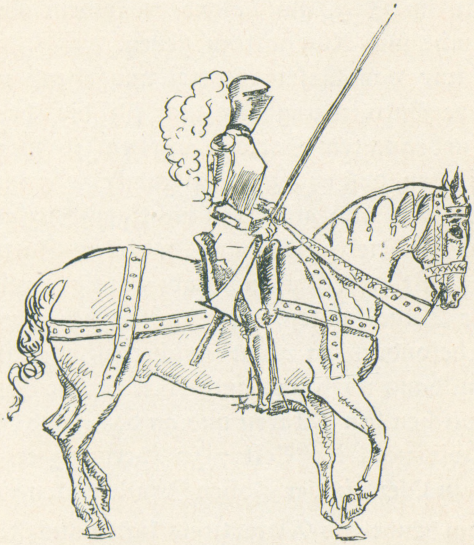
daß damit der Unterbaum bei angestellten Zügeln eine Schrägstellung erhält, die zur Maulspalte einen Winkel von 45 Grad einschließt. Ist der Winkel ein kleinerer, liegt also der Unterbaum nach vorwärts, dann *strotzt* die Kandare, d. h. ihre Hebelwirkung ist eine zu scharfe, zu starke; liegt er hingegen über 45 Grad, so *fällt* die Kandare *durch*, d. h. ihre Hebelwirkung ist eine zu geringe, nicht dem Sinn und Zweck entsprechende.

Bei Zäumung auf Kandare wird auch eine Trense mitbenützt, die Unterlagstrense. Diese ist entsprechend etwas kürzer geschnallt in den Backenstücken, so daß sie in der Maulspalte und auf den Laden höher, also oberhalb der Kandare zu liegen kommt. In dieser Lage darf sie nicht etwa in die Maulwinkel zu liegen kommen oder gar diese hinaufziehen. Die Kinnkette der Kandare kommt unter der Trense zu liegen, darf also die Unterlagstrense nicht etwa durch ihre Fixierung mit einbegreifen.

Der Sattel und die Sattlung

Ob seine Entstehung älter als die des Zaumes ist, kann man heute nicht mehr mit Sicherheit sagen; manche behaupten es, doch ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß der Mensch sein Pferd irgendwie lenken wollte und dann erst an eine Sondersitzgelegenheit auf dem Pferderücken dachte. Für diese Annahme spricht nicht nur eine Logik, sondern auch manche alte Darstellung, die das Pferd unter dem Reiter noch ohne Sondersitzgelegenheit zeigt. Der Grundgedanke dürfte wohl in einem Fell oder dgl. zu suchen sein, das sich einer vielleicht gar als

Prunkstück und besondere Jagdbeute über den Pferderücken breitete, um so auf diesem zu sitzen. Da das Fell doch immerhin gerutscht haben dürfte, wird wahrscheinlich nach einer Befestigungsart gestrebt worden sein, und damit war der Grundgedanke für einen Sattelgurt gegeben. Wieder weiter dürfte irgendein Reiter auf den



Sattlung in der Ritterszeit.

Gedanken gekommen sein, in das herabhängende Fell Löcher zu schneiden, um auch seinen Füßen besseren Halt zu bieten, und das wieder wurde zum Grundgedanken für die Steigbügel. Die erste richtige Sattelform finden wir dann bei den Reitervölkern, und zwar bereits in der Andeutung und Grundform, die auch heute noch dem

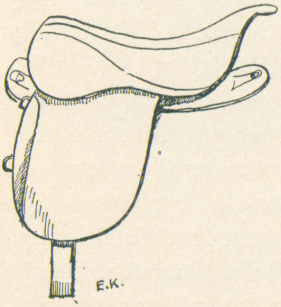
sogenannten Bocksattel die Gestalt gibt. Es war das eine Sitzgelegenheit, in der der Reiter zwischen einer vorderen und hinteren Erhöhung festeren Halt hatte. Diese Grundform wurde dann später zur Rittерszeit beibehalten, nur waren da sowohl der Vorderteil, besonders aber der Rückenteil zu einer Art Lehne ausgestaltet, sowohl um dem Rittersmann vermehrte Sicherheit im Sitz, als besonders seinem Lanzenstoß mehr Wucht und Rückhalt zu geben.

Wenn wir von diesem Sattel ausgehend uns dann die weitere Entwicklung des auch für die Dressur des Pferdes gebrauchten Sattels ansehen, so werden wir zunächst finden, daß er eigentlich gar keine richtige Sitzgelegenheit bot, also auch kein richtiger Sitzsattel, sondern mehr ein Stehsattel war. In diesem Sattel mußte der Reiter mit recht stark nach abwärts gespreizten und fest in die Bügel gestemmten Beinen sitzen, und wenn wir dies besonders an alten Stichen usw. aufmerksam betrachten, dann wird uns auch klar, welche Summe an Arbeit zwischen den Pilaren und an der Hand (auf beide kommen wir noch im Teil 7 zu sprechen) erforderlich war, um ein Pferd in der Hohen Schule reiten zu können.

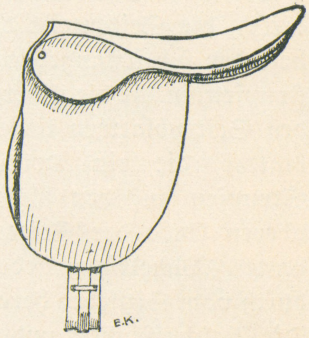
Mit dem Ende des Rittertums hatte auch der Stehsattel sein allmähliches Ende gefunden und war einer bequemeren Sitzgelegenheit gewichen, die besonders ein länger andauerndes Reisen auf dem Pferderücken, also das Reiten über längere Strecken, erleichterte. Das war die Entstehungszeit des Sitzsattels. Den Bedürfnissen entsprechend wurde dieser immer mehr und mehr vervollkommnet, es wurden dem Reisegedanken entsprechend Möglichkeiten an ihm geschaffen, auch Pack-

taſchen, den Mantel uſw. mitzunehmen, und durch all dieſe Erforderniſſe entwickelten ſich zwei Grundformen beſonders, und zwar die eines moderniſierten Bockſattels, alſo Tiefſattels, und die eines flachen, des engliſchen Sattels.

Der Bockſattel beſteht im weſentlichen aus zwei ſeitlichen Unterlagen, die rechts und links der Rückenmitte des Pferdes in der Sattellage ruhen und auf denen die Sitzgelegenheit, vorn und hinten erhöht, frei über dem Pferderücken gebaut iſt. Die vordere Freiheit bildet die Kammer, auch vorderer Zwieſel genannt, unter der dem Widerriſt des Pferdes freies Spiel bleiben ſoll. Der hintere Zwieſel hat ſeine Erhöhung, um feſteren Sitz zu bieten. Beide Erhöhungen erleichtern zudem die Mitnahme von Packtaſchen, Mantel und evtl. Futtervorräten für das Pferd uſw. Dieſe praktiſche Art des Sattels, der auch als ungariſcher Bockſattel bezeichnet wird, da er der Form des urmagyariſchen Sat-



Bockſattel.



Engliſcher Sattel.

tels nachgebildet ist, wurde zur Grundform der Armeesättel zahlreicher Staaten.

Der englische Sattel wieder, der flache, entsprang dem Sportsattel, der für Rennzwecke sinnentsprechend gebaut war, also nur eine leichte Sitzgelegenheit über kurze Strecken zu bilden hatte. Mit der Jagdlust des Engländers kam auch die Anregung, diesen Sattel für dauernderen Gebrauch zu bauen, er wurde vervollkommnet, und aus ihm entstand das, was wir heute eigentlich allgemein im Gebrauch haben, und was wir als englischen Sattel benennen.

Die Grundform aller dieser Sitzgelegenheiten zu Pferde, also Sättel, ist die nachfolgende: das Gestell ist derart gebaut, daß es auf dem Pferderücken liegend sich diesem so anschmiegt, daß es die Rückenmuskulatur des Pferdes freiläßt, sie in ihrer Bewegung nicht behindert. Der Vorderteil des Sattels hat eine erhöhte oder ausgeschnittene Kammer, um den besonders empfindlichen Widerrist nicht zu drücken und zu beschädigen. Der Oberteil des Sattels heißt die Sitzlage (Sitzleder, Sitzdecke), die Seitenteile die Seitenblätter. Unter diesen befinden sich festangebracht und beiderseitig die Gurtenstrupfen, in die die Gurten eingeschnallt werden. Unter den Seitenblättern liegen gesondert gepolsterte Unterblätter, die ein Drücken der Gurtenschnallen und Strupfen auf den bloßen Pferdeleib verhüten. Am oberen Ende der Seitenblätter ist der Bügelriemenhalter (Bügelriemenfeder oder -haken) angebracht und durch vom Sitzleder herabgehende Deckblätter geschützt. Die Beschaffenheit und der Zustand dieser Einrichtung sind sehr beachtenswert, da sie für die evtl. automatische

Auslösung des Bügelriemens bei Stürzen mit dem Pferd und dgl. von Wichtigkeit sein kann, damit der Reiter nicht im Bügel evtl. geschleift werde.

An den Seitenblättern sind vorne die sogenannten Sattel- oder Kniebauschen angebracht, über deren Wert sich streiten läßt. Sie sind dem Grundgedanken entsprungen, den Knien eine Grenze zu geben, wenn sie evtl. vorrutschen. Nun, für schwächere Reiter ist das ganz gut, mit zunehmender Fertigkeit und in der Schulung ist aber ein fester, nicht krampfhafter Knieschluß sich anzueignen, und ein solcher macht sie eigentlich überflüssig. Sie sind daher auch nicht auf jedem Sattel.

Wichtig ist eine gute Polsterung des Gesamtsattels, die auch stets in tadellosem Zustand zu erhalten ist, sowohl unter der Sitzlage, als auch den Seitenblättern, schon allein, um Beschädigungen des Pferdes durch Sattel- oder Gurtendrücke, die es unbrauchbar machen, zu vermeiden. Hauptsächlich gibt aber die richtige Polsterung im Verein mit dem Gestell, also dem Rippenbau des Sattels selbst, diesem die geeignete Form zu bester Verwendbarkeit, d. h. die richtige Gestaltung, die wieder derart sein muß, daß der Schwerpunkt des Reiters bei richtigem Sitz stets in die Mitte des Sattels fällt.

Und daran kann man auch gleich die Erwägungen knüpfen, die für Auswahl eines Sattels maßgebend sein müssen. Die Form, ob tiefer oder flacher, ist eine Bequemlichkeitsfrage, im tieferen sitzt es sich bequemer, der flache Sattel eignet sich hingegen vorzüglich zur Sportausübung. Seiner Größe, also seinen Ausmaßen nach, hat der Sattel ja nach der Körperfülle des Reiters

entsprechend ausgewählt zu werden, breitere, größere Sättel sind aber immer besser als zu kleine. Darum nimmt man auch für Pferde, die sehr empfindlich im Rücken sind, lieber einen etwas größeren Sattel, als ihn evtl. ein schlanker Reiter benötigen würde. Der Lageform nach muß die Polsterung unbedingt schützend sich auswirken und sie darf auch nicht überall auf dem Pferderücken aufruhen. Oft glaubt man, durch eine Polsterung, die den Sattel gewissermaßen strammer aufliegen läßt, das sehr lästige und unangenehme Verrutschen des Sattels auf dem Pferderücken verhindern zu können. Wenn dies auch z. T. zutrifft, so steigt anderseits damit die Gefahr, noch viel lästigere Druckbeschädigungen hervorzurufen. Was schließlich die Lage der Seitenblätter anbelangt, so ist das auch eine Art Geschmackssache: schräg vorwärtsliegende oder einfach abwärtsgehende zu bevorzugen. Das genügend große, in leichtem Oval abwärtsgehende und mit einer kleinen, gewissermaßen abschließenden Bausche versehene Sattelblatt (Seitenblatt) sieht immer adrett, schlicht und ungesucht aus. Und ruhige Vornehmheit hat ja den wahren Reitersmann zu charakterisieren.

Der Sattelgurt ist jener Teil der Sattlung, mittels welchem der Sattel in richtiger Lage gehalten wird. Er geht um den Leib des Pferdes und besteht aus zwei Teilen, einem breiteren, mit zwei Schnallen an jedem Ende versehen, der in die beiden auswärtigen Strupfen geschnallt wird, und als Unterlage dem zweiten, einem schmäleren Gurt dient, der in die Mittelstrupfe geschnallt ist. Der letztere ist straffer anzuziehen, ohne daß indessen der breite Gurt dadurch Falten wirft, die

Drücke verursachen könnten. Eingeschnallt werden die Gurten an der rechten Seite des Sattels und haben — über das glattgestrichene Haar laufend — um den Leib des Pferdes etwa eine Spanne hinter dem Ellbogen herum über die echten Rippen zu gehen, und an der linken Sattelseite endgültig angezogen, also in feste Lage gebracht zu werden. Ledergurten müssen, wenn angewendet, stets sehr gut gepflegt, also schmiegsam weich sein; sogenannte Schnürlgurten, das sind solche aus geflochtenen Schnüren, sind recht praktisch. Pferde mit keiner guten Sattellage, auf denen der Sattel sonach leicht verrutscht, können mit eigenen Patentgurten gesattelt werden, die eine dehnbare Einlage oder Verlängerung besitzen und sich sonach stetig dem Pferdekörper anschmiegen. Empfehlenswert ist das auch für jene Pferde, die sich listigerweise beim Festmachen des Gurtes aufblähen; ihnen nützt dieser Trick dann nichts, da der Sattel bzw. Gurt durch seine Elastizität stets gleichstark angezogen bleibt.

Die Steigriemen müssen aus gutem, kräftigen Leder und gutgepflegt sein, da auch ihre Schmiegsamkeit nützlich ist. Die Steigbügel sollen zum Fuß des Reiters passen, jedenfalls aber lieber etwas zu groß als zu eng sein. Letztere lassen den Fuß größer erscheinen als er ist, was dem Sitz einen unbeholfenen Eindruck gibt; sie sind überdies bei evtl. Sturz gefährlich, da der Reiter in ihnen hängen bleiben kann.

Eine Satteluntерlage ist recht empfehlenswert, schon zur Schonung der Polsterung gegen Pferdeschweiß, den sie natürlich einsaugt. Es gibt Satteluntерlagen, die viereckig oder abgerundet unter dem Sattel heraus-

stehen, und solche, die in Sattelform geschnitten sind. Bei ersteren ist wieder Schlichtheit am Platz, mit Monogrammen verzierte oder auffallend karierte, schreiende „Zierdeckchen" sind zu vermeiden. Die Hauptsache ist, daß ein schweißsaugendes, reelles Material für Satelunterlagen verwendet und stets sehr rein gehalten wird. Filzunterlagen in Sattelform geschnitten, bewähren sich sehr gut, vorzügliche Erfahrungen habe ich mit gutgegerbtem Hirschleder gemacht, das allerdings beste Pflege verlangt.

Heutzutage ist der Spreizsitz für Damen wieder vollkommen durchgedrungen, was für das Reiten große Vorteile aufweist und besonders Gefahren beim Sturz verringert. Ich sagte „wieder", denn der „Herrensitz" war ja die ursprünglichste Form der Reitweise auch für Frauen. Der „Damensitz" kam erst um die Rittерszeit auf, wich dann abermals dem Spreizsitz, um mit dem Damensattel dann wieder zu seitlichem Sitz zu werden, während nach dem Weltkrieg sich allgemein und hoffentlich endgültig wieder der „Herrensitz" eingebürgert hat. Alles, was wahr ist: der „Damensitz" hat unbestreitbar etwas Bestechendes für sich, etwas, das mit dem Altbegriff Dame und der Ästhetik für das „schwächere Geschlecht" wie eng verbunden erscheint, aber — erstens will die moderne Frau nicht das „schwächere" Geschlecht sein (was sie ja im Sinne des Enderfolges auch nie gewesen ist), und zweitens hat der Spreizsitz unbestritten ganz große Vorzüge und besonders für die moderne Springausübung. Da man aber von allem um das Pferd möglichst viel wissen soll, sei kurz auch der

Damensattel aus der Rumpelkammer geholt und erklärt.

Seiner Form nach muß er nach dem Gesichtspunkte gebaut sein, daß er das Gesamtgewicht der Reiterin gleichmäßig auf den Rücken des Pferdes verteilt, trotzdem, oder gerade deswegen, weil die Beine der Reiterin in ihm nur nach einer Seite untergebracht sein müssen. Zu diesem Zwecke ist an seiner linken, vorderen Seite eine Art Doppelgabel, das Horn angebracht, in dem der gerade, pferdekopfwärts gerichtete rechte Oberschenkel der Reiterin Halt findet, während ihr linkes Bein in einem etwas verkürztem Steigbügel mit dem Fuße ruht und sich mit dem Knie an den anderen abwärts gebogenen Teil des Hornes anlehnt. Die Gurten des Damensattels werden zum Unterschied vom Herrensattel an der rechten Seite des Pferdes angezogen, damit die Reiterin jederzeit und ohne erst den Sattel verlassen zu müssen, gelockerte Gurten nachziehen kann. Für das Reiten im Terrain wurde auch ein sogenannter Balanciergurt mit verwendet. Er ging von der Hauptgurte auf der rechten Seite ab und wurde auf der rechten hinteren Seite des Sattels eingeschnallt, wodurch ein Verrutschen des Sattels nach der linken Seite verhütet wurde.

Das sind die hauptsächlichsten Kenntnisse über das Wesen des nunmehr nur noch ganz vereinzelt in Gebrauch befindlichen Damensattels, der Reitersmann muß aber auch da Bescheid wissen, denn es kann gerade ihm passieren, daß er mit einer im Seitsitz reitenden Dame im Gelände ist und ihr Hilfe leisten soll. Dazu muß er im wahrsten Sinne des Wortes in allen Sätteln gerecht sein.

Riemenzeug-Pflege

Das Lederzeug — Zaum und Sattel — in tadellosem Zustande zu erhalten, ist nicht nur ästhetische Pflicht, sondern entspricht auch voll dem Zweck: einerseits dem Pferde sein Arbeitsgerät bestens und dann sich selbst die Wertanlage langjährig zu erhalten. Das Lederzeug (Riemenzeug) muß stets glänzen, gereinigt sein, darf aber nicht zu diesem Zweck mit Tinkturen behandelt werden, die ihm wohl Glanz, aber zugleich Sprödigkeit und Härte geben. Und das gleiche gilt auch für die Anwendung geschmeidig machender Öl- oder Fettsubstanzen. Es gibt deren manche, die zuerst das Leder weich machen, dann aber, wenn sie eintrocknen, spröde werden lassen. Das Leder ist wohl die Decke eines nicht mehr lebenden Tieres, es hat aber in sich eine Art Sonderleben und verlangt: Hautatmung und Nahrung. Die Hautatmung wird ihm gegeben durch leichtes Waschen mit lauwarmem Wasser, wobei nur soviel Flüssigkeit einzieht, als das Leder zu seiner besten Erhaltung braucht. Die Geschmeidigkeit wieder erhält das Leder durch die — wie wir sagten — Nahrung, die ihm verabreicht wird in Gestalt guter, ungesalzener Fettsubstanzen. Eine Vereinigung dieser beiden Gedanken finden wir in der sogenannten Sattelseife, die zudem noch den Vorteil besitzt, dem mit ihr behandelten Leder Glanz zu geben, wenn es mit einem weichen Tuch abgerieben wird. Die Schnallenbehandlung ist heute schon sehr vereinfacht durch die Anwendung polierter, vernickelter usw. Metalle, man hat sonach vornehmlich darauf achtzugeben, daß eventuelle Schäden nicht

dem Rost Verbreitungsmöglichkeit geben. Es gibt nichts häßlicheres, als Metall an Zaum oder Sattel, das Rostflecken aufweist, und ein alter Ausspruch sagt ja auch hart: Rost an Metallbeschlägen sind Flecken an der Reiterehre!

Die Beschirrung

Es würde nunmehr über die Beschirrung für den Zugdienst zu sprechen sein; Beschirrungs-, Anspannungs- und Fahrlehre greifen indessen so eng ineinander, daß bei der eingehenden Behandlung des Pferdes für den Zugdienst noch einmal all das wiederholt werden müßte, was hier zu sagen ist. Darum sei das dem Teil 10 vorbehalten und hier nur kurz das Nachstehende gesagt.

Im Sinne eines Galoppfahrens vor dem Kampf- und dem alten Rennwagen entwickelten sich die Hilfsmittel zum Lenken und Anspannen des Pferdes für solche Arten bald. Mit dem Aufkommen einer Verwendung des Pferdes als rasches Beförderungsmittel vor dem vierrädrigen Wagen wurde dann die Trabbewegung als die angewandt, in der das Pferd längste Zeit hindurch sich vorwärts zu bewegen vermag und sonach auch längste Strecken zurückzulegen imstande ist. Mit dieser Erkenntnis veränderte sich die Gestaltung der Hilfsmittel für den Zugdienst gleichfalls und wir können heute von zwei Hauptbespannungsarten sprechen: der im Kummet und der im Sielengeschirr (Brustgeschirr).

Das Kummet, die um den Pferdehals vor die Schultern gelegte Zugvorrichtung ist das geeignetste Hilfsmittel für den Schwerzug, denn durch seine Ge-

staltung bietet es dem Pferde die beste Möglichkeit, nicht allein durch Kraftentfaltung, sondern durch volle Ausnützung seines Körpergewichtes eine Belastung nach vorwärts zu ziehen. Das Brust- oder Sielengeschirr entspricht dem nur etwas einseitig, es ist hingegen aber wieder das Idealhilfsmittel im leichten Zug, also für rasches Vorwärtskommen bei Unbeschwertheit des Pferdes.

Von der Instandhaltung des Zuggeschirres sei hier gesagt, daß dafür die gleichen Grundsätze, die für den Reitdienst gelten, maßgebend sind. Da indessen das Zuggeschirr vorwiegend und fast ausschließlich schwarz gehalten ist, gelten als Reinigungsmittel, sowie um ihm den Glanz zu geben, derartige Substanzen, die diesem Bestreben voll entsprechen, ohne dabei das Leder anzugreifen, spröde zu machen oder es gar zu verderben.

Der Hufbeschlag

Guter Huf und gut' Beschläge,
Bringen über alle Wege.

Es gibt zahlreiche Reiterverslein, deren tiefster Sinn sehr einprägsam ist; zu den großen, besonders beherzigenswerten Mahnworten gehört aber das obenstehende unbedingt mit in die erste Reihe.

Das Pferd ist ein Fortbewegungshelfer des Menschen, das auf Hufen geht. Sein Arbeitsvermögen und eine aus diesem zu erzielende Leistung fußen sonach — im allerstrengsten Sinne des Wortes — auf seinem Geh-

vermögen. Dasselbe wieder kann das Pferd — gleichgültig in welcher vom Menschen geforderten Gangart — nur dann wirklich nutzbringend entwickeln und geben, wenn seine ihm dazu naturgegebenen Hilfsmittel, seine Hufe, in zweckentsprechendem Zustand sind, um die Ausführung des ihm Abverlangten vollstens durch sie zu unterstützen.

Uns Menschen ist die Notwendigkeit einer Fußpflege als etwas Selbstverständliches klar, denn wir wissen, daß uns mit aus irgendeinem Grunde schmerzhaften oder gar schadhaften Füßen schon das Gehen an sich schwer, eine Streckenleistung aber unmöglich wird. Ferner wissen wir, daß wir für eine Marsch-, also Streckenleistung auch überdies ein gutgehaltenes und gutsitzendes Schuhwerk unbedingt brauchen. Nun, das ganz gleiche gilt für das Pferd.

Wohl hat ihm die Natur einen Schutz in Gestalt des Hornschuhs gegeben, diesen gab sie aber dem unbelasteten und in Freiheit lebenden Tier, das normalerweise nur die für seine Nahrungsaufnahme bedingten Gehverrichtungen vollzieht; und diese dann auch auf ihm bequeme Weise und auf naturgegebenem Boden, und nur ganz ausnahmsweise auf einem, der an seinen „Fußschutz" höhere Ansprüche stellt. Daraus ergibt sich einerseits, daß die natürliche Abnutzung des Hufes eines in Freiheit lebenden Pferdes im Verhältnis zu dem naturgegebenen Nachwachsen des Hornschuhes steht, andererseits, daß das freilebende Pferd naturgegeben auf einem Boden leben und gehen wird, der der Beschaffenheit seiner Hufe entspricht bzw. nach dem die Allgewalt Natur die Hufe des jeweiligen Pferdes be-

schaffen hat. Für das in Symbiose mit dem Menschen lebende Pferd, das Haustier, sind diese Verhältnisse gänzlich verschoben.

Das mußten bereits die alten Römer, die Welteroberer und ältesten Straßenerbauer, zu ihrem Leid erfahren, ihre Pferde wurden in der naturgegebenen Schutzhülle ihrer Hufe allein bald unverwendbar, da sie sich buchstäblich das Horn abliefen. Man suchte dem durch eine Art von Abhärten zu begegnen, nach Xenophon mußten die Pferde tagsüber und daheim auf ein unebenes Steinpflaster gestellt werden, und Aristoteles empfahl harte Eichenbohlen, damit die Hufe sich gewöhnen. Das reicht auf etwa 500 Jahre vor Christo zurück, scheint aber wenig Erfolg gezeitigt zu haben, denn 100 Jahre vor Christo mußten erwiesenermaßen verschiedene Kriegsunternehmungen unterbrochen werden, da das Pferdematerial infolge der vollkommenen Hufabnützung marschunfähig geworden war. Man suchte diese Übelstände zu beseitigen und fertigte eine Art von Überschuhen an, aus starkem Leder, Bast und dergleichen, ja, sogar aus einer Pechumhüllung, was aber für alle Pferde anzufertigen anscheinend nicht anging. Jedenfalls waren diese Erstversuche eines Hufhornschutzes durchaus nicht befriedigend.

Zu diesen historischen Tatsachen ist als recht auffallend zu bemerken, daß sie unbegreiflich erscheinen, denn wir wissen ja aus alten Reliefs, daß z. B. schon die Ägypter zur Zeit von Ramses II. und III., also bereits im XIV. Jahrhundert vor Christo, eine wesentlich verbesserte Hufhorn-Schutzhülle kannten, eine, die Metallsohlen besaß. Wie diese sonach fast 1½ Jahrtausende

vor die Römerzeit zurückreichende — wenn man ſo ſagen will — Erſtbeſchlagskunſt förmlich in Vergeſſenheit geraten konnte, iſt einigermaßen unbegreiflich, aber Tatſache.

Im weiteren Entwicklungsgang finden wir um die Zeit von Chriſti Geburt an dieſe altägyptiſchen Eiſenſohlen-Sandalen wieder aufleben und allmählich zu leichteren, nur aus Eiſen beſtehenden Schutzhüllen werden, die für Pferde als Hippo- und für Zughornvieh als Bo-Sandalen bezeichnet wurden. Die Maultiere des römiſchen Kaiſers Veſpaſian ſchildert der Chroniſt Suetonius im Jahre 51 nach Chriſto als ſo und eiſenbehütet, während die Maultiere der Kaiſerin Poppaea, nach Berichten von Plinius, mit goldenen Sandalen verſehen waren. Aus dieſen hiſtoriſchen Angaben und auch aus den Schilderungen der verſchiedenen Feldzüge der Römer geht hervor, daß es alſo derartige Schutzhüllen in ſpäteren Zeiten auch für die Pferde der Heere gab, und Funde, die im Süden Deutſchlands und am Rhein bei Ausgrabungen gemacht wurden, beſtätigen die Form und das Material dieſer Sandalen, nirgends aber wird Erwähnung getan, wer ſie angefertigt hat, d. h. ob die Römer ſchon eigene Beſchlagſchmiede beſeſſen haben, was wieder darum verwunderlich iſt, da die Römer bereits eine Art geordneter Hufpflege kannten, die ganz genau vorſchrieb, wann und wie das Ausſchneiden der Hufe vorzunehmen war.

Über den Urſprungsort der früheſten Hufeiſen im heutigen Sinne, d. h. durch Nägel befeſtigt, iſt man nicht ganz einer Meinung, denn es wurden ſowohl am Oberrhein in den ſeinerzeit durch die Alemannen be-

herrschten Teilen als auch in der Gegend von Orleans bei Ausgrabungen ganz ähnliche Funde gemacht und es ist daher strittig, ob den Alemannen oder den Kelten die Erfindung zuzuschreiben ist. Zu diesen Ansichten tritt auch noch die, daß die Hunnen bereits derartige Beschläge gekannt und für ihre Pferde angewandt haben, was aus den Funden erwiesen zu sein scheint, die in das 5. Jahrhundert n. Chr. zurückgehen. Die gleiche Ansicht vertritt auch der deutsche Forscher Schlieben, der ermittelt hat, daß die Jacygier und Kumanen, zwei zwischen Donau und Theiß im 2. Jahrhundert n. Chr. lebende Reitervölker, bereits Hufbeschläge kannten.



Entwicklung des Hufhornschutzes
Links: Bastsandale, die fallweise angelegt wurde.



Eisen (von links nach rechts): altrömische Kursandale, Eisenplatte mit Zehenhalter; — Hufeisen der Erstzeit; — altes deutsches Eisen; — spanisches Eisen mit Klinkstollen.

Wenn wir die ersten richtigen Hufeisen betrachten — in die Entwicklungsgeschichte tiefer einzudringen, würde ja aus dem Rahmen einer Allgemeinkunde fallen — so finden wir zunächst, daß dieser Erstschutz, der mit Nägeln befestigt wurde, schmal und leicht gehalten war.

An jenen Teilen, wo die Nägel das Eisen festzuhalten hatten, war das letztere etwas breiter, so daß Buchtungen entstanden und überdies wurden sechs Nägel zur Befestigung benötigt. Die Eisen selbst scheinen ohne besondere Anpassung angefertigt worden zu sein und nur jeweils wurden sie dann etwas „zugerichtet". Jedenfalls drang diese Beschlagskunst durch, und um das 5. Jahrhundert und besonders um dessen Wende war sie schon allgemein eingeführt, wenngleich man die Pferde erst eigentlich immer vor Unternehmungen (Reisen, Kriegszügen und dgl.) mit Eisen versah und ansonsten „barfuß" laufen ließ.

Einen weiteren Aufschwung finden wir aus der Zeit Karls des Großen, der um das Jahr 800 bereits einen eigenen beschlagskundigen „Maréchal" besaß, der für den Hufbeschlag des kaiserlichen Marstalles und besonders für den Prunkbeschlag des Leibpferdes mit silbernen Eisen verantwortlich war. Im Jahre 900 ist ferner aus den Annalen festzustellen, daß Kaiser Leo VI. von Konstantinopel bereits eine eigene Anordnung über den Hufbeschlag seiner Reiterei herausgab, die damals mit „halbmondförmigen Eisensohlen" ihre Pferde zu versehen hatte.

Das beginnende Mittelalter und die Ritterzeit schützte zunächst mit schweren, breiten Eisen die Hufe der Pferde, wenigstens fanden sich solche in Grabstätten burgundischer wie auch spanischer Reiter vor, in den Kreuzzügen indessen waren schon wieder leichte Eisen im Gebrauch, die sich besonders gegen ihre Schenkelenden zu verjüngten.

Sehr interessant ist es auch, daß mit der sich ent-

wickelnden Beschlagskunst Gestaltungshilfen an dieser voll brauchbare Formen annahmen. So haben z. B. die Normannen, als sie auch zu Lande ihre Eroberungen vornahmen, bereits Eisen für ihre Pferde gekannt, die ein sicheres Gehen auf vereistem Boden gewährleisteten. Es waren dies Fortsätze, die stets scharf gemacht wurden. Wie sehr übrigens die Normannen die Wichtigkeit eines guten Hufbeschlages hochschätzten, geht daraus hervor, daß Wilhelm der Eroberer bereits einen Oberaufseher für die Beschläge seines Heeres besaß, dem er für seine treuen Dienste eine Grafschaft in England schenkte und daß auch dessen Amtsnachfolger hoch zu Ehren kam und von diesem das Geschlecht der Grafen von Ferrers abstammt, das in seinem Wappen sechs Hufeisen führt.

Daß mit dem Emporblühen der Reitkunst selbst und der damit sich entwickelnden Kenntnis aller Notwendigkeiten, um ein Pferd bestens nützen zu können, sich die Beschlagskunst immer mehr vervollkommnete, ist eigentlich ganz selbstverständlich. In Italien wurde die erste Reitakademie gegründet, und 1531 erschien auch aus der Feder des Italieners Rusius ein Buchwerk über „Die Hufschmiedekunst", in dem nicht nur diese erklärt wird usw., sondern auch bereits Hornspalt, Vernagelung usw. und deren Folgen, wie Heilungsmöglichkeiten behandelt werden. 1563 erschien sodann durch den französischen Arzt Jean Massé ein hochbeachtenswertes Buch, betitelt „Die große Hufbeschlagskunst oder tierärztliche Heilkunst", das neben sehr wertvollen Angaben auch die tierärztliche Literatur des Altertums anführt. Außerordentlich wertvoll ist das zu Ende des gleichen Jahr-

hunderts erschienene Buchwerk des Italieners Cesare Fiaschi, das nicht weniger als 35 Einzelkapitel enthält. Der Verfasser kannte bereits die verschiedenartigen Streich- und Halbmondhufeisen, Vordereisen mit Stollen, Hufeisen mit verschiedenen und verdickten bzw. verdünnten Schenkeln, kurzum 25 Arten nützlicher Eisen, deren Grundform im wesentlichen bis heutigen Tages beibehalten ist. Ebenso spricht Fiaschi bereits über ein nur ganz kurzes Aufbrennen des warmen Eisens beim Anpassen und macht grundsätzliche Unterschiede zwischen den für die Vorder- und für die Hinterhufe bestimmten. Die Hufe selbst teilt er bereits in einen Zehen- und einen Trachtenteil und weist auf die besondere Empfindlichkeit des letzteren hin.

Hochinteressant ist zu verfolgen, wie weit die Kenntnis der Hilfsmittel vorgeschritten war, um fehlerhafte Hufe gebrauchsfähig zu machen. In dem zweiten Buch des 1603 in deutscher Übersetzung erschienenen berühmten Werkes des italienischen Anatomen Ruini, das als „Neuwes Roßbuch oder vo der Pferden-Anatomy, Natur, Cur, Pflegung vund Heylung" im Fischerverlag zu Frankfurt erschien, sind bereits sehr ausführliche Hinweise in dieser Beziehung und bis ins kleinste gehend gegeben, und um die gleiche Zeit, als Ruini sein Werk in Originalsprache verfaßte, erschien 1598 auch das erste große deutsche Werk über „Vieharzneikunde" in Augsburg, in dem auch bereits der Zwanghuf behandelt wird. Aus den weiteren Werken, die außerordentlich befruchtend auf die Entwicklung der Hufbeschlagskunde wirkten, sind noch besonders das des großen Franzosen La Fosse 1754 und das des schon öfter

erwähnten französischen Stallmeisters Bourgelas 1768 zu erwähnen.

Das deutsche Hufeisen, wie es bis ins 18. Jahrhundert in Allgemeinverbreitung war, hatte sich mit einzelnen Ausnahmen doch immer an die schwere, breite Form gehalten, es war eine Art Eisensohle, das den Strahl frei ließ, und das mit acht Nägeln, für die bereits eine Falz genutet war, genagelt wurde. Diese deutschen Eisen hatten Stollen und z. T. auch Griffe, und über die deutsche Beschlagskunst finden sich aus jener Zeit sehr beachtenswerte Angaben in den Werken der bekannten Reitmeister Sind und v. Reitzenstein.

Im 19. Jahrhundert ist aus dem Entwicklungsgang bis dahin besonders herauszuheben, daß um jene Zeit die deutsche Beschlagskunst bereits eine Zehenaufrichtung und eine Trachtenabrichtung erkannt und eingeführt hatte; ferner daß 1836 bereits in Bruchsal (Baden) die erste Militär-Hufbeschlagsschule errichtet wurde, die später, 1847, unter ihrem sehr bekannten Leiter Fuchs nach Gottesaue verlegt wurde. An der auch in Berlin errichteten Lehranstalt wirkte besonders der bekannte Altmeister Dominik viele Jahre hindurch außerordentlich segensreich und in ihm ist gewissermaßen der Begründer der Schulungsrichtung zu sehen, die verlangt, daß das Pferd *vor* dem Beschlag gründlich besehen und erst auf Grund der sich daraus ergebenden Erkenntnisse jeweils das Eisen geformt werde, das dem betreffenden Pferde not tut.

Das ist in kurzen markanten Strichen das so ziemlich Wichtigste aus der Geschichte und dem Entwicklungs-

gang der Hufbeschlagskunst, und nun wieder zurück zum Huf selbst.

Die Einzelteile desselben haben wir schon besprochen, die uns jetzt besonders interessierenden Hornteile kurz wiederholt, bestehen aus der Hornwand, der Hornsohle und dem Hornstrahl. Die Hornwand und die Hornsohle sind, wie wir gleichfalls erwähnt haben, miteinander verbunden und diese Verbindung kennzeichnet sich als eine weiße Linie, die an der Hornsohle sichtbar ist und damit zugleich angibt, wie stark die Hornwand ist, die ja die Trägerin der Nägel bildet, mit denen das Hufeisen den Hornschuh selbst an seinem unteren Rand entlang, also dort, wo das Pferd mit dem Huf auftritt, schützen soll.

Es wäre aber eine ganz falsche Annahme, wollte man glauben, daß dieser naturgegebene Hornschutz etwas starrfestes Ganzes bedeuten soll, also etwas, innerhalb dessen sich allein die Vorgänge abspielen würden, die durch das Gehen des Pferdes gezeitigt werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß bei Belastung des Fußes sich unwillkürlich dessen Endteile verbreitern und umgekehrt bei Entlastung, also Heben eines Fußes, sich diese Teile verringern, also gewissermaßen zusammenziehen, so werden uns auch die Vorgänge klar, die diese Beweglichkeit in Form dessen hervorbringt, was wir als Bewegungsmechanismus bezeichnen. Diesen letzteren macht auch der Hornschuh mit, ja, muß ihn mitmachen, damit die in ihm gebetteten Teile weder eine Beengung erhalten, noch — übertrieben ausgedrückt — in ihm schlottern. Das bedingt wieder, daß der Hornschuh wohl ein festes, also standhaftes Gebilde sei, anderer-

ſeits aber eine Geſchmeidigkeit beſitze, die den Hufmechanismus mitmacht. Wie wichtig es iſt, ſich das richtig vorzuſtellen, geht vielleicht aus der Erwähnung deſſen am beſten hervor, daß die Fleiſchwand des Hufes aus rund 600 ganz feinen Teilchen beſteht, die blättchenförmig gelegt, mit ebenſoviel Hornblättchen des Hornhufes verbunden ſind und durch ihr Ineinandergreifen die geforderte Elaſtizität geben müſſen. Dieſen Prozeß macht der untere Rand des Hornſchuhes am wenigſten mit, alſo die Gegend der Zehen zu den Seitenteilen, und dieſer Hornſchuhteil iſt daher auch der geeignetſte, das ihn ſchützende Eiſen zu tragen reſp. dieſem zur Befeſtigung zu dienen. Andererſeits geht aus dieſem Hufmechanismus auch hervor, daß der davon am wenigſten betroffene Teil begrenzt iſt, alſo nur bis zu einer gewiſſen Höhe über den Erdboden reicht. Dieſe Erkenntnis gibt ſonach auch eine Art Höhenbegriff: wie weit die Zone reicht, innerhalb welcher die Befeſtigung beſtens erfolgen kann, d. h. innerhalb welcher auch wieder die von unten nach aufwärts gehenden Hufnägel aus der Hornwand herauszutreten haben, ohne die empfindſamen Teile in ihren Funktionen zu beengen, zu drücken oder gar zu verletzen.

Auf genaue Einzelheiten des Hufbeſchlages hier einzugehen, würde natürlich gleichfalls aus dem Rahmen fallen, da es ja nicht Zweck iſt, hier Schulung über Hufbeſchlag oder gar erſt die Einzelanwendungen der verſchiedenſten Eiſen für die verſchiedenſten Zwecke bis ins kleinſte zu geben, ſondern die Aufgabe vielmehr in der Allgemeinaufklärung der Vorgänge und der Möglichkeit liegt, auf ſich ſelbſt angewieſen ein locker geworde-

nes Eisen wieder zu festigen oder ein abgefallenes zu befestigen, aufzuschlagen.

Wie wir sagten, dient der Hufbeschlag einerseits dazu, den Hornschuh zu schützen, anderseits aber auch hat er dazu zu dienen, das Gehvermögen bzw. dessen Vollentwicklung entsprechend zu unterstützen. Aus der Spannweite dieser beiden Begriffe geht zugleich die enorme Möglichkeit hervor, durch richtiges Erfassen der jeweils gebotenen Notwendigkeit das richtige Hilfsmittel in Gestalt des jeweiligen Hufeisens zu schmieden und dieses dem Pferde am Hufe richtig zu befestigen.

Wenn wir das Beschlagen eines Pferdes in Phasen zergliedern wollen, so besteht es: 1. aus dem Abnehmen der alten Eisen; 2. dem Auswirken, also Zurichten der Hornteile für den neuen Beschlag; 3. dem Anpassen der neuen Eisen und 4. dem Anschlagen derselben.

Das Abnehmen darf niemals zu einem Abreißen werden, denn dadurch wird der Hornschuh beschädigt und kann den neuen Nägeln nicht den genügenden Halt bieten. Das Abnehmen hat daher in der Weise zu geschehen, daß die Nieten der Hufnägel, die aus der Hornwand kenntlich sind, zunächst gelöst und dann erst das Eisen mit der Zange langsam und ringsumgehend von der Hornsohle abgenommen wird.

Das Zurichten des Hornschuhes für den neuen Beschlag erfolgt in der Art, daß — wie ja auch der Name Auswirken besagt — die überflüssigen, d. h. zu stark nachgewachsenen Hornteile beschnitten und auch mit der Feile bearbeitet, also entfernt werden.

Ist das im wesentlichen geschehen und hat der Schmied das neue Eisen angefertigt, das für das betreffende

Pferd geeignet ist, wird dieses nun in warmem Zustand kurz aufgelegt, angepaßt. In diesem Zustand brandzeichnen sich sowohl Mängel des Eisens, wie vorhandene Unebenheiten am Hornschuh, die nachgerichtet bzw. nachgefeilt werden müssen usw.

Als letzte Prozedur erfolgt das Aufschlagen des richtig geschmiedeten und angepaßten Hufeisens, das dem jeweiligen Bedürfnis des Pferdes zu entsprechen hat.

Wir sprachen von der weißen Linie als dem Merkmal einer Verbindung zwischen Hornwand und Sohle und erwähnten, daß an bzw. vor dieser die Befestigung mittels der Hufnägel zu erfolgen hat. Die Beschaffenheit dieser Hufnägel ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, gerade so wie auch ihre Form. Sie bestehen aus dem Kopf, der in dem Falz des Hufeisens eingebettet zu sein hat; der Klinge als Fortsetzung desselben und jenem Teil des Nagels, der durch die Hornwand senkrecht nach aufwärts zu gehen hat, und schließlich der Spitze, die wieder von der Seite gesehen, eine schräge Abdachung besitzt, die man als Zwicke bezeichnet. Um den Nagel durch das Loch des Hufeisens und weiter in die Hornwand selbst zu treiben, wird er so angefaßt, daß diese Zwicke wandwärts zu liegen kommt, also, wenn sie durch die Hornwand getrieben und aus dieser heraustritt, gegen die Wand zugekehrt ist. Das Heraustreten der Nägel aus der Hornwand hat zwei Zentimeter oberhalb des unteren Randes zu erfolgen. An der Stelle, wo der Nagel herausgetreten ist, wird er zunächst sofort scharf abwärtsgebogen, abgezwickt

und hierauf, nach nochmaligem Anziehen des Eisens, durch Hammerschläge vernietet.

Das Befestigen des Hufeisens hat durch den Nichtgeübten natürlich vorsichtig, aber nicht ängstlich vor sich zu gehen. Ist der Nagel richtig gestellt, dann wird er durch mäßige Schläge eingetrieben und, wenn das Pferd dem ohne Schmerzäußerung, Zucken und dgl. ruhig standhält, also auch damit die Gewißheit gegeben ist, daß der Nagel in guter Richtung läuft, dann kann das Aufschlagen etwas kräftiger erfolgen. Unbedingt ratsam ist es aber, daß sich jeder Reitersmann und Pferdebenützer in den Grundbegriffen der Beschlagskunst in der Schmiede praktisch unterweisen läßt, damit er gegebenenfalles und auf sich allein angewiesen sich selbst zu helfen imstande ist.

Über die verschiedenen Beschlagsarten vom Standpunkte krankhafter und fehlerhafter Hufe kommen wir noch in Teil 9 zu sprechen. Wissen muß jeder, daß die Erneuerung des Hufbeschlages nicht von der Abnützung der Eisen etwa allein, sondern von der Zeitspanne abhängig ist. Der Hornnachwuchs, also Nachschub, ist ein derartiger, daß sich — rund gerechnet — die gesamte Hornwand innerhalb eines Jahres von oben nach unten erneuert. Dieses Nachwachsen bringt es mit sich, daß die Hornwand über den Hufeisenrand hinauswächst, also den Hornschuh um seinen Eisenschutz und anderseits den Huf selbst um seine „Gehsicherheit" bringen würde. Das Beschläge muß also mindestens innerhalb aller 8 Wochen, am besten je von 40 zu 40 Tagen erneuert werden und bei Pferden, die auf sehr

hartem Boden oder dgl. gehen, der wieder eine starke Abnützung der Eisen hervorruft, etwa alle 5 Wochen. Auch gibt's ein kleines Merksprüchlein, das da lautet:

Jährlich mußt für Reiten, Wagen,
Neunmal neu dein Pferd beschlagen.

Instinkt und Intelligenz

Das wäre nun auch die Aufzählung und kurze Beschreibung der Hilfsgeräte, die sich menschlicher Geist zu bestem Nutzen und zu bestem Nützen seines Helfers Pferd ersonnen hat; bevor wir aber auf die verschiedenen Verwendungsarten des Pferdes selbst im Dienste des Menschen eingehen, ist noch über einige Begriffe zu sprechen. So über Instinkt, Intelligenz, Temperament, Leistungsvermögen und über Training.

Instinkt ist — wissenschaftlich definiert — die unbewußte Ausschwingung, die zu körperlicher Verrichtung im Sinne der Lebenserhaltung, der Existenzerhaltung führt. In gemeinverständliches Deutsch übertragen, leitet sonach der Instinkt jedes Lebewesen zu all den Tätigkeiten, die gewissermaßen mit der Nahrungsaufnahme und der vorangegangenen Fürwahl der Nährmittel beginnt, bis zu jenen Körperbewegungen, die den Selbstschutz in Gefahrsmomenten auslösen. Alle diese Handlungen geschehen im Grundzuge unbewußt als etwas, was die Natur dem Lebewesen mitgegeben hat, um eben sein Leben erhalten zu können.

Die Grenze zu ziehen, wie weit der Instinkt ohne sonderliche Gedankenarbeit vor sich geht, ist recht schwer; denn es ist ganz selbstverständlich, daß das auf

höherer Geistesstufe stehende Lebewesen sich sozusagen verbesserter, von ihm besser erfaßter Möglichkeiten hierzu bedienen wird. Jedenfalls aber bildet der Instinkt als solcher eine Kraftquelle im Lebekörper, die nicht übersehen werden darf, schon allein darum, da bei Verkennung und so entstehendem Mißverständnis zwischen Mensch und Pferd sich diese Kraftquelle gegen den Menschen auswirken könnte.

Der Instinkt leitet — wie wir sagten — auch zur Nahrungsfürwahl und Aufnahme, und im Bewußtsein dessen und in richtiger Ausnützung dieses Instinktes als Nahrungstrieb kann er somit zu einem großen Hilfsmittel bei der Gewöhnung des Pferdes an von ihm durch den Menschen verlangte Verrichtungen benutzt werden.

Andererseits wieder ist es ja der Instinkt, der das Pferd zur Vermeidung von Lagen bringt, in denen ihm seiner Ansicht nach Gefahren, zumindest Schmerz geworden sind. Diese beiden Gegensätze sind daher zunächst durch jeden klar auseinanderzuhalten; denn die beiden bilden — wie wir in den späteren Einzelausführungen sehen werden — wichtige Unterstützungsmittel für den Menschen, um in verständnisvoller Weise das Pferd seinem Willen und seinen Wünschen untertan zu machen.

Intelligenz ist der Sammelbegriff geistiger Ausschwingung in einem Lebewesen. Die Verrichtungen, die auf diese Weise, also mit geistiger Beihilfe erfolgen, sind das Ergebnis einer Art Gedankenarbeit. Um von irgend jemand eine geistige Verrichtung zu verlangen, muß man die Grenzen kennen, bis zu denen

man in den Ansprüchen an eine Geistesverrichtung gehen kann, muß also — wie man zu sagen pflegt — den Grad der Intelligenz richtig einzuschätzen verstehen.

Das ist natürlich eine individuelle Sache, d. h. mit dem jeweiligen Lebewesen verbunden und hängt von dessen Abstammung durch Generationen und Behandlung in diesen sowie nicht zuletzt von der Erziehung, also der systematischen geistigen Förderung des Einzelwesens ab. Diese systematische geistige Förderung heißt im Leben des Pferdes Dressur! Mit dieser Kennzeichnung wieder ist klipp und klar gesagt, daß die Dressur nicht ein gewaltsam aufgezwängtes Etwas werden darf, sondern ein systematisch dem geistigen Aufnehmen und dem körperlichen Können angepaßtes, sich stetig mehrendes Stellen von Ansprüchen bedeutet.

Das ist auch sehr wichtig; denn es gibt sicherlich sehr kluge Pferde, die wohl verstehen, was man von ihnen haben möchte, aber körperlich noch nicht geschult sind, dem nachkommen zu können, und umgekehrt gibt es einfach-intelligente Pferde, die geistig schwerer begreifen würden, was man von ihnen haben will, während ihre körperliche Durchbildung sie das beinahe von selbst durchführen läßt.

Nicht unerwähnt dürfen hier die sogenannten geistigen Wunderpferde bleiben, die rechnen, lesen usw., ja selbst „Zauberkunststücklein" zu vollbringen imstande sind. Nun, das ist alles Humbug!

Bereits zu Shakespeares Zeiten existierte ein solches Pferd namens Maroco, das nicht nur Silbermünzen zu unterscheiden wußte, sondern Gegenstände jener Person brachte, deren Namen ihm sein Besitzer ins Ohr

flüsterte. Der Nimbus dieses Pferdes, das sein Besitzer, der Engländer Banks „gelehrt" hatte, blieb unangetastet und wurde sogar von dem großen englischen Dramendichter verewigt; denn damals sah man eben Wunder gerne und war herzlich wenig vorgeschritten im Erkennen von Tricks, mit denen uns ja schließlich heute noch Zauberkünstler verblüffen.

Und von einem ähnlichen Pferde weiß die Chronik aus dem Jahre 1782 zu berichten, das ein Franzose namens Legendre „erzogen hatte". Dieses Pferd vollbrachte ungezählte und schwerste Kunststücke, so z. B. gaben verschiedene Leute verschiedene Münzen, und der Petit — so hieß der kleine Hengst — brachte jedem aus dem zusammengeschobenen Haufen dann seine zurück. Verblüffend natürlich auch das und unaufgeklärt in beweislichem Sinne, in Wirklichkeit aber doch nur Tricks der Besitzer, die froh sein konnten, nicht zur Zeit der Scheiterhaufen gelebt zu haben, auf denen vordem Zauberer verbrannt wurden.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts tauchte dann in Berlin der „kluge Hans" auf. Es war dies ein ostpreußischer Rappe, den ein Herr v. Osten förmlich von seiner Geburt ab erzogen hatte und der geradezu verblüffende Aufgaben löste. So kannte er das Alphabet und gab die Buchstaben durch die Anzahl der Stampfbewegungen seiner Vorderfüße bekannt; er rechnete usw. usw., kurzum, er galt als ein wissenschaftliches Problem. Und Wissenschaftler, ernste Fachleute, beobachteten das Pferd und waren begeistert. Ich gehörte damals zu den Skeptikern und habe das auch schriftlich veröffentlicht, was mir einige Unannehmlichkeiten eintrug, be-

sonders da Autoritäten und Kapazitäten damaliger Zeit sich dahingehend äußerten, daß durch Erziehung von klein auf auch in sehr intelligenten Pferden solche Geistesgaben entwickelt werden könnten. Das Endergebnis intensiver, wissenschaftlicher Beobachtung indessen lautete nach Jahr und Tag verdammend für den klugen Hans; er war wohl ein ganz besonders hochintelligentes Pferd, aber doch nichts weiter als auf Tricks dressiert. Und er war so gut dressiert, daß er der Stimme, d. h. ihrem Ton entnehmen konnte, was man von ihm wollte, nicht aber etwa den Worten; denn er versagte, wenn der Stimme der betonte Klang fehlte.

Also auch da die Enttäuschung für jene, die in der Geistesverrichtung eines Pferdes mehr suchen und finden wollen, als ihm die Natur gegeben hat. Und solche Enttäuschungen hätten sich all die ersparen können, die das uralt Bekannte sich vor Augen gehalten hätten, daß ja z. B. Zirkuspferde an ihre Melodien gewöhnt sind und sofort mit ihrer Arbeit beginnen, wenn diese aufklingen.

Eine Intelligenz, ja mitunter sogar eine hochausgeprägte, sei dem Pferde durchaus nicht abgestritten, ja im Gegenteil zugesprochen. Dafür legen ja Beweis die vielfachen und bekannten Ausschwingungen bei Pferden, wenn sie in ihrem Erinnerungsvermögen, das beim Pferde sehr stark entwickelt ist, geweckt werden. Es braucht da nur auf das Verhalten von alten Militärpferden auf Trompetensignale, oder auf ein plötzliches Abbiegen vom Wege nach Stallungen, wo einmal das Pferd sich wohlgefühlt hat, erinnert zu werden. Zugegeben, daß diese Erinnerungen stets auch eine Stütze

im Nährtrieb haben, so bedeuten sie immerhin konkretes Denken. Und über dieses hinaus reicht es doch nicht beim Pferde, im Sinne dessen, was wir Menschen mit abstraktem Denken bezeichnen. Und es braucht ja auch gar nicht darüber hinaus zu reichen; denn die Bestimmung des Pferdes hat die Natur anders gewollt, und hat ihm dafür jenes Maß an Geistesgaben mitgegeben, dessen es für seine Lebensnotwendigkeiten bedarf und das der Mensch im Sinne einer Spezialverwendung des Pferdes zu einem Auffassungsvermögen gestalten kann. Diese Gestaltung ist sonach wieder Sache einer Dressur, und das sei hier schon jetzt und abermals unterstrichen; denn wir werden ja im Laufe der Einzelheiten wiederholt sehen, daß richtige Dressur geistige und körperliche Schulung des Pferdes zu bedeuten hat.

Hieran noch einige ganz kurz gefaßte Beispiele aus dem Weltkriege gefügt; denn aus diesen unterstreicht sich von selbst das Vorhergesagte, wenn man nicht mehr darin suchen will als wirklich dahintersteckt: Anspannung aller geistigen Kräfte des Pferdes, wenn es in Notmomente geraten ist.

So war es im Frühjahr 1915 am San, daß sich zwischen der 47. deutschen Reserve-Division und den Tiroler Kaiserjägern eine Lücke ergab, die ich mit meiner Truppe ausfüllen sollte. Im Glauben, daß immerhin eine Verbindung zwischen den beiden Flügeln besteht, ritt ich mit meinen Offizieren und Begleitmannschaften voran, um bis zum Eintreffen der Truppe Orientierung gewonnen und Stellungen ausgesucht zu haben. Längs des Bahndammes, der an dieser Stelle 200 bis 300 Schritte vor dem Waldrand lief, sollte

unſere Stellung ſein; ich wollte alſo bis nahe dem Waldrand reiten und von dort zu Fuß vorgehen. Als wir nahe dem Waldrand waren, erhielten wir plötzlich ſtarkes ruſſiſches Feuer; der Moskale hatte ſich im Walde bereits eingeniſtet. Zum Glück koſtete es uns nur zwei Pferde und anſonſten Streifſchüſſe; von da ab war aber mein hochedler Brauner, der früher die Ruhe ſelbſt geweſen, immer aufgeregt, wenn es durch Waldteile ging.

Noch markanter dann der Fall am Bug, als wir nach dem Fall von Warſchau die Ruſſen verfolgten. In der Eile ihres Rückzuges hatten ſie eine Steinbrücke über den Bug nicht geſprengt und hielten dieſe unter Artilleriefeuer. Wir mußten hinüber; Furten durch den Fluß waren auf der Karte weit und breit nicht eingezeichnet; alſo: patrouillenweiſe im Galopp über die Brücke. Und das gelang mit der ganzen Schwadron tadellos, trotz des ſtarken gegneriſchen Artilleriefeuers; ein einziges Pferd nur wurde etwas ſchwerer verwundet. Nach ſeiner Heilung wollte es aber niemals wieder über eine Brücke, und ſelbſt umgeben von Artgenoſſen, kam es ſtets ſchweißtriefend am anderen Ufer an. Das ſind wohl zwei ſehr markante Beiſpiele für das vorzügliche Erinnerungsvermögen eines Pferdes, und ſie ſind entſchieden ſehr ſtarke konkrete Geiſtesausſchwingungen im Pferde, bekunden aber kein abſtraktes Denken. Ein ſolches könnte man vielleicht aus einem dritten Beiſpiel zu Weltkriegsbeginn herausleſen.

1914 ſchwärmten die Kavalleriediviſionen Nachrichtenpatrouillen aus, um Stellung und Stärke der Ruſſen zu ermitteln. Eine dieſer Patrouillen geriet in

den Hinterhalt russischer Kosaken, Mannschaften und Pferde wurden zusammengeschossen und nur eines der Pferde blieb unverletzt. Ledig raste es davon, nicht aber zu den in der Nähe befindlichen Kosakenpferden, sondern suchte und fand den Weg zurück zu seiner Stammschwadron, zu seinen Stallgefährten.

Wie gesagt, all diese kleinen Beispiele aus einer großen Masse gleichartiger herausgegriffen, sollen immer wieder und nur dartun, daß man mit den geistigen Eigenschaften eines Pferdes voll und ganz rechnen muß, daß man aber das nützliche Maß richtiger Einschätzung als Hilfe in der Dressur nicht über das wirklich vorhandene dem Lebewesen Pferd gegebene hinaus schätzen darf.

Neben den skizzierten Eigenschaften ist dem Pferde auch ein

Temperament

naturgegeben.

Die Lehre von dem Vorhandensein eines solchen in Lebewesen reicht bis auf Hippokrates, also bis 406 v. Chr. zurück. Man kannte damals schon die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, deren Vorhandensein Empedokles (geboren 490 v. Chr.) wissenschaftlich nachgewiesen hatte, und Hippokrates übersetzte sie in die Bestandteile des animalischen Körpers als Blut, Galle, Schleim und schwarze Galle, was den heutigen Begriffen von Sauer-, Wasser-, Stick- und Kohlenstoff gleichkommt. Aus dem gegenseitigen Verhältnis dieser vier Stoffe zueinander leitete man den Grad der jeweiligen Empfindsamkeit gegen äußere Ein-

flüsse ab, und so entstand der Begriff Temperament im Sinne einer gewissermaßen stärkeren oder schwächeren Blutwallung im animalischen Körper als Ausschwingung gegen äußerliche Einflüsse. Und diese vier Temperamente sind das sanguinische, das leichtbewegliche; das cholerische, das leichterregbare; das phlegmatische, also das schwer erregbar ruhige und schließlich das melancholische, das sich wenig zur Daseinsfreude neigende.

Diese Temperamente sind im Menschen bekannt und sind in ihrer Grundlage auch als dem Pferde eigen von alters her bekannt. So wertvoll nun diese Kenntnis ist, führt sie doch und gerade beim Pferde und im Gesichtswinkel eines wenig Erfahrenen zu Trugschlüssen; denn das Temperament ist gar häufig gerade beim Pferde eigentlich nur ein bedingt solches, bei sogenannten Unarten, Widersetzlichkeiten usw. aber häufig nichts weiter als die Ausschwingung seines Erinnerungsvermögens. Wie häufig hört man: „So ein braver Gaul ansonsten, aber da wird er bockig!" Oder: dies oder jenes Pferd habe ein schlechtes Temperament. Geht man der Sache ruhig-nüchtern auf den Grund, dann findet sich meist irgendwo der Haken: die Temperamentsäußerung ist gar keine solche, sondern entweder Angst vor Erlittenem oder, bis ins Gegenteil gehend, Abgestumpftheit im Ertragen unsinngemäßer menschlicher Aufbürdung. Temperament als solches hat sonach wohl jedes Pferd; die Äußerung eines Temperamentes ist aber ratsam daraufhin zu beschränken, wie sich dasselbe im natürlichen Gang und wie in seiner Empfindsamkeit gegen menschliche Anforderung äußert.

Das Pferd in seiner Bauart sowie in den Grundzügen seiner den Körper belebenden Geistesfunktionen kennend, gelangen wir nunmehr zu der sich aus diesen in Verrichtung umsetzenden

Leistungsvermögen

Unter Leistungsfähigkeit verstehen wir beim Pferde jenes mittlere Maß an Kraftentfaltung in seiner Arbeitsleistung, das es ohne Gefährdung seiner Gesundheit langandauernd zu entwickeln imstande ist.

Daraus schon ergibt sich die Unterscheidungsmöglichkeit für eine normale Leistung; für eine erhöhte Höchstleistung; sowie für eine verminderte. Die letztere kommt nicht in Betracht, da sie durch verminderte Kraftbeschaffenheit des Körpers infolge mangelnder Ernährungsaufnahme, Krankheit usw. usw. gezeitigt wird, also unter dem Maß dessen naturgemäß liegt, was als normales Leistungsvermögen erkannt ist. Und dieses n o r m a l e Leistungskönnen eines Pferdes ist uns daher das Wichtigste.

Es ist ganz selbstverständlich, daß zwischen Lebewesen gleicher Art, gleichen Blutes, ja gleicher Eltern, Verschiedenheiten in einer Leistungsentwicklung bemerkbar sind, Schwankungen, die den Begriff der Unterschiede kenntlich machen. Die Erfahrung hat diesem natürlichen Vorgang Rechnung getragen und hat daher als Normalleistung nicht die vereinzelte, sondern das Mittelmaß aus der Summe mehrerer gezogen und um dieses Mittel noch die Spannungsmöglichkeit „von" — „bis" gestellt, um dadurch scharf zu kennzeichnen: innerhalb welcher Grenzen unbeschadet der Gesundheit des Pferdes An-

forderungen gestellt werden können, und welches Mittel von jedem Pferde verlangt werden kann.

Aus diesen Erfahrungen hat sich sonach ergeben, daß ein Normalpferd zu leisten imstande sei:

im Schritt pro Sekunde
als Zugpferd 90 Zentimeter bis 1,2 Meter,
als Reitpferd 1,3 bis 2,5 Meter;

im Trabe pro Sekunde
als Reitpferd 3 bis 4,7 Meter,
als Traber 6,3 bis 9,4 Meter;

im Galopp
als Reitpferd 7 bis 10 Meter,
als Rennpferd 9,4 bis 18 Meter.

Daraus wieder ergibt sich das Mittel für die pro Minute zurückzulegende Wegstrecke, und da wird als das Mittel angenommen:

im Schritt für das schwere Zugpferd 60 Meter zurückgelegte Strecke,
im Schritt für das Reitpferd ca. 115 Meter,
im Trab für das Reitpferd ca. 228 Meter,
im Galopp für das Reitpferd ca. 341 Meter,
in der Karriere 570 Meter bzw. rund 600 Meter.

Diese Mittel gelten, wie gesagt, für das Normalpferd als das beste Mittel, das man lang oder länger andauernd von einem Normalpferd verlangen kann. Was über diese mittleren Grenzen hinausgeht, sind erhöhte Leistungen, die fallweise gefordert werden und durch sinngemäße Schulung und Vorbereitung gefördert werden können. Höchstleistungen hingegen wieder sind Sonderleistungen, die von besonderen Könnern voll-

bracht werden und die überdies — außer auf individueller Veranlagung — auch auf einer systematischen Durchbildung des Spezialkönnens einerseits, andererseits auf der jeweiligen Verfassung des betr. Lebewesens fußen.

Aus den Leistungen im Galoppsprung ergibt sich auch das Normalleistungsvermögen des Pferdes für Sprünge, was natürlich auch wieder durch die spezielle Veranlagung des Pferdes unterschiedlich gemacht ist.

Um das Vorhergesagte durch besondere Beispiele noch kenntlicher zu machen, seien einzelne wichtige Daten herausgegriffen.

Im Galopprennsport z. B. steht der Rekord über 1000 Meter auf 59 Sekunden, was also 17 Meter pro Sekunde entspräche und nahezu Schnellzugsgeschwindigkeit (19 Meter) gleichkäme. Der berühmte Flying Childers legte 1715 die Distanz von 6128 Meter in 6 Minuten 40 Sekunden zurück, was 15 Meter pro Sekunde entspricht, und konnte über die englische Meile gar mit 21½ Meter pro Sekunde, also weit über Schnellzugsgeschwindigkeit gelangen. Eclipse, das Wunderpferd, legte 1769 in Newmarket 4½ englische Meilen, also 7190 Meter, in 6 Minuten 0,4 Sekunden zurück, was über diese Riesenstrecke 17 Sekundenmeter, also fast die Hälfte mehr als die Schnelligkeit eines mit 13 Sekundenmeter gut fahrenden Personenzuges gleichkommt.

Im Springen wird als normale Spannweite — wie schon erwähnt — der gute Galoppsprung als zwischen 4,5 bis 6 Meter genommen. Die deutsche Höchstleistung im Weitsprung steht auf 7 Meter und als Welt-

höchſtleiſtung wird amtlich 7,6 Meter notiert, die der Graf de Caſtries auf Tenace 1935 aufgeſtellt hat. Dieſe Leiſtungen werden aber durch den Sprung des engliſchen Pferdes Chandler in den Schatten geſtellt: 1841 bewältigte dieſes Springphänomen vor Zeugen und klar gemeſſen 37 engliſche Fuß und 4 Inches, was etwa 11,38 Meter bedeutet.

Im Hochſprung wird als von jedem Pferd zu bewältigen 1½ bis 1¾ Meter als Mittel angenommen. Der deutſche Rekord ſteht ſeit dem 24. Juli 1930 auf 2,10 Meter, über die H. Koerfer mit Baron III kam, und den Weltrekord hält gleichfalls Graf de Caſtries, der ſie auf Vol au Vent auf 2,38 Meter geſtellt hat. Auch dieſe Leiſtungen ſind ſchon vordem überboten worden, als es noch keine amtliche Regiſtrierung gab, und zwar hat der berühmte franzöſiſche Springer Eclaire mit Reiter ſeine „eigene Höhe bis zu den Ohrenſpitzen", alſo rund 2½ Meter überſprungen, und ohne Reiter ſoll er auch noch „mehrere Fauſt darüber" rein geſprungen ſein.

Die Dauer-, d. h. Diſtanzleiſtungen des Pferdes ſind natürlich auch mannigfach, und auch da gibt es gegenwärtig eine ganz beſondere Höchſtleiſtung, die der ungariſche Artilleriehauptmann Popp 1935 vollbrachte, indem er 87 Kilometer in 2 : 41 : 45 Stunden bewältigte, was einem Mitteltempo von 32,5 Stundenkilometer entſpricht.

In der Trableiſtung gelten — außer den amtlichen Trabrennrekorden natürlich — die in Diſtanzfahrten erzielten Beſtleiſtungen, und da iſt die beſte Zeit 1890 während der Diſtanzfahrt Preßburg — Wien erzielt

worden, die über 66 Kilometer trotz enorm heißem Wetter 2 Stunden 43 Minuten betrug, was einem Durchschnittstempo von etwa 6,75 Meter pro Sekunde über diese Langstrecke entspricht.

Im schweren Zug nimmt man — wie gesagt — das Meter als die Sekundenleistung eines guten Normalpferdes; die Höchstleistungen, die deutsche edel gezüchtete Kaltblutpferde vollbrachten, gehen aber darüber weit hinaus. So sind vor dem Meßwagen — der Spezialvorrichtung zum Ermitteln der höchsten effektiven Zugleistung — von einem Gespanne 365 Zentner vollbracht worden! Gelegentlich einer rheinischen Zugprüfung wurden von dem Sieggespanne 312 Zentner über 12 Kilometer bewältigt; und gelegentlich der schlesischen Dauerprüfung, die für drei Tage 150 Kilometer vorschrieb und 110 Zentner Belastung jedem Gespann auferlegte, bewältigte das Siegergespann diese Aufgabe mit einem Mittel von nur 9,1 Minuten pro Kilometer, was einer Sekundengeschwindigkeit von rund 1,85 Meter unter diesen enormen Ansprüchen gleichkommt.

Es ist nun ganz selbstverständlich, daß die natürlichen Ansprüche gewohnter Arbeit keiner besonderen Vorbereitung bedürfen, ja im Gegenteil gerade die sinngemäße und ruhig durchgeführte Arbeit dem Körper etwas Unentbehrliches bedeuten. Das Pferd als Lebewesen ist ja — wie wir wissen — eigentlich auch ein frei lebendes Tier und erst durch die Symbiose mit dem Menschen zu einem Teile des Hauswesens geworden. In diesem erhielt es Unterkunft, also seinen Stall, und durch die Arbeit, die es als Gegenleistung für Unter-

kunft und Futter usw., kurzum seine Gesamterhaltung zu leisten hat, drückt sich auch der Gegenwert an ihm genommener willkürlich freier Bewegung aus. Diesem Bedürfnis nach freier Bewegung trägt die normale Arbeit Rechnung, und wo solche dem Pferde aus irgendwelchem Grunde nicht werden kann, muß ihm, so hat die Erfahrung gelehrt, täglich mindestens 2 Stunden Bewegung möglichst in frischer Luft und in allen ihm von der Natur gegebenen Gangarten gegeben werden.

Und wie diese Erfahrung, so ist auch die Erkenntnis uralt, daß zu besonderer Leistung, d. h. zu einer, die entweder in Schnelligkeit der Ausübung oder auch in Vermehrung der Zeitdauer erhöht ist, eine besondere Vorbereitung des Pferdes notwendig wird. Wohl ist jedes Lebewesen imstande, ein Mehr an Leistung ohne sonderliche Vorbereitung zu geben und besonders dann, wenn der Selbsterhaltungstrieb, also Gefahr oder dgl. sie beflügelt; solche Leistungen aber ohne weiteres zu wiederholen, sind dem Gesundheitszustand nicht dienlich, sondern im Gegenteil durch plötzlich zu starke Inanspruchnahme von Lunge, Herz usw., schädlich. Diese Erkenntnis reicht unendlich weit zurück, und aus ihr entstand der Gedanke einer systematischen Vorbereitung, also das, was wir

Training

nennen.

Den Begriff kurz definiert, heißt Training das sinngemäße Vorbereiten eines Lebewesens, damit es unbeschadet seiner Gesundheit die größtmögliche ihm innewohnende Kraft erfolgreich zu entwickeln imstande ist.

Aus diesem Begriffe heraus entstanden die verschiedenen Arten und Methoden, die wir wohl unter dem Sammelbegriff Training vereinen, die aber jeweils auf ein bestimmtes Sonderziel gerichtet sind. So wird ein Pferd, das den Winter über nicht die Möglichkeit einer Schnelligkeitsentwicklung oder dgl. hatte, zum Frühjahr allmählich und, wie man zu sagen pflegt, in Atem gesetzt, d. h. es wird allmählich eingaloppiert, damit es in ruhiger Atemleistung allmählich vergrößerte Strecken in allmählich vermehrter Geschwindigkeit hinter sich zu bringen imstande ist. Oder: wenn es sich um das Zurücklegen größerer Distanzen handelt, so wird das Pferd auf ausdauernde Muskelarbeit sinngemäß vorbereitet; oder aber: wenn es sich um große Zugleistung oder dgl. handelt, sinngemäß auf solche.

Daraus geht klar hervor, daß wohl der Grundgedanke jeglichen Trainings der gleiche ist, daß aber und selbstverständlich die Vorbereitung selbst dem jeweiligen Ziele, das angestrebt wird, angepaßt sein muß, also daß es da keine starren Richtlinien, kein Universalrezept geben kann. Aber noch eines haben alle diese Trainings miteinander gemeinsam, und zwar daß sie im Gesichtspunkt des Endzieles, d. h. der zu entwickelnden höchsten Leistung dem Körper jene Nährsubstanzen in Futterform vermehrt geben müssen, die ihm Kraft zuführen. Bei jeglicher Art Training zum Erzielen höchster Leistung werden daher alle jene Nährsubstanzen auf das tunlichst Geringste reduziert, die dem Körper Fettansatz geben würden, und es werden alle jene Futtermittel vermehrt, die dem Körper belebende Kraftsäfte zuführen.

Diese Erkenntnis ist — wie gesagt — uralt, und wir finden sie nicht nur in den Anfangsgründen eines geordneten Rennbetriebes, sondern weit zurückreichend bei den Reitervölkern.

Von den Skyten ist uns aus Überlieferungen bekannt, daß sie bereits Erprobungsvorschriften besaßen. Aus diesen läßt sich indessen der Trainingsgedanke allein nicht klar herausgreifen; denn das, war wir darüber wissen, ist mehr eine Art Zuchterprobung, die vorgenommen wurde, um das zur Weiterzucht besonders geeignete Material ausfindig zu machen. Und ähnlich steht es auch um die Prüfungen, die die Araber und Berber und ebenso asiatische Reitervölker gewissermaßen gleichfalls aus dem Zuchtgedanken heraus vornahmen, indem sie durch drei Tage und drei Nächte bei Verabreichung nur geringster Futtermittel von ihren Pferden verlangten, was — scharf ausgedrückt — in diesen steckte. Diese Völker hatten aber das, was wir Training nennen, nicht notwendig; denn ihre Pferde standen ja förmlich ununterbrochen im Nutzdienst, sie waren stetig für Jagd, Beute- und Kriegszüge unter dem Sattel und hatten so gewissermaßen von jung auf eine Art ständiges Training im Leibe. Anders bei Reitervölkern, die in Landesteilen wohnten, wo der Winter immerhin ein gewichtiges Wort mitsprach.

Diese Völker, denen also die Schneemassen nicht nur die eigene Bewegungsfreiheit nahm, sondern zugleich den natürlichen Schutz gegen überraschende Überfälle fremder Scharen bot, diese Völker nutzten also in der aufgezwungenen Ruhezeit ihre Pferde wenig. Wenn es dann dazu kam, die ausgeruhten Pferde wieder normal

zu benützen, entdeckten sie, daß den Pferden das abhandengekommen war, was sie vorher spielend leisteten. Aus dieser frühzeitigen Erfahrung erwuchs in ihnen der Gedanke, dies allmählich den Pferden wiederzugeben, also der Urgedanke des Trainings.

Hochinteressant in der Beziehung ist das, was uns aus prähistorischen Funden entgegentritt. So wurden erst vor nicht allzu langer Zeit Tontafeln aus der Zeit von 1400 v. Chr. zutage gefördert, auf denen der damalige Hofstallmeister des Königs der Hettiter eine richtige Trainingsvorschrift verfaßt hatte. Nach dieser ordnete der Hofstallmeister Kikuli an, daß zunächst bei Schneeschmelze die Pferde des Stammes unter Decken das überflüssige Fett des Körpers in Bewegung abzuschwitzen hatten. Gleichzeitig begann das Training über zunächst 8 hettitische Meilen im Paßgang mit einem daranschließenden Galopp, und allmählich steigerte sich die Gesamtstrecke bis auf 50 hettitische Meilen, also rund 90 Kilometer Tagesleistung, die jedes Pferd zu vollbringen hatte. Zur Weiterzucht durften keine Pferde benützt werden, die dieses Pensum nicht auch durch mehrere Tage hindurch zu leisten imstande waren.

Wie wir aus dieser vorstehenden und erwiesenen Tatsache ersehen, die hier nur auszugsweise angeführt ist, griff also seit jeher der Vorbereitungsgedanke in den für die Zuchtwahl über; indessen ist uns aus uralten Überlieferungen wohlbekannt, daß Reitervölker vor langandauernden Kriegszügen und dgl. auch eine Art Sondertraining vollzogen, um die Pferde zu gewöhnen. Aus all diesen Gedanken und Erfahrungen ins Moderne übersetzt, entstand sonach das, was wir Training be-

zeichnen, und was zum Fordern von besonders höchsten Leistungen als unentbehrlich erkannt ist.

Es gibt ja — wie wir das schon wiederholt in den Einzelabschnitten gesehen haben — ungezählte und wertvolle Merk- und Weisheitssprüchlein für den Reitersmann; treffendst läßt sich aber dieser Abschnitt vielleicht mit den Worten Rückerts abschließen, der da sagt:

„Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann.
Aber nach den rechten Zielen
Seine Kräfte lassen spielen,
Soll und kann ein rechter Mann."

In diesem Spruch liegt viel Weisheit auf den Menschen angewandt; für den Reitersmann und den Pferdenützer, der seinen Bestkameraden Pferd aber vorbereiten will, liegt nicht nur die Mahnung in Rückerts Worten: das Naturgegebene nicht zu verkennen, also die Anforderung nicht überspannen zu wollen, sondern auch die, daß der Mensch die Gedankenarbeit zu verrichten hat, um das Pferd „nach den richtigen Zielen" mit dessen Kräften „spielen" zu lassen.

Etwas über den Pferdekauf

Der Wert eines Pferdes drückt sich nicht in der Summe seines Kaufgeldes, sondern in der seiner Leistungen aus.

In den Rahmen einer allgemeinen Pferdekunde gehört auch dieses Thema, das — offen gesagt — ein recht

undankbares ist und an das zu besprechen man recht ungern herangeht. Warum? Nun, dafür sei der Ausspruch eines sehr großen Pferdemannes angeführt, der mir noch aus meiner Kindeszeit in Erinnerung blieb. Der alte Herr sagte: „Es ist eigentümlich: wenn jemand in ein Mädel oder ein Pferd ‚verschossen' ist, dann will er nur Gutes hören und nichts Schlechtes sehen!" Und dieser Ausspruch hat einen sehr tiefen Sinn und kann einem zweiten gleichgestellt werden, der mir gleichfalls als Junge wurde: „Geld leihen oder beim Pferdekauf Ratschläge zu geben, ist eine heikle Sache; man darf beides nur an reell Denkende, sonst geht oft darüber die beste Freundschaft in Brüche!"

Seither ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen; ich habe Tausende von Pferden gesehen, ungezählte geritten und gefahren, und viele im eigenen Stall gehabt. Aus all dem sind mir Erfahrungen am eigenen Leibe geworden, Freuden und Leiden, und ich habe mein Lehrgeld bezahlt, wie das — wenn man ehrlich gegen sich selbst ist! — keinem erspart bleibt. Aus dem etwas zu geben, geize ich nicht und will von Herzen gern Winke geben dem, — der sie haben und hören will.

Der Besitz eines eigenen Pferdes ist die Erfüllung des höchsten Wunschtraumes für einen jungen Reiter. Glücklich der, dem ein Pferd geschenkt wird; die Erinnerung daran zieht sich durch ein ganzes Leben, und selbstverständlich ist dieses erste Pferd eine Art Ideal: man hat von ihm nur die beste Erinnerung, nämlich die an das Vollkommenste in der Gestaltung eines Pferdes. Nun, an dieses schöne Gefühl sei nicht getastet und das

um so weniger, als ja ein altes Sprichwort sagt: „Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul!"

Ganz anders aber steht es um die Sache, wenn man aus eigener Tasche den Kaufpreis bezahlen und so sich ein Pferd kaufen muß. Da treten Erwägungen an den vernünftig Denkenden, die er nicht von der Hand weisen darf, sondern nüchtern zu betrachten hat. Tut er das nicht, dann erleidet allerdings nur er den Schaden. Ihn aber vor einem solchen in reiterlich-kameradschaftlichem Sinne als alter Reitersmann zu bewahren, ist eine Art Reiterspflicht; denn es gibt ja kaum etwas Herabstimmenderes, als sich enttäuscht oder gar getäuscht zu fühlen. Mehr oder weniger muß das allerdings jeder durchmachen; es darf aber nicht so weit kommen, daß damit der Freude an der Reitausübung ernstlicherer Abbruch wird. Die Freude am Pferd vermehrt die der Ausübung, und das soll sonach durch die nachstehenden Hinweise erhalten, ja, möglichst gefördert werden.

Wenn man sich ein Pferd kaufen will, so muß man sich vor allem darüber klar sein: für welchen Zweck man es kauft. Das Ideal ist und bleibt ein vielseitig verwendbares Pferd; doch ist es ganz selbstverständlich, daß der Trennungsstrich immerhin stets bleiben wird: für Reit- oder für Fahrzwecke. In der Reitverwendung gibt es selbstverständlich auch wieder Abstufungen, und diese könnte man bezeichnen: für allgemeine Reitzwecke, für Dressurreiten, als Campagnepferd. In der Benützung im Geschirr wieder ist zu unterscheiden, ob man ein Pferd für leichten, schnellen Zug; als Karossier, also eine Art elegantes Kutschpferd, oder ob man es für schweren Zug zu gebrauchen gedenkt. Das sind die allge-

meinen Erwägungen, über die sich jeder Käufer vorher klar sein muß; denn wenn auch die Übergänge in den einzelnen Verwendungsarten nicht kraß abgegrenzt sind, so bedingt doch jede Verwendungsart ihr eigenes Pferd und wird dann zur Freude, wenn dieses eigene Pferd dafür eben auch geeignet ist.

Will man ein Pferd für die Verwendung *unter dem Sattel* kaufen, dann ist ein Hauptgesichtspunkt, daß es zu seinem Reiter passe. Vor allem in der Größe; es muß ihn — wie man zu sagen pflegt — vollkommen taillieren, d. h. die Gestalt des Reiters zu dem Pferde muß in proportionaler Harmonie stehen. Es gibt ja sehr kräftige, kleine Pferde; aber unter einem zu großen Reiter sehen sie nicht nur unvorteilhaft aus, sondern bedauerlich; das Pferd tut einem förmlich leid, solch einen großen Mann tragen zu müssen. Bei kleinen Reitern wieder ist ein großes Pferd mitunter gar nicht so unvorteilhaft; nur muß es ihn insofern taillieren, als daß der Pferdeleib nicht zu stark gerundet ist und die Reiterbeine dadurch wie armselige Würstchen an ihm hängen. Der Wunsch nach Farbe, Temperament und äußerem Aussehen des Pferdes spricht selbstverständlich auch mit und kann ja oft Erfüllung finden; über ihn darf aber nicht die fachlich-sachliche Erwägung leiden.

Handelt es sich um ein *Gespann*, dann müssen die Pferde in Größe, Temperament und Farbenzusammenstellung Harmonie aufweisen und selbstverständlich auch in ihrer Körperähnlichkeit. Handelt es sich um das einzelne Pferd, dann hat man mehr Ellbogenfreiheit, soweit es als Einzelpferd Verwendung finden soll. Und

dann kommt bei der Wahl nur die Frage noch dazu: vor welcher Art von Wagen man es fahren will. Ein trojanischer Riesengaul vor einem kleinen Zweirädrer wird immer, und selbst wenn das Pferd ansonsten bestechend ist, einen merkwürdigen Eindruck machen und umgekehrt ein zu kleines Pferd vor einem schwerer gebauten Vehikel.

Soll das Pferd als Paar zu einem bereits vorhandenen gekauft werden, so ist ganz besondere Sorgfalt notwendig. Daß es in der Proportionalität, Größe, Farbenharmonie und in seinem Gangwerk (Aktion) dem bereits vorhandenen ähnlich, ja, beinahe völlig gleich sein muß, ist selbstverständlich. Abweichungen stören nicht nur den Gesamteindruck, sondern zerstören ihn, so z. B. eine „dicke Nudel" neben einer „Sardelle" oder zwei in Größe recht unterschiedliche Pferde in gleichem Zug. Ganz besonders muß man aber Wert auf eine Gleichheit im Temperament legen. Während sich kleinere Größenunterschiede ausgleichen lassen, entweder durch „optische Täuschung", d. h. wenn das kleinere Pferd von heller Farbe ist und dadurch größer erscheint, oder das nur um etwas größere als Sattelpferd gespannt wird, können Temperamentsunterschiede sich schwer auswirken. Das fleißigere, strebsamere Pferd wird immer, und selbst wenn das durch richtige Anspannung usw. tunlichst ausgeglichen wird, stärker in Anspruch genommen sein, sich daher mehr, rascher abnützen. Das vollstens passende Pferd zum Paar bei Einzelzusammenstellung zu finden, ist sonach nicht ganz so einfach, wie man glaubt.

Ist man sich über alle diese Grundpunkte klar, dann

lasse man es nie außer acht, sich einen Tierarzt als Helfer beim Kauf zu sichern. Daran etwa sparen zu wollen, rächt sich bitter, und hat vielen schon das Hundertfache, wenn nicht höhere Summen gekostet! Nur in Begleitung eines Tierarztes gehe man also zur Besichtigung des Pferdes, an den Kauf heran selbst wenn man schon einen Sack voll Erfahrungen vorher gesammelt hat.

Die Besichtigung hat zunächst im Stall zu beginnen. Das Pferd wird in seinem Heim und seiner Ruhestätte besucht, da man gerade dort sich außerordentlich wertvolle Aufschlüsse verschaffen kann. Nicht mit dem Gedanken: ein Pferd auf seine Güte und Tugenden im Stall besichtigen zu wollen, sondern aus dem Gedanken heraus: etwaige Untugenden zu erkennen, sei der Beginn eben im Stall gemacht. Gerade sehr edle Pferde zeigen sich oft im Stall recht unvorteilhaft; sie lassen sich, wie man sagt, gehen, sie suchen aus bestem und gesundem Naturinstinkt heraus Ruhe, also Krafterneuerung in ihrem Heim.

Tritt man, und zwar möglichst alleine und ohne den Pferdewärter, in den Stand des Pferdes selbst, so rufe man es unbedingt vorher mit ruhiger, aber immerhin fester Stimme beim Namen. Das Pferd darf nicht überrascht werden; es soll sich zeigen, wie es eben daheim ist. Und da gebe man auf das Verhalten acht. Zurückgelegte Ohren, unwilliges Beiseitetreten, oder ein Unvertrautsein des Pferdes weisen immer auf gewisse Mängel in der Erziehung oder Behandlung des Pferdes hin. Man wird auch erkennen, ob das Pferd zutraulich etwa nach einem Leckerbissen sucht, ob es sich abwartend

benimmt, oder ob es gar abwehrend ist. An der Krippe, den Streifbäumen, den Wandungen einer Box und auch an Merkzeichen am Standpfahl, ja, selbst an solchen in und an der Streu wird sich das kundige Auge bereits Anhaltspunkte gesammelt haben, um über vielleicht vorhandene Untugenden wie auch das Gemütsleben des Pferdes sich ein ungefähres und allgemeines Bild schaffen zu können.

Nun läßt man dem Pferde die Stalldecke abnehmen und beobachtet sein Verhalten dabei; man läßt ihm einen Zaum überstreifen und es so aus seinem Stand herausführen. Man hat dabei wieder Gelegenheit, gewissermaßen „Vorstudien" zu machen.

An der Stalltür wird haltgemacht, und hier tritt der mitgenommene Tierarzt in Tätigkeit. Er hat die Augen des Pferdes mit Hilfe eines Augenspiegels gründlich zu untersuchen; er hat die Nüstern zu öffnen und die Beschaffenheit der Schleimhäute zu besehen; er hat die Ganaschengegend zu untersuchen, Drüsen und Kehlgang zu befühlen; und er hat dem Gaul ins Maul zu sehen, aus allerlei sonstigen Gründen und auch zur einwandfreien Altersbestimmung. Das sind Angelegenheiten des Tierarztes; der junge Käufer aber lerne aus jeder und scheue sich nicht vor Fragen, aus deren Beantwortung sein Wissen bereichert wird. Neben diesem echt reiterlichen Verlangen, etwas zuzulernen und sich in jeder Beziehung zu vervollkommenen, muß auch die wirtschaftliche Erwägung stehen, daß er sein Geld anzulegen gedenkt: für den Kaufpreis des Pferdes und die ihn belehrende Erfahrung.

Außerhalb des Stalles erfolgt die nächste Phase einer

Beſichtigung des Pferdes, und zwar zunächſt im Stehen. Das Pferd wird vor den Käufer geſtellt, und dieſer hat es nun gründlich und mit Beihilfe ſeines veterinären Ratgebers einzeln, förmlich Zoll um Zoll ſich anzuſehen und zu unterſuchen: von allen Seiten, von ſeitwärts, vorn und von hinten, ſowohl im allgemeinen wie hierauf in Einzelheiten.

So alſo auf den Allgemeineindruck, den das Pferd macht, auf ſein Exterieur und ſeinen Bau. Dann beobachtet man das Verhalten des Pferdes, ſein Ohren- wie ſein Augenſpiel; denn aus der Lebhaftigkeit desſelben und aus dem dadurch ausgedrückten Intereſſe des Pferdes an den Vorgängen um es bekundet ſich deſſen geiſtige Regſamkeit, ſein Temperament, ſein Wohlbefinden uſw. Nach Krankheitserſcheinungen forſcht der Tierarzt; das wiß- und lernbegierige Auge des Käufers verfolge aber dieſe Vorgänge, und die Beantwortung ſinngemäßer Fragen füllen die Lücken praktiſchen Erkennens. So wird das Pferd auf Mängel in ſeinem anatomiſchen Bau beſehen: auf Fehler; ſeine Sehnen werden befühlt, ob ſie klar, kalt und ohne Verdickungen ſind; die Hufe einzeln aufgehoben; das Pferd fachlich betaſtet, kurzum und wie eingangs geſagt: Zoll um Zoll ſowohl mit dem Auge als dem Gefühl abgetaſtet. Wichtig beim Haarkleid zu beachten ſind auch etwa eingeſtreute weiße Haarſtellen; ſie können oft auf früher erlittene Verwundungen hinweiſen. So in der Sattel- oder der Gurtlage auf Drücke; an den Knien auf Stürze; in den Feſſelbeugen auf Strickwunden oder dergleichen, oder auch auf Mauke. Sind ſolche Stellen zwar gut verheilt, aber etwa mit Hautverdickung vor-

handen, so bleibt Vorsicht geboten, sie — und besonders Druckzeichen — sind oft Ursache für Wiederholung solcher Schäden.

Ist solcherart das Pferd besichtigt, so läßt man es sich vorführen. Zunächst im Schritt. Das ist wichtiger, als es gemeinhin angenommen wird; denn aus der Beinarbeit tritt dem Kundigen sehr viel entgegen. So die Art des Ausschreitens, also Vorsetzens der Beine; man wird sehen, ob das Pferd frei aus der Schulter heraus und raumgreifend tritt; ob es flach oder hoch, mit normaler Aktion oder das fehlerhaft vollzieht; dann: wie die Hinterhand das bewirkt, unterstützt und wie sie folgt; kurzum, das alles — auch wieder von allen Seiten betrachtet — wird zudem auch ergeben, ob das Pferd fleißig die Bewegung vollführt oder nicht, und somit auch die Aufschlüsse über das Temperament ergänzen.

Im Trab soll das Pferd mehrere Male den Käufer und seinen Berater passieren. Diese Gangart läßt so recht sowohl das Gehvermögen, also die Aktion des Pferdes, sowie deren mögliche Mängel, Art, usw. erkennen, und besonders dann, wenn der Käufer sich jede Art des „Aufpulverns", also das künstliche Antreiben des Pferdes mit wehendem Taschentuch oder gar Peitschengeknall usw. energisch verbietet. Das Pferd hat zu zeigen, was es aus sich selbst heraus kann und wie es das gibt, und nicht das, was ein Verkäufer in bestes Licht stellen möchte!

Selbstverständlich muß das Pferd auch in verschärftem Trab vorgeführt werden, und nach Beendigung dieser Gangart sehe man sich den Flankenschlag gründ-

lich an, ob er normal geblieben, keine Anzeichen von Kurzatmigkeit oder gar Dampf aufweist. Während man sonst einen lockeren Kehlriemen verlangt, sehe man bei Vorführung zum Kauf darauf, daß er möglichst stramm angezogen liege. Das macht fehlerhafte Atemgeräusche, Kehlkopfpfeifen, Rohren und dgl. leichter erkennbar.

Mit dieser Besichtigung ist der erste Teil abgeschlossen; man versäume aber niemals, das Pferd auch in seiner Dienstesverwendung, also unter dem Sattel oder angespannt, zu besichtigen. Dieser zweite Teil beginnt abermals im Stall, in dem man das Bereitstellen des Pferdes sich mit ansieht und daraus wieder Anhaltspunkte für Untugenden, Temperament usw. unter Umständen erhält.

Läßt man sich das Pferd *vorreiten*, so verlange man zunächst, daß dies auf einem großen Zirkel rund um den Beschauer geschehe. Das Pferd wird — soweit es bereits im Anreiten usw. vorgeschritten ist — auf diesem Zirkel auf beiden Händen und in allen drei Gangarten vorzureiten sein. Das kritische Auge des Käufers suche vornehmlich das Pferd und betrachte den Reiter einzig vom Standpunkte des die Gangarten Regulierenden, auf dem Pferde Befindlichen. Reitet er das Pferd ungünstig vor, so ist dies kein Nachteil, sondern läßt den Schluß zu, daß das Pferd unter einem guten Reiter viel mehr an Gangwerk, Figur, Haltung usw. zu zeigen imstande sei. Ist diese Art Besichtigung erfolgt, dann verlange man auch noch einen etwas verschärften Galopp, gegebenenfalls auf gerader Linie und zurück,

und danach beobachte man wieder die Atmung sowie den Flankenschlag des Pferdes.

Handelt es sich um ein Wagenpferd, so gelten sinngemäß die gleichen Grundgedanken für dessen Besichtigung: man will dessen Zugsicherheit und -festigkeit, sein Trabvermögen und die dabei entwickelte Aktion kennenlernen; und da wieder darf man sich nicht etwa daran stoßen, wenn das andere evtl. miteingespannte Pferd nicht in Harmonie zu dem zu besichtigenden Pferde steht.

Über all diesen unbedingt erforderlichen Besichtigungsnotwendigkeiten steht aber und besonders, wenn es sich um ein angeblich bereits gut angerittenes oder gut eingefahrenes Pferd handelt, das Selbstprobieren. Man steige also ruhig in den Sattel oder auf den Kutschbock und versuche das Pferd von einem fachlichen, aber korrekten Standpunkte aus daraufhin zu erproben, ob es auch den gehegten Hoffnungen und den Erwartungen entspricht. Solches Probieren muß sich selbstverständlich im Rahmen echten Reitertaktes halten und wirklich nur darauf hinzielen, was man wissen will und was zu wissen Berechtigung hat; es darf aber niemals aus dem Rahmen wahrer Reiterlichkeit fallen. Golden sind da die Mahnworte, die vielleicht gerade in solchem Falle hier beste Anwendung finden:

„Fremder Gaul und eigne Sporen
sind Vertrauensgut, euch gewor'n!"

Dem einstigen großen Heerführer Graf Montecuccoli wurden die Worte in den Mund gelegt, daß zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld das einzig Not-

wendige ist. Manche glauben nun, daß zum Pferdekauf auch nur die große Brieftasche und sonst weiter nichts erforderlich sei; denn mit Hilfe einer solchen könnte man beste Pferde erstehen und beste Fachleute werben, die den Ankauf durchführen. Es liegt etwas in dieser Ansicht, das nicht abzustreiten ist; denn schließlich kommt, wer nicht zu rechnen braucht, ja noch immer billig zu einer Sache; ihm entgeht aber unbedingt das stolze Reitergefühl, ein Pferd sich selbst ausgewählt und preiswert erstanden zu haben. Zu letzterer Art wahrem Pferdekauf ist die Kaufsumme natürlich mit eine Bedingung; die Hauptbedingungen bleiben aber: gründlich theoretisches Wissen, praktisch geschulter und stets nach Mehrwissen durstender Blick und schließlich die gereifte Erfahrung!

Was das bedeutet, dafür seien wieder einige kleine Beispiele angeführt:

Im Vorjahre ging in dem bekannten englischen Lager von Aldershot ein 32jähriger Wallach mit Namen Curclev ein, der eines der berühmtesten Gebrauchspferde Englands war. In Indien aus einer Araberstute gezogen, schien er nicht genügend gut, um zur Zucht weiterverwendet zu werden und wurde gelegt. Bis zu seinem 15. Lebensjahr wurde Curclev eigentlich nur wie ein gewöhnliches Pferd behandelt und hatte dann erst das Glück, in die Hände eines Reiters zu gelangen, der den Wert dieses Pferdes erkannte. Von da ab nahm er alljährlich und bis zu seinem 26. Lebensjahr an den hervorragendsten Wettkämpfen teil und trug durchwegs den Sieger. Danach nach England gebracht, konnte er selbst noch mit über 30 Jahren stets in Ehren bestehen

und erhielt, als er ins Pferdeparadies infolge Herzschwäche abberufen wurde, einen ehrenden Gedenkstein.

Als Haupttreffer entpuppte sich auch sonst so manches Pferd, das, durch das Auge eines Wissenden entdeckt, einer Bestimmung zugeführt wurde, die den in ihm schlummernden Eigenschaften entsprach. So z. B. der bekannte Schorsch der SS-Reitschule in München. In Ostpreußen gezogen, wurde Schorsch für die Artillerie angekauft und taugte dort als Stangenpferd herzlich wenig, so daß man ihn gerne für ganze 800,— Mark an die SS-Reiterei abtrat. Dort über Hindernisse geschult, erwies er als Glanzpunkt sein Können im schwersten deutschen Jagdspringen, dem Deutschen Springderby 1937. Daß er nicht nur damit, sondern auch durch seine sonstigen Erfolge den für ihn angelegten Kaufpreis x-fach eingebracht hat, ist selbstverständlich; darüber steht aber die Anerkennung für seinen Entdecker.

Über manches andere Pferdeschicksal, das gleichfalls durch das geschulte Auge des jeweiligen Entdeckers in große und richtige Bahnen gelenkt wurde, haben wir bereits gesprochen und werden dementsprechende Beispiele noch an zahlreichen Stellen bei Besprechung der Reitausübungsarten einstreuen.

Über Pferdeausrüstung

Gemeinhin nimmt man an, daß die Ausrüstung eines Pferdes für dessen Benutzung zu den Selbstverständlichkeiten gehört, über die man keine Worte zu verlieren hätte. Im Allgemeinsinne trifft ja das zu und besonders dann, wenn man in der glücklichen Lage ist, einem

Spezialgeschäft den rund formulierten Auftrag zu geben: „Senden Sie mir eine komplette Ausrüstung für Pferde, für Stall und Gebrauch zu." Noch dehnbarer als der Begriff „komplett" ist aber der Begriff Brieftasche, und da läßt sich sagen, daß man auch mit bescheidenen Mitteln seinen Stall wie sein Pferd bestens auszurüsten imstande ist.

Im Stall braucht das Pferd einen Halfter, also ein Kopfgestell, mit dem es entweder im Stand angebunden wird, oder den man ihm auch in der Box beläßt, um das Pferd jederzeit leichter einzufangen, damit es dienstbereit gestellt werden kann. Der Halfter muß dem Pferde richtig angepaßt sein; zu große Halfter verunstalten die Kopfform, zu kleine drücken das Pferd oder scheuern die Haare am Kopf. Ist der Halfter aus Gurten gefertigt, so sieht er immer gut aus, wenn er mit weißer Farbe imprägniert und weiß erhalten wird. Dabei ist nur zu beachten, daß diese Färbung dauerhaft sei, also nicht überall, wo das Pferd anstößt, Spuren hinterläßt, und daß sie nicht etwa staubende, kalkhaltige Körperchen enthält, die in das Auge sich setzen und die Schleimhäute desselben reizen.

Wird das Pferd angebunden, so geschieht das mittels Riemen, Ketten oder auch durch Stricke. Das dauerhafteste sind Ketten; sie verursachen aber auch ein ewig klirrendes Geräusch. Der Begriff Anbinden wieder darf nicht wörtlich als etwa Anknoten oder dgl. genommen werden; denn das birgt Gefahren, da das Pferd in die hängenden Anbindemittel beim Herankommen an die Krippe treten und sich so böse Verletzungen, die soge-

nannten Strickwunden zuziehen kann. Um das zu verhüten, läßt man diese Anbindemittel durch Ringe an der Krippe gleiten und befestigt an ihren Enden Kugeln, die jeweils und nach der Entfernung des Pferdes von der Krippe nachgeben bzw. beim Nähertreten durch ihr Gewicht die Anbindemittel herunterziehen. Holzkugeln genügen da vollkommen; Schwergewichte spannen nur unnötig und können überdies das Pferd ans Schienbein oder dgl. schlagen.

Um das Pferd in kühlerer Jahreszeit zu schützen und besonders, wenn es irgendwo hingeführt werden soll, benützt man Pferdedecken, Stalldecken. Die Gestaltung und Ausstattung dieser Decken ist natürlich eine Frage der anzuwendenden Geldmittel; im Grundgedanken müssen aber jegliche Art Stalldecken sich gleich sein: ihrem Zwecke voll entsprechen und schlicht im Farbenmuster gehalten sein. Kann man es sich leisten, dann werden im Sommer auch leichte Leinendecken verwendet; sie bilden zugleich dem Pferde eine Abwehr gegen Fliegenplage.

Die Stalldecken werden mit einem eigenen Gurt, dem Stallgurt, festgehalten, d. h. dieser wird über sie gelegt und bei Decken, unter denen das Pferd bewegt werden soll, durch seitlich an ihnen befindliche Schlitze gezogen und am Pferdeleib verschnallt. Auch hier sehen weiß gehaltene Stallgurten stets vorteilhaft aus.

Zur Bereitstellung eines Pferdes gehört der Zaum. Diesen bekommt man fix und fertig in jedem Spezialgeschäft, und man hat ihn nur genauest dem Pferde anzupassen, zurechtzuschnallen. Gute Ware ist dauerhaft;

gut gepflegtes Riemenzeug ist die Visitenkarte des Pferdehalters. Aber nicht nur das: entsprechendes Zaumzeug spricht auch für den Geschmack des Besitzers. So besonders das Stirnband. Es kann farbig gehalten sein; aber es darf an seinen Enden weder durch Rosetten noch Maschchen, Bänder und dgl. den schlicht-vornehmen Eindruck stören. Auch Metallbeschläge sind beim Reitzaum im Sinne von Knöpfen, Scheiben und dgl. verpönt und nur im Fahrsport zugelassen.

Den Sattel erhält man wohl auch fertig; aber er muß genauestens angepaßt sein, da ja gerade durch Mängel guten Aufliegens die bösesten Schäden entstehen. Beim Sattel ist sonach in erster Linie — ganz abgesehen von seinen Dimensionen, die wieder dem Körperbau des Reiters entsprechen müssen — darauf zu sehen, daß er in seiner Kammer, also jenem Teil, der über dem Widerrist liegt, diesen nicht drückt, sondern ihm vollen Spielraum gibt. Bei Pferden mit sehr hohem Widerrist gebraucht man daher vorteilhaft Sattel mit ausgeschnittener Kammer, mit Widerristausschnitt. Was das Aufruhen in der Sattellage des Pferdekörpers anbelangt sowie auch die Lage auf bzw. über dem Rücken, bedinge man sich beim Ankauf stets aus, daß der Sattel entsprechend nachgepolstert, also unterpolstert werde, damit er genau und bestens aufliege. Alte Sättel — und man kauft oft deren sehr gute vorteilhaft — lasse man unbedingt und der Form der Sattellage am Pferderücken entsprechend aufpolstern, umpolstern.

Zum Schutze der Polsterung gegen eindringenden Pferdeschweiß benützt man die sogenannten Sattel-

unterlagen: Schweißdecken, Satteldecken. Diese können in ihrer Form entweder dem Sattel entsprechend geschnitten oder viereckig, vielleicht auch leicht abgerundet gehalten sein; jedenfalls aber benütze man ein Stoffmaterial, das saugfähig ist, also seinem eigentlichen Zweck wirklich entspricht. Dabei muß es auch leicht zu reinigen sein, damit es stetig hygienisch verwendbar bleibt. Sehr gut, aber kostspielig, sind auch weiche Lederunterlagen, deren man aber zweier bedarf, da sie jedesmal einer gründlichen Säuberung und Weichmachung bedürfen. Ganz selbstverständlich ist, daß sich auch in der Farbenharmonie der Sattelunterlage, also in deren Schlichtheit der gute Geschmack eines Reiters zu äußern hat.

Die zur Befestigung bzw. zum Festhalten des Sattels erforderlichen Sattelgurten können aus Gurtmaterial oder auch recht vorteilhaft aus entsprechenden und nebeneinander gefaßten Schnüren, den sogenannten Schnürlgurten bestehen. Weiß gehaltene Gurten nehmen sich stets vorteilhaft aus, ebenso warm-hellbraune, d. h. gelblich gehaltene. Mitunter sieht man auch rote Gurten, die zu manchen Pferdefarben wirklich auch gut passen, wenn sie nicht in schreiender Farbe, sondern warm, tiefdunkelrot, also dezent gehalten sind.

Die Gesichtspunkte zur Auswahl der Ausrüstungsgegenstände eines Zugpferdes sind in ihrem Endziel die gleichen wie für das Reitpferd; sie sollen praktisch, gut, die Arbeitsverrichtung erleichtern und natürlich gut instand gehalten sein. Ein besonderes Augenmerk ist natürlich der Auswahl der richtigen Kummetgröße zuzuwenden, falls die Benutzung eines solchen in Frage

kommt. Und dafür gibt es verschiedene Normalgrößen, die überdies auch noch entsprechend gestellt, verschraubt, zugepaßt werden können. Wird das Sielen- oder Brustgeschirr angewendet, dann muß das Material, in das sich das Juggewicht des Pferdes legt, nicht nur diesem richtig angepaßt an bester Stelle liegen und es nicht drücken oder scheuern, sondern vor allem nahtlos und selbstverständlich ungeflickt oder dgl. sein, da es sonst böse Schäden verursachen kann. Wird eine Unterlage, ein sogenanntes Kissen oder Polster verwendet, dann muß es aus gutem, weichem, wirklich nützlichem Material bestehen. Filz oder entsprechend weiche Felle eignen sich besonders dafür.

Das sind die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände, und um diese stets bestens aufzubewahren und zur Hand zu haben, bedarf es einfacher, praktischer Einrichtungen. Für das Zaumzeug genügt ein halbrunder Halter, auf den es, mit dem Genickstück aufgelegt, freihängend aufbewahrt wird. Für den Sattel wird ein einfaches Gestell gezimmert, dachartig und, anstatt gegiebelt, oben durch ein Zwischenbrettchen verflacht und in den Kanten abgerundet. Für das Kummet oder das Sielengeschirr wieder wird ein etwas umfangreicheres, größeres Gestell hergestellt, das dem für das Zaumzeug ähnlich ist und auf das man das betreffende Pferde- also Juggeschirr mit hochgenommenen Jugsträngen legt.

Mit geringen Mitteln und praktischem Sinn läßt sich sonach auch da eine nützliche Lösung finden. Gut ist's, wenn man das Riemzeug in einem trockenen Separatraum aufbewahren kann, wo es vor dem Beschlagen der Metallteile infolge Feuchtigkeit geschützt ist.

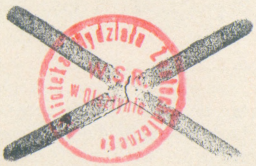
Einen sehr wichtigen Teil der Pferdeausrüstung bilden die Bandagen. Es sind das etwa 3 Meter lange und 15 bis 20 Zentimeter breite Langstreifen aus sehr gutem, weichem Material, am besten Flanell, mit denen die Sehnen der Pferdebeine umwickelt werden. Das Umwickeln ist eine recht einfache Kunst. Zunächst läßt man einen Teil (der Schienbeinlänge entsprechend) überhaupt lose und beginnt hierauf am Fesselgelenk oder über diesem mit dem Bandagieren, das nach aufwärts zu geht und ohne Falten das Bein umschließt. Ist man unter dem Knie angelangt, dann wird das lose Ende, das vollkommen flach zu liegen hat, unter die nächsten schön übereinanderliegenden Wickelteile gelegt, und schließlich wird die Bandage mit den an ihrem Ende befindlichen Bändern festgebunden. Dieses Binden darf nicht schnürend geschehen, wie überhaupt der ganze Witz des Bandagierens auf der manuellen Fertigkeit beruht: sie weder zu stramm, noch zu lose umwickelt zu haben. Sie muß festsitzen, damit sie nicht herumrutsche oder gar sich löse, darf aber andererseits nicht etwa die Sehnenarbeit behindern und die Blutzirkulation unterbinden.

Gamaschen werden gleichfalls gerne benützt, also fertige, elastische Sehnenschützer, die besonders bei Pferdetransporten oder bei längerem Führen von Pferden recht praktisch sind, besonders, wenn sie an ihrer inneren Seite abwärts gehende Fesselschützer — eine Art von Streifkappen — besitzen. Gamaschen müssen aber tadellos sitzen, sonst verfehlen sie vollkommen ihren Zweck und werden Gefahr und nicht Vorbeugungsmittel.

In Gegenden, wo es sehr viel und mitunter recht bösartige Fliegen gibt, sind Fliegennetze für Zugpferde recht praktisch. Ähnlich den Fischernetzen geknotet, bedecken sie vom Kopf bis zur Schweifrübe und abwärts bis unter Bauchhöhe das Pferd und werden über das Geschirr, jedoch unter die Fahrleinen gelegt. Eine derartige Anschaffung macht sich gut bezahlt in Gegenden, wo — wie gesagt — starke Fliegenplage ist, denn die Mitbewegung des Netzes am Pferdekörper läßt das Niederlassen der Fliegen nicht zu, erspart sonach dem Pferde Aufregung, Kraftverausgabung und die Plage.

*

Die Grundgedanken all dessen, was man vom Pferde wissen muß und welcher Art die Hilfsmittel sind, die zu seiner Bestverwendung erforderlich und nützlich sind, haben wir nunmehr besprochen. Wir kommen im folgenden auf die verschiedenen und eigentlichen Verwendungsarten des Pferdes zu reden.







W.S.R.-Olsztyn
BIBLIOTEKA
Zakładu Hodowli Koni

Schmissig geschrieben
Echt im Inhalt
Interessant bis zum Schluß

das ist die Charakteristik für eine Neuerscheinung, die sich an alle Rennsport- und Pferdesportfreunde wendet.

Kerle im Rennsattel

Vollblut — Kämpfer — Zwischenfälle

von Peter Paul Möbius

170 Seiten, mit 45 Bildern, Leinenband **RM. 3,—**

Von Rittern des Sattels, von Kämpfen zwischen Start und Ziel, von edlen Pferden, aufregenden Rennen, ernsten und heiteren Zwischenfällen und von der harten Arbeit, die Pferderennen erst möglich macht, darüber schreibt der Autor. Es ist ein schönes Buch, das man auch mit „Turfgeschichten" überschreiben könnte.

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Wilhelm Limpert-Verlag · Berlin SW 68

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie
010-069538